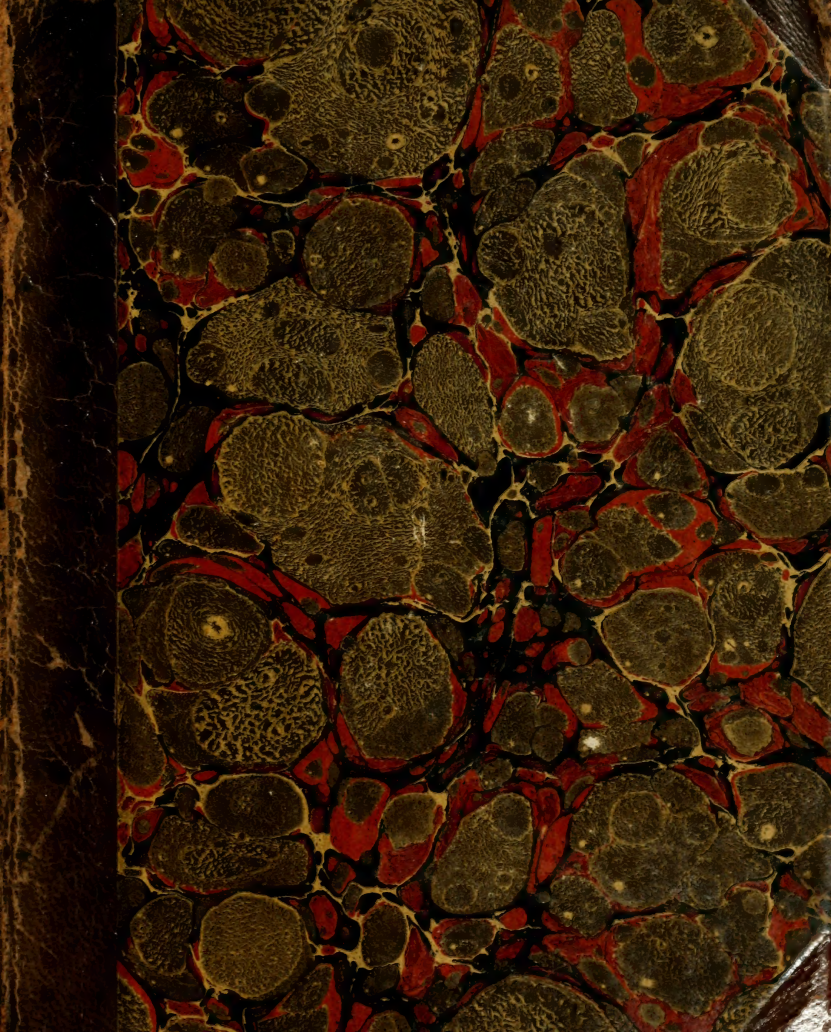


3444.

166

PRINCE DE POLIGNAC.

Taschenbuch

der

neuesten Geschichte.

Herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

LIBRARY
MAR
UNIVERSITY OF TORONTO

Erster Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1829.

Mit 24 Portraits.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

LIBRARY
MAR 16 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

D
2
T27
1829

Inhalt.

A. Die Geschichte des Jahres 1829.

Seite.

Einleitung 1
I. Rußland und der Orient 10
1) Die türkisch-griechische Frage 10
2) Der Balkankrieg 33
3) Der kaukasische Krieg 66
4) Der Friede von Adrianopel 105
5) Der griechische Krieg 115
6) Zustand der Türkei 131
7) Rußland 142
II. England 152
1) Die Emancipation der Katholiken 152
2) Zustand Englands 173
III. Frankreich 187
1) Die Lage Frankreichs vor Eröffnung der Kammern des Jahres 1829 187
2) Die französischen Kammern im Jahre 1829 vom 27 Januar bis zum 31 Julius 192
3) Das Ministerium Polignac 203
4) Andere Angelegenheiten Frankreichs 219
IV. Portugal und Brasilien 223
1) Die Sache der Donna Maria da Gloria, legitimer Königin von Portugal 223
2) Portugal 240
3) Brasilien 254
V. Spanien und die südamericanischen Freistaaten 263
1) Spanien 263

Seite.

2) Das spanische America 279
a. Mexico 282
b. Guatemala 303
c. Columbia, Peru, Bolivia 305
d. Chili 314
e. Das Staatensystem am Rio de la Plata . . . 315
f. Paraguai 321
g. Montevideo 322
VI. Die Vereinigten Staaten von Nordamerica 325
VII. Die Niederlande 335
VIII. Scandinavien 341
1) Schweden 344
2) Dänemark 348
IX. Italien 349
X. Die Schweiz 359
XI. Deutschland 364
1) Allgemeine Angelegenheiten 364
2) Oesterreich 370
3) Preußen 373
4) Die kleinern deutschen Staaten 376

B. Kleine Chronik 382

Naturmerkwürdigkeiten 385
Reisen 389
Kunst und Alterthümer 391
Miscellen 394
Regenten-Tafel 402
Nekrolog des Jahrs 1829 405
Chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1829 413

A.

Geschichte des Jahres 1829.

Die Geschichte des Jahres 1829.

Einleitung.

Versuchen wir, den Charakter der neuesten Weltbegebenheiten zu bezeichnen.

Noch zu keiner Zeit herrschte ein so inniger Zusammenhang, eine so allgemeine Wechselwirkung zwischen allen Völkern und Staaten, als jetzt. Kaum in den entferntesten Winkeln der Erde geschieht etwas, das vereinzelt für sich da steht. Wie Glieder eines Körpers theilen alle gebildeten und selbst die ihnen benachbarten rohen Völker ein gemeinsames Leben. Jeder Pulsschlag dieses Lebens, jede Empfindung, jeder Gedanke pflanzt sich von einem Ende der cultivirten Welt bis zum andern fort, und keines der einzelnen Glieder kann thätig seyn, ohne daß die übrigen mehr oder weniger mit thätig sind. Da wo sonst die Communication durch Meere, Berge und Wüsten gehemmt war, fliegen jetzt Couriere und Dampfschiffe mit Windeseile von Osten nach Westen, von Norden nach Süden, und wo sonst der Nationalhaß und der Eigensinn barbarischer Cabinette jede andere fremde Einmischung außer der der Waffen von sich wies, breitet jetzt die Diplomatie und Journalistik ihr großes Netz über alle Staaten, und an jedem

Ort weiß man, was an jedem andern geschieht, und kein Staat handelt mehr allein, kein Volk lebt mehr allein.

Diese wechselseitige Communication hat ihren Grund in dem gemeinsamen Bedürfniß. Das Bedürfniß aber ist ein doppeltes. Wir erkennen in allen neuesten Weltbegebenheiten hauptsächlich zweierlei Triebfedern. Das menschliche Geschlecht im Allgemeinen, hat das Bedürfniß fortzuschreiten zur Verbesserung; die bestehenden Staaten im Einzelnen haben das Bedürfniß, theils sich zu erhalten, theils über andre das Uebergewicht zu bekommen.

Was zuerst den allgemeinen Culturzweck, den Fortschritt des menschlichen Geschlechts zu allseitiger Verbesserung seines Zustandes betrifft, so müssen wir darin die Grundidee des neuen Zeitgeistes, die Grundkraft des öffentlichen Lebens, also auch den Grundzug der neuen Geschichte und die Hauptrichtung erkennen, die der Strom der Zeit nimmt, und zu welcher alle andern trotz aller Krümmungen und Gegenläufe zuletzt einlenken müssen.

Wird gefragt, von welcher Art die Verbesserungen sind, die gegenwärtig allgemein erstrebt werden und zum Theil schon erreicht sind? so ist die Antwort: Zunächst materielle Verbesserungen! Bei Entstehung des Christenthums, zur Zeit der Reformation, selbst noch zur Zeit der Revolution handelte es sich mehr um Ideen, um Veredlung oder Aufklärung der Geister. Jetzt treten diese Fragen, von wie höherem Range sie auch seyn mögen, mehr in den Hintergrund, und es handelt sich hauptsächlich um die Verbesserung des materiellen Zustandes der Völker und Staaten.

Der scheinbare Rückschritt von geistigen Bestrebungen zu materiellen ist in der That ein wahrer Fortschritt. Wir sind

in dieser Hinsicht binnen kurzer Zeit sehr weit an politischer Weisheit vorgerückt. Nach mannichfachen Abirrungen sind wir zu dem Erfahrungssatz gelangt, daß das materielle Daseyn die gebärende, nährende und erhaltende Mutter des geistigen ist, und daß die Gesundheit der Seele stets abhängig ist von der Gesundheit des Körpers. Man sucht das politische Ideal in dem physischen Wohlstand der Völker, im Privatglück. Dieß ist die Grundbedingung aller andern Vortheile der Macht und Größe, wie der Cultur und Freiheit. Es fällt keiner gebildeten Nation mehr ein, sich um religiöser Ansichten willen selbstmörderisch zu zerfleischen, oder eine abstracte Staatsform, der Theorie zu Liebe, unter Mord und Ruinen in's Leben zu rufen, oder in den weichlichen Musenkünsten allein Entschädigung für ein armseliges Daseyn zu suchen. Man hat wohl erfahren und eingesehn, daß jene geistigen Bestrebungen unfruchtbar bleiben, wenn sie die materielle Basis aushöhlen, und man weiß, wie oft einer fixen Idee der Wohlstand und das Blut ganzer Generationen aufgeopfert worden ist. Man ist umgekehrt überzeugt, daß Wohlstand und ein heiteres gesundes Volksleben eine religiöse und sittliche Gesinnung, eine vernünftige, Alle gleich beschränkende und Allen gleich nützliche Freiheit, und endlich Liebe zu den Künsten des Friedens nothwendig und ungerufen erzeugen müssen. Daher accommodirt sich jetzt Alles dem großen Zweck, den materiellen Wohlstand zu befördern. Die religiösen Fragen sind durch die allgemeine Toleranz beantwortet oder einstweilen beseitigt. Die politischen Fragen haben sich auf die einzige concentrirt: wie macht man es, daß der Privatmann, das Volk im Ganzen und dadurch auch der Staat und die Regierung wohlhäbig, reich und dadurch zu allem Andern mächtig werde? Selbst die Wissenschaf-

ten haben sich von den leeren Abstractionen, in welche sie sich früher zu versenken pflegten, zum Praktischen gewendet und sind mehr oder weniger in den Dienst der Industrie getreten.

Was die Regierungen betrifft, so strebt eine jede in Bezug auf die innern Verhältnisse des Staats zunächst, die alten Schulden abzutragen, das Staatseinkommen und zugleich auch das Einkommen der Unterthanen zu bereichern. Die cultivirtesten Staaten geben sich alle erdenkliche Mühe, und wenden einen, früheren Zeiten unbekannten Scharfsinn auf, um Beides zu vereinigen, den größtmöglichen Reichthum des Staats und den mindestmöglichen Druck der Unterthanen. Das erstere ist nothwendig, weil jeder Staat kräftig nach Außen gerüstet seyn, und zugleich in dem Maß auch für die innere Verwaltung mehr aufwenden muß, in welchem der Staat ausgebildeter und complicirter ist. Das zweite ist nothwendig, weil Druck und Armuth der Unterthanen theils die Finanzquellen des Staats verdünnt, theils zu Revolutionen geneigt macht, theils den Staat nach Außen hin schwächt, vorzüglich aber deßwegen, weil in gebildeten Staaten das Volk selbst mächtig genug ist, gegenüber der Regierung seine Privatbedürfnisse geltend zu machen, und vermittelst der Kammern die Regierung zu nöthigen, ihren eigenen Vortheil nur in dem Privatvortheil der Unterthanen zu finden.

Daß auch von Seiten der Völker selbst die finanzielle Frage jetzt jeder andern untergeordnet wird, leidet wohl keinen Zweifel. Die Kammern, die Petitionen, die Journale, die Flugschriften, ja selbst die partiellen Aufstände, in welchen die Völker ihre Sprache vernehmen lassen, stimmen durchweg überein, mit Uebergehung aller alten theoretischen Schwärmereien, nur praktische Verbesserungen zu erlangen. Es kommt dabei wenig

mehr auf Staatsformen an. Ob Republik, ob Monarchie, gilt jezt ziemlich gleich, wenn nur die materiellen Interessen des Bürgers in dem einen wie in dem andern Falle gesichert sind.

Indeß stehen die Staaten noch auf sehr verschiedenen Stufen der Ausbildung, und der Norden und Süden bilden in dieser Beziehung noch einen auffallenden Contrast. Die nordischen Staaten sind am weitesten in der Cultur fortgeschritten, während die südlichen weit zurückgeblieben sind. Daher sehen wir in Portugal, Spanien, Italien und der Türkei in demselben Maß Armuth, Sclaverei und Rohheit, als dort noch der religiöse oder politische Haß die Geister zerrüttet und die materielle Wohlfahrt über dem Streit bigotter oder frivoler Vorurtheile vergessen wird. Die Ideen, welche einst den Norden bewegten, haben sich in den Süden zurückgezogen, und während der Norden bereits die Früchte des innern Friedens und der gereiften Erfahrung genießt, muß der Süden jetzt die Stürme der Reformation und Revolution zu gleicher Zeit durchmachen. Dort kämpfen noch die Rechtgläubigen und Ketzer, die Absolutisten und Republicaner, die im Norden längst, wenn nicht versöhnt, doch befriedigt und durch das gemeinsame materielle Interesse beherrscht sind.

Wenn nun aber wenigstens der Norden eifriger und glücklicher als je dem Culturzweck dient, so wird dieses allgemeine und humane Streben doch mannichfach durchkreuzt durch das Streben jedes einzelnen Staats, auf Kosten des andern sich zu erheben. War der allgemeine Culturzweck die eine große Triebfeder der Begebenheiten, so ist der politische Egoismus die andre.

Es ist Thatsache, daß die äußere Politik an Weisheit und Billigkeit der innern noch nachsteht. Dieselben Cabinette, die

nach Innen die weisesten Maßregeln für das Wohl des Staats und das Glück des Volkes ergreifen, halten es nicht für unerlaubt, das Gedeihen fremder Völker und Staaten zu hemmen. Die liberalsten Vertheidiger der Volksrechte sind unbedenklich geneigt, das Recht fremder Völker zu verletzen. So sehen wir den Herzog von Wellington zu gleicher Zeit Irland emancipiren und doch gegen Portugal und Griechenland eine feindselige Politik befolgen. So sehen wir die französischen Liberalen zu gleicher Zeit das Ministerium wegen Verletzung der Volksrechte anklagen und Projecte machen, um Deutschland seine Rheinlande wieder zu entreißen. Solche Beispiele aus der jüngsten Zeit beweisen hinlänglich, daß die Moral der Staaten immer noch eine andre ist, als die der Individuen, und welche andre glänzende Beispiele von Mäßigung, Billigkeit, Großmuth seit der Begründung der heiligen Allianz uns die Morgenröthe einer neuen politischen Moral zu verkündigen schienen, so mangelt es doch keineswegs an Gründen, aus welchen der wechselseitige Verdacht des Egoismus noch immer die Seele der diplomatischen Verhandlungen ist.

Ein Staat ist im Bewußtseyn und Genuß seiner Macht großmüthig gegen die schwächeren, erhält sie bei ihrem alten Glück, oder befreit sie von einem Unglück und sichert ihnen neue Vortheile. Ein anderer denkt aber minder großmüthig, berechnet nur seinen eigenen Vortheil und mißbraucht seine Stärke auf Kosten der schwächern. Wieder ein anderer kann unmöglich gedeihen, wenn er nicht auf Kosten der andern sich vergrößert, seine politischen Gränzen bis zu den natürlichen des Landes ausdehnt, die Mündungen seiner Flüsse gewinnt ꝛc. Ferner läßt sich der persönliche Ehrgeiz unternehmender Fürsten oder Minister nie berechnen, und die Erfahrung vieler Jahr-

tausende bestätigt, daß die Gewalt dem Mißbrauch ausgesetzt ist. Daher ist der wechselseitige Verdacht eben so natürlich als klug.

Nachdem in Europa das einseitige Uebergewicht der Römer und später des deutschen Kaiserreichs aufgehört hatte, ist an dessen Stelle ein Gleichgewicht der verschiedenen neueuropäischen Staaten eingetreten. Es bestand darin, daß die Staaten wechselseitig einander ihr Bestehen garantirten, und sich wechselseitig gegen das einseitige Uebergewicht eines Einzelnen in Schutz nahmen, daß sich je die Schwächeren mit einander gegen den Stärkern verbanden, der nach Alleinherrschaft oder wenigstens nach dem Primat strebte. Der Egoismus und das Recht des Stärkern hat nicht selten dieses Gleichgewicht unterbrochen; dadurch sind auch einzelne Staaten untergegangen, andre entstanden, einzelne mächtiger, andre schwächer geworden; allein im Ganzen ist zuletzt immer wieder ein neues Gleichgewicht eingetreten.

Während in Bezug auf den allgemeinen Culturzweck der Norden und Süden einen Gegensatz bilden, bilden ihn in Beziehung auf das politische Gleichgewicht der Osten und Westen. Die eine große Wagschaale hängt über Rußland, die andre über England. Wie früher während der nordischen Reformationskriege der Süden das politische Uebergewicht behauptete, und hier westlich die Spanier, östlich die Türken um die Oberherrschaft stritten, so behauptet jetzt während der südlichen Reformationskriege der Norden das Uebergewicht, und im Westen streiten die Engländer, im Osten die Russen um das Primat.

In der großen Staatenelipse bilden jetzt Rußland und England die beiden Brennpunkte. Alle andern Punkte be-

ziehen sich entweder auf sie, oder wenn sie isolirt stehen, leuchten sie nicht so auffallend hervor, wie diese beiden.

Die Staaten der ersten Reihe drohen das Gleichgewicht durch ihr Uebergewicht zu stören, die Staaten der zweiten Reihe sind daher um so mehr darauf bedacht, es durch ihre imposante Vermittelung zu erhalten; doch sahen wir Frankreich im Jahre 1829 auf die Seite Englands, Preußen auf die Seite Rußlands sich neigen. Unter den Staaten der dritten und vierten Reihe sind die südlichen, die gegenwärtig durch innere Reformationskriege zerrüttet werden, dem Einfluß Englands oder Rußlands unterworfen, und dadurch auch deren Zankapfel, vor Allem die Türkei; während die kleineren nordischen Staaten, die sich der Ruhe und Kraft erfreuen, sich auch mehr diesem Einfluß zu entziehen wissen und den vermittelnden Staaten der zweiten Reihe sich anschließen.

Auf diese Weise spielen in der türkisch-griechischen Sache die beiden großen Triebfedern des Zeitalters, der allgemeine Culturzweck und der politische Egoismus in einander. Es handelt sich in dieser Sache eben so sehr um das Primat Rußlands oder Englands, als um den höchsten Zweck der Menschheit, die Civilisation. So ist die türkisch-griechische Sache der Centralpunkt der jüngsten Weltereignisse geworden.

Das Jahr 1829, welches diese Sache zur Entscheidung, wenigstens erster Instanz, gebracht hat, ist eben deßhalb in der Weltgeschichte von großer Bedeutung. Aber auch außer dem Frieden von Adrianopel zeichnen die Geschichte dieses Jahres Begebenheiten von hoher Wichtigkeit aus. Als die bedeutendsten dieser Begebenheiten nennen wir voraus: die Emancipation Irlands — den Ministerwechsel

in Frankreich — die mißlungene Unternehmung Spaniens gegen Mexico — die Unternehmung des Don Miguel gegen Terceira — die Händel Frankreichs und Oesterreichs mit den Raubstaaten — die Reformationsversuche des Pascha's von Aegypten — die Kriege in Columbien und Buenos-Ayres — die Streitigkeiten Englands mit Brasilien — den Oppositionskampf in den Niederlanden — den Zollvertrag zwischen Preußen, Bayern und Würtemberg — die Wahl Jacksons zum Präsidenten der Vereinigten Staaten — die Wahl Papst Pius VIII und dessen Eifer für das Ansehen der Kirche — die Vermählungen des Königs von Spanien und des Kaisers von Brasilien — der Gesandtenmord in Teheran — die Unruhen unter den Truppen in Ostindien — das Erdbeben von Murcia.

I.

Rußland und der Orient.

1.

Die türkisch-griechische Frage.

Die Türkei lebte mit dem christlichen Europa in Frieden, als im Jahre 1820 die Griechen das Joch der Sclaverei, das Jahrhunderte lang auf ihnen gelastet, mit kräftigem Nacken abschüttelten. Erstaunt sahen die christlichen Völker auf das kühne Unternehmen, mitfühlend den unendlichen Jammer der Tausende, die dem Racheschwerte der Barbaren dahinsanken, doch selber unthätig. Außer einigen hundert französischen, deutschen, italienischen, polnischen und scandinavischen Philhellenen, die zu dem neuen Kreuzzug nach Morea eilten, und außer den Geldsummen, welche namentlich aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz den Griechen als milde Gaben zuflossen, geschah nichts zu ihrer Hülfe; im Gegentheil sah man die Engländer und Oesterreicher den Griechen mancherlei Abbruch thun und ihre Unternehmungen gegen die Türken öfters hindern.

Die Frage, was mit den Griechen geschehen, ob man ihren Aufstand unterdrücken, ob man sie befreien helfen, oder

ob man sie sich selbst überlassen solle, wurde auf dem Congreß zu Verona von den großen Mächten Europa's berathen. Es galt damals, um jeden Preis den europäischen Frieden zu erhalten und die jüngst erst beschwornen Leidenschaften des Kriegs nicht aufs Neue sich entflammen zu lassen. Es galt damals, die Sache der Legitimität um jeden Preis zu beschützen, und die Insurrectionen der Völker in Spanien und Italien, die Verschwörungen in Frankreich zu unterdrücken. Durfte man nun die griechischen Insurgenten gegen den als legitim anerkannten Sultan beschützen? Kaiser Alexander I von Rußland soll zwar den Plan des griechischen Aufstandes schon vor seiner Ausführung gekannt und gebilligt haben, allein er opferte das besondere Interesse Rußlands dem allgemeinen Interesse der heiligen Allianz auf, und ließ die Griechen, die alle ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hatten, im Stich. Es geschah zu ihren Gunsten nur so viel, daß man nichts gegen sie beschloß, sondern sie ihrem Schicksal überließ.

In dieser schwierigen Stellung, von der Uebermacht der Türken bedrängt und von ihren christlichen Brüdern verstoßen, zeigten die Griechen einen festen und starken Charakter. Hatte man gehofft, ihr Aufruhr würde gedämpft und der ganze unangenehme Vorfall vergessen werden, so täuschten sie diese Hoffnung. Sie wurden nicht überwunden. Mit einem ihrer großen Ahnen würdigen Muthe trotzten sie dem Unglück und kämpften allein, nach acht blutigen Jahren noch unbesiegt. Wenn nun dieser Kampf, der bereits für die ganze Christenheit zum Skandal geworden war, nicht noch länger fortdauern sollte, so mußten die europäischen Mächte endlich vermittelnd eintreten. Dazu kam, daß die Besorgnisse vor Revolutionen durch die Niederlagen der Liberalen in Spanien und Italien

und durch die feste Stellung des royalistischen Ministeriums Villele in Frankreich verschwunden waren und man anfing, die Sache der Griechen von der Sache der Revolutionäre zu trennen. Diese veränderte Stimmung der Cabinette trat ein, als in Rußland Nikolaus I seinem kaiserlichen Bruder auf den Thron gefolgt war (1825) und in England der liberale Minister Canning ans Staatsruder kam. Sobald man nun einmal den Gedanken einer Einmischung in die orientalische Angelegenheit gefaßt hatte, traten auch die besondern Interessen einer jeden europäischen Macht, die sich bisher hinter dem allgemeinen Interesse der heiligen Allianz, d. h. der Legitimität und des Friedens, verborgen hatten, mehr und mehr hervor, und aus dem Conflict dieser vielfach entgegengesetzten Interessen müssen alle die vielen Schwankungen und Verzögerungen erklärt werden, welche seitdem in der Verfolgung der Griechensache statt gefunden haben.

Rußland hatte das lebhafteste Interesse, die Griechen zu unterstützen: 1) weil die Türken durch Nichterfüllung der zu Akjerman stipulirten Verträge es zum Kriege reizten und gewissermaßen nöthigten; 2) weil die Russen, als Glaubensgenossen der Griechen, aus Religionseifer und altem Türkenhaß den Krieg mit heißer Ungeduld erwarteten; 3) weil es für die innere Politik Rußlands wichtig war, die Armee zu beschäftigen, da kurz vorher bei der Thronbesteigung des Kaisers erst ein militärischer Aufstand unterdrückt worden war; 4) weil Rußland unablässig nach freier Schifffahrt ins Mittelmeer, daher auch nach Unterjochung der Türken trachtet, die ihm dieselbe durch die Dardanellen versperren. Seit Peter dem Großen wandte sich Rußland beständig nach dem Süden, um zunächst die Mündungen seiner großen Ströme, dann das

Meer zu gewinnen, wodurch allein der Absatz seiner Producte gesichert wurde. Es gewann nach einander das azowsche Meer und das schwarze Meer, aber die Herrschaft der Türken an den Dardanellen verwehrte ihm noch das Mittelmeer und schob hier seinem Handel und seinen Kriegsflotten einen Riegel vor. Diesen zu sprengen, ist einer der Hauptzwecke seiner Politik. Ob man 5) überhaupt die Tendenz Rußlands zur Eroberung in diesem Falle als Reizmittel zum Türkenkriege anführen darf, ist problematisch, da wenigstens der gegenwärtige Kaiser diese Tendenz nicht hat vorherrschen lassen, vielmehr mit seltener Großmuth schon gemachte Eroberungen zurückgegeben hat. Indeß sind die Vortheile, welche sich Rußland von dem Türkenkriege versprechen durfte und wirklich errang, den Vortheilen einer Eroberung ziemlich gleich zu schätzen, denn das türkische Reich erlitt dadurch einen so heftigen Stoß, und mußte sich zu so großen Gefälligkeiten gegen Rußland bequemen, daß es einem künftigen russischen Eroberer leicht fallen muß, es vollends zu zertrümmern.

Die Art, wie Rußland sich in der orientalischen Angelegenheit benahm, gab ihm in der europäischen Wagschaale ein enormes Uebergewicht. Es ergriff die Offensive, während England nur die Defensive behielt. Es blieb sich consequent, während Frankreich ungeschickt schwankte und wechselte. Es handelte, während die andern Mächte nur unterhandelten. Es errang alle Vortheile, die es wünschte, während den andern nur das Zusehen blieb. Es erhielt die öffentliche Meinung in ganz Europa für sich, theils durch seine Unterstützung der Griechen, theils durch seine Mäßigung im Siege, während England wegen seiner der ganzen Christenheit gehässigen und doch am Ende unnützen Turkomanie die Meinung von ganz

Europa gegen sich hatte. Klugheit, Kraft, Gerechtigkeit und Erfolg waren auf Seite Rußlands.

England verstand sich zwar unter Canning zu einer den Griechen günstigen Vermittlung, allein theils war dieselbe nur sehr bedingt, da in England auch der menschenfreundlichste Minister die Humanität immer dem englischen Interesse nachsetzen muß, theils starb er zu früh, und sein Nachfolger, der Herzog von Wellington, war wieder ein entschiedner Türkenfreund und that den Griechen so viel Abbruch, als es nach den von Canning begonnenen Unterhandlungen nur noch möglich war. Dieß ist indeß weniger ihm vorzuwerfen, als überhaupt der alten eingefleischten englischen Politik, die immer nur vom Egoismus ausgegangen ist, daher auch die Mehrheit der englischen Nation mit Wellington ganz übereinstimmend dachte. England strebt auf alle Weise, sich die Herrschaft der Meere zu sichern, und es ist ihm gelungen, dieselbe seit geraumer Zeit im Mittelmeere zu erhalten. Hier gebieten seine Flotten, durch den Besitz von Gibraltar, Malta und Corfu unterstützt. In langen Kriegen hat es die spanische und französische Seemacht so sehr geschwächt, daß sie nicht entfernt mehr mit der englischen concurriren können, und die italienische und türkische Seemacht ist durch den Verfall dieser Länder zur gänzlichen Unmacht herabgesunken. Nur das an Hülfsquellen unerschöpfliche und mächtig aufstrebende Rußland kann England im Mittelmeere gefährlich werden, wenn es durch die Eroberung von Constantinopel die Dardanellen gewinnt und seine Herrschaft bis an die Küsten des Mittelmeeres ausdehnt. Eben so kann ihm Griechenland gefährlich werden, wenn es ein neuer mächtiger Staat werden und seine günstige Lage für den Seehandel und die Errichtung einer Seemacht benützen sollte. Aus diesem

Grunde nun ist England eben so sehr gegen einen Krieg der Russen mit den Türken, in welchem die letztern geschlagen und unterjocht werden müssen, als gegen die Emancipation der Griechen; es wünscht vielmehr, daß hier Alles im alten Zustande bleibe, der ihm so bequem ist.

Allein wie sich in dieser Sache Alles für Rußland günstig gestaltete, eben so ungünstig für England. Gewalt konnte nichts helfen. Erstens gab Rußland durch sein Benehmen den Engländern auch nicht den mindesten Grund zu einem Kriege, da es mit eben so viel Großmuth als Klugheit gegen England jede Rücksicht beobachtete. Sodann hätte England nichts weiter thun können, als die russischen Flotten zerstören; auf dem festen Lande würde Rußland dennoch gesiegt und dann, ohne Zweifel mit Recht, Constantinopel erobert und behalten haben. Auf Oesterreichs Mitwirkung konnte England nicht rechnen, da dieser Staat strenger als jeder andere den Grundsatz des europäischen Friedens festhielt, und auch im entgegengesetzten Falle durch Preußen und Frankreich paralysirt worden wäre. England mußte somit jeden Gedanken an Gewalt bei Seite setzen und sich darauf beschränken, auf dem Wege der Unterhandlung die Erfolge der Russen und Griechen zu hemmen. Auf diesem Wege aber hatte es, zum großen Nachtheil seiner Politik, einige Fehltritte gethan. Es hatte in der voreiligen Schlacht bei Navarin seinen türkischen Freunden selbst den empfindlichsten Streich versetzt, und obgleich es diesen Handstreich desavouirte, so befand sich England dennoch in der bedenklichen Lage, einerseits die Türken mißtrauisch gemacht, andrerseits sich mit den andern Mächten zur Pacification Griechenlands schon zu weit eingelassen zu haben, um mit Anstand zurückzutreten. Die Folge davon war, daß die Pforte

den Freundesrath Englands nicht mehr befolgte, und hartnäckig ihren eigenen Weg ging, während auch Rußland und selbst Frankreich sich durch das englische Interesse weniger binden ließen. Zu alledem kam noch, daß die englische Politik sich in der Meinung aufs äußerste verhaßt gemacht hatte, besonders durch die Art, wie sie die Fortschritte der heldenmüthigen Griechen hemmte. So war also Unklugheit, Schwäche, Ungerechtigkeit und schlechter Erfolg auf Seite Englands. — Wägt man alle Rücksichten gegen einander ab, so scheint es, daß England am klügsten gehandelt haben würde, wenn es gleich Anfangs die vollständige Emancipation Griechenlands begünstigt hätte. Es konnte dieß, und dann würde das neue Griechenland zwar einigermaßen die Seeherrschaft der Engländer im Mittelmeere beschränkt haben, aber auch ein Bollwerk gegen das weit mächtigere und furchtbarere Rußland geworden seyn. Da es aber die Türkei nicht ganz retten konnte und die Griechen nicht ganz emancipiren wollte, so schwächte es beide, Türken und Griechen, und machte es auf diese Weise den Russen leicht, beide früher oder später sich zu unterwerfen.

Frankreich konnte nur das Interesse haben, die Griechen zu unterstützen, da der Nachtheil, von den Griechen beim levantischen Handel beeinträchtigt zu werden, durch den großen Vortheil, den Engländern, so wie in entfernter Beziehung auch den Russen im Mittelmeer ein Gegengewicht zu geben, bei Weitem aufgewogen wurde. Und wie zur See den Engländern und Russen, so mußte auch noch zu Lande den Oesterreichern gegenüber ein neuaufblühender griechischer Staat, wie ehemals der türkische, ein natürlicher Bundesgenosse Frankreichs seyn. In diesem Sinne handelte auch das französische Cabinet, indem

es

es theils auf dem Wege der Unterhandlung mit Rußland vereinigt dem englischen Interesse entgegenarbeitete, theils an der Schlacht bei Navarin sehr thätigen Theil nahm und den General Maison mit einer Armee nach Morea schickte, wodurch dieses Land factisch von der Tyrannei der Türken befreit wurde. Allein nachdem auf diese Weise Frankreich sich in die größten Unkosten zu Gunsten der Griechen versetzt hatte, verdammte es sich selbst dazu, nicht den mindesten Nutzen davon zu ziehen. Man spricht von einem kühnen Plane des Ministeriums Martignac, nach welchem Rußland, Frankreich und Preußen vereinigt Griechenland hätten emancipiren, das türkische Reich stürzen, und Hannover mit Preußen einverleiben sollen, wofür dann Preußen seine Rheinprovinzen an Frankreich zurückgegeben haben würde. Ohne über die Aechtheit und Ausführbarkeit dieses Planes, oder was immer das liberale Ministerium Frankreichs in der Ferne für Plane gehabt haben mag, zu streiten, wissen wir so viel, daß der Fürst von Polignac, französischer Gesandter in London, noch ehe er Martignac stürzte, mit Wellington einverstanden handelte, und als er in Frankreich selbst an die Spitze des Ministeriums trat, sich ganz der englischen Politik hingab, daher die Expedition nach Morea gänzlich gelähmt und Maison mit der Armee, einige tausend Mann abgerechnet, zurückgerufen wurde. Dieses Schwanken und Wechseln machte die Stellung Frankreichs in den orientalischen Angelegenheiten zu einer untergeordneten und schwachen, obgleich die Griechen der französischen Expedition außerordentlich viel und mehr als den Russen verdanken. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die öffentliche Meinung in Frankreich ganz für die Griechen und gegen das Wellington-Polignac'sche System war.

Oesterreich hatte aus Gründen der Legitimität gleich Anfangs eine große Abneigung gegen die griechischen Insurgenten, und überdieß konnte es nicht in seinem Interesse liegen, weder seinen Handel im adriatischen Meer durch den griechischen ruiniren, noch seine Ostgränzen durch russische Eroberungen an der Donau gefährden zu lassen. Es war also gegen den Türkenkrieg, behielt aber die kluge und überragende Stellung einer imposanten bewaffneten Neutralität bei, um die Entzündung eines allgemeinen europäischen Kriegs zu verhindern, und sich alle Vortheile zu bewahren, die man durch Warten zu rechter Zeit, wie anderwärts durch Handeln zu rechter Zeit, erwirbt. Wie 1813 zum Ausschlag bereit und den letzten Ausschlag gebend, ist es eines großen Vortheils immer gewiß.

Preußen hatte sich ganz dem russischen Interesse ergeben, wie es die engere Verbindung der Herrscherfamilien in beiden Staaten mit sich bringt. Die Frage, ob die außerordentliche Vergrößerung Rußlands Preußen nicht gefährlich werden, daher seine Politik gegen dasselbe bewaffnen müßte, ist unter diesen Umständen eine müßige Frage, mit der sich nur englische Blätter in ihrem Groll gegen die russischen Siege beschäftigt haben.

Die übrigen Staaten kommen nicht in Betrachtung. So viel von den Interessen der an der orientalischen Sache theilnehmenden Mächte. Was nun die Unterhandlungen betrifft, so sind dieselben nirgends lichtvoller dargestellt worden, als im Foreign Quarterly Review, aus dem wir folgenden kurzen Ueberblick über sie entlehnen: „Obgleich die Deputirten Griechenlands nicht nur kein Gehör auf dem Congresse von Verona, sondern sogar den Zutritt zur Stadt ver-

schlossen fanden, und der Kaiser Alexander jede Bitte derselben scheinbar zurückwies, so war letzterem dennoch das Schicksal des Landes schon damals nichts weniger als gleichgültig. Indessen war der einzige Beschluß zu welchem die alliirten Mächte in Verona sich damals vereinigten: „daß die griechische Angelegenheit, zu welcher Zeit sie auch verhandelt werden möge, als ein Gegenstand der Allianz und nicht Rußlands allein zu betrachten sey, und daß für die Griechen kein Zustand der Unabhängigkeit verlangt werden solle.“ Als die Insurrection durch die Errichtung einer Regierung mehr Festigkeit gewann, drang der Kaiser auf die Nothwendigkeit eines Vergleichs mit der Pforte, und machte im Winter 1823 specielle Vorschläge zu einer Dazwischenkunft. In der hierüber an die großen Mächte gerichteten Note drückt das russische Cabinet sich folgendermaßen aus: „Rußland kann bei einer Verlängerung des Zustandes der Dinge im Osten, der seine Verhältnisse mit der Levante unterbricht, seinen Handel vernichtet, und seine wichtigsten Interessen beeinträchtigt, nichts weniger als gleichgültig bleiben. Die andern alliirten Höfe haben allerdings nicht dieselben Gründe zu einer Dazwischenkunft; könnte es aber wohl mit einer weisen Politik und ihrem ersten Attribute, der Großmuth, vereinbar seyn, sich der Unterdrückung von Uebeln enthalten zu wollen, die sowohl Griechenland als die Türkei heimsuchen? Die Mächte sehen die Vereinigung zur Erhaltung des allgemeinen Friedens als eine heilige Pflicht an, aber so lange der Kampf zwischen der Pforte und Griechenland fortdauert, so lange in jenen Gegenden Revolution und Anarchie herrschen, kann dieser Friede, der Gegenstand so gerechter Wünsche, weder als bestehend noch

als gesichert angesehen werden — physisch nicht, weil der Kampf noch lange sein Ende nicht erreicht zu haben scheint; moralisch eben so wenig, weil dieser Kampf in die öffentliche Stimmung Europa's eine Unruhe wirft, deren Daseyn schon wirkliche Gefahr ist." Rußland forderte also seine Alliirten zur Intervention auf, auf dieselben Principien sich stützend, durch welche die verbündeten Mächte das Einmischen in die innern Angelegenheiten von Neapel, Piemont und Spanien gerechtfertigt hatten. Der Kaiser wies auf den Vorwurf hin, den ihnen ihre eigenen Völker machten, und der ihre eigene Ruhe gefährden würde, auf den Vorwurf, ein christliches Volk wieder unter das Joch barbarischer Mahomedaner zurückbringen zu wollen. In der Voraussetzung, daß der Sultan niemals die volle Unabhängigkeit der Griechen anerkennen, und die Griechen sich eben so wenig jemals wieder unter den frühern Despotismus der Türken beugen würden, schlug jene Note eine bereits im türkischen Reich bestehende Regierungsform, wie sie sich in der Moldau und Wallachei vorfand, für Griechenland vor. „Sollten die Griechen selbst Einwendungen dagegen machen, so würden doch die alliirten Höfe deren gänzliche Unabhängigkeit nicht anerkennen können, ohne von den Grundsätzen abzuweichen, welche die Sicherheit Europa's befestigt haben." Zwei Jahre seit der Ueberreichung dieser Acte gingen aus Mangel an Einigung ohne Resultat vorüber, bis endlich das Hinscheiden des Kaisers Alexander die Sache zu einer Krisis brachte. Canning, überzeugt daß Rußland die Ausgleichung der Angelegenheiten des Ostens von Europa nur allein übernehmen würde, schickte den Herzog von Wellington nach St. Petersburg, und der Erfolg dieser Mission war das

bekannte Protokoll vom 4 April 1826. Schon vor dieser Zeit hatte die brittische Regierung unter Canning sich factisch in die griechische Angelegenheit gemischt, indem sie durch die am 18 Februar desselben Jahres an den brittischen Befehlshaber im mittelländischen Meere, Sir Harry Reale, ertheilten Instructionen letzterm die Weisung gab, Ibrahim Pascha zu erklären, daß England jede Absicht einer Ausrottung der Einwohner von Morea mit Mißfallen betrachten, und ein solches Vorhaben sogar durch die Gewalt der Waffen verhindern würde. Das Protokoll vom 4 April wurde vorläufig geheim gehalten. Erst nachdem Herr Canning von seiner Reise nach Paris, wo er beim damaligen Ministerium Villele nicht das gehoffte Zutrauen fand, zurückgekehrt war, wurde das Protokoll den Höfen von Oesterreich und Preußen mit der wärmsten Einladung zur Mitwirkung und zum Zutritt zu dem vorgeschlagenen Bündnisse mitgetheilt. Die Antwort des österreichischen Hofs erfolgte am 29 und 30 December 1826, die des preußischen am 4 Januar 1827. „Se. kaiserl. königl. Majestät dankten in der an die Botschafter von Großbritannien und Rußland zu Wien überreichten Note den verbündeten Höfen für ihre vertrauliche Mittheilung, und schätzten den Geist, aus welchem deren humaner Entwurf geflossen war; ehe jedoch Allerhöchstdieselben einen thätigen Antheil an dem vorgeschlagenen Vertrage nehmen können, sey es Höchstihr Wunsch, fernere Erläuterungen über die beabsichtigte Ausführungsweise deffelben zu erhalten, und Se. Majestät nähme diese Gelegenheit wahr, ihre Ansichten zu erkennen zu geben, daß Allerhöchstdieselbe sich stets jeder Dazwischenkunft durch Gewalt, jeder Verletzung der Rechte der Türkei, und sogar jeder Drohung gegen diese

Macht widersetzt habe und noch widersetze." Preußischerseits lehnte Graf Bernstorff den Antrag aus dem Grunde ab, weil der preußische Hof in keiner so unmittelbaren Berührung mit der Türkei stehe, keine Flotte im mittelländischen Meere habe, und der preußische Gesandte bei der Pforte, im Falle die Botschafter der Verbündeten Constantinopel verlassen sollten, vermittelnd zur Erreichung des guten Zwecks auftreten könnte. Die eigentlichen Verhandlungen zwischen den drei verbündeten Höfen begannen hierauf im Jahre 1827. Sie endigten mit dem merkwürdigen Vertrage vom 6 Julius 1827, der von den Griechen freudig angenommen, von den Türken eben so entschieden verworfen wurde. Die Geschwader der verbündeten Mächte im mittelländischen Meere wurden sogleich verstärkt, und am 12 Julius erhielt Sir Edward Codrington geheime Instructionen (bis jetzt noch nicht bekannt) nebst einer Abschrift des Vertrages, den er vom 10 August an, in Vollziehung setzen sollte. Ungeachtet ihm aufgetragen worden war, das Aufhören der Feindseligkeiten zur See mit den kämpfenden Parteien zu erzwingen, und jede neue Landung türkischer oder ägyptischer Truppen von Asien, Afrika und den Dardanellen an den Küsten Griechenlands und den Inseln zu verhindern, so schwiegen doch die Instructionen an die Admirale über den Fall der Communicationen und Truppensendungen der Türken von einem Hafen Griechenlands nach dem andern, da wo beide Orte noch im Besitze der Muselmänner sich befanden, wie z. B. von Navarin nach Patras. In dieser Verlegenheit hielt Sir Edward Codrington bei der englischen Admiralität um neue Instructionen für einen solchen Fall an, so wie er sich auch an Herrn Stratfort-Canning in Constantinopel wandte, an welchen er zufolge seiner Originalinstruction bei jeder etwa

vorfallenden Erläuterung verwiesen war. Dieser übersendete ihm hierauf das Protokoll der Conferenzen der drei Botschafter zu Constantinopel vom 4 September, welche die verbündeten Flotten ermächtigten, nicht bloß jene offensiven Küstenexpeditionen von einem Puncte zum andern zu verhindern, sondern auch jegliche Abtheilung der ägyptischen und türkischen Flotte, welche Griechenland verlassen wollte, zu escortiren. Somit war der Zweck, den Krieg auf dem festen Lande zu einem baldigen Ende zu bringen, durch den erzwungenen Waffenstillstand zur See erreicht. Jenes Protokoll vom 4 September, das später zu Poros bestätigt und in seinen Folgen so wichtig wurde, enthält sieben Artikel: 1) daß der von den Türken verweigerte Waffenstillstand von den verbündeten Flotten bewirkt werden müsse, die weder den Truppen noch der Munition oder den Kriegsschiffen der Pforte das Landen in Griechenland erlauben dürften. 2) Die Griechen könnten eingeladen werden, die verbündeten Geschwader in der Blokirung der von den Türken besetzten Häfen zu unterstützen. 3) Die Admirale der Alliirten sollen die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung der Seeräuberei nehmen. 4) Sowohl die Küsten des griechischen Festlandes als die angränzenden Inseln sollten gegen die Angriffe der Türken beschützt werden. 5) Um jedem Irrthume vorzubeugen, ward die gesammte Küste des griechischen Continents und der angränzenden Inseln zwischen dem Meerbusen von Volo östlich und der Mündung des Flusses Aspropotamos westlich, nebst den Inseln Eubóa, Salamis, Aegina, Poros, Hydra, Spezzia und den andern benachbarten Inseln, jedoch mit Ausnahme von Rhodus, Samos und Candia, als die von den Verbündeten zu beschützende Küstenlinie erklärt. Der 6. Artikel wird nicht gegeben. Der 7. Artikel

lautet wörtlich also: „Die Admirale sollen in der Absicht den Vertrag zu erfüllen, so handeln, daß sie nöthigenfalls jeden Theil der ägyptischen oder türkischen Flotte, welche sich verpflichtet, keinen Antheil an den bestehenden Feindseligkeiten zu nehmen, beschützen; sie haben nach diesem Grundsatze einem jeden ägyptischen und türkischen Kriegs- oder Transportschiffe, das mit Truppen an Bord nach Alexandrien oder Constantinopel bestimmt wäre, zu seiner Rückkehr dahin Vorschub zu leisten. In Betreff der türkischen und ägyptischen Schiffe, die sich gegenwärtig in den Häfen von Navarin und Modon befinden, und die hartnäckig dort zu bleiben entschlossen sind, so müssen diese sowohl als die dortigen Forts allen Wechselfällen eines Kriegszustandes unterworfen bleiben.“ Dieser letzte Artikel liefert also endlich den Schlüssel zu der berühmten Schlacht bei Navarin. — Am 16 October schickte die englische Admiralität dem Admiral Codrington die Verhaltungsbefehle zu, welche im Wesentlichen mit den auf das Conferenzprotokoll der Botschafter von Constantinopel vom 4 September gegründeten Instructionen übereinstimmten. Es war der merkwürdige siebente Artikel jenes Protokolls, welcher die Admirale Codrington und Rigny noch vor der Ankunft des russischen Admirals veranlaßte, dem türkischen Admiral in Navarin gleich nach dem Empfang ihrer Instructionen anzuzeigen, daß sie den Befehl erhalten hätten, alle feindlichen Bewegungen gegen Griechenland zur See zu verhindern, und sie ihn daher ersuchten, sich jeder Unternehmung dieser Art zu enthalten. Es waren die Worte jenes 7. Artikels: daß die türkischen und ägyptischen Schiffe in Navarin und Modon, welche diese Plätze nicht verlassen wollen, nebst den dortigen Forts, allen Wechsel-

fällen eines Kriegszustandes unterworfen bleiben müssen," welche die alliirten Geschwader bewogen, am 20 October in die Bai von Navarin einzulaufen, und ihre Vorschläge, daß die mahomedanische Kriegsmacht Morea verlassen solle, zu erneuern, deren hartnäckige Weigerung hierauf die Collision herbei führte, welche die Admirale sogar dann noch zu vermeiden wünschten, nachdem Ibrahim Pascha, aus Nachgefühl über die durch die Wachsamkeit des brittischen Admirals herbeigeführte Vereitlung seiner treubrüchigen Bewegungen nach dem Waffenstillstande, die Griechen in Morea durch Feuer und Schwert zu vertilgen beschlossen, und die Verheerung mit unerhörter Grausamkeit bereits begonnen hatte. Niemals wohl erregte ein Sieg bei der siegenden Partei, sowohl in als außerhalb dem brittischen Cabinette, größeres Staunen, ja fast Bestürzung, als die Schlacht von Navarin; denn bestand auch damals das brittische Cabinet noch aus den liberalen Mitgliedern, welche das Canning'sche Ministerium bildeten, so war es sich doch seiner Schwäche seit dem Tode des Hauptes zu sehr bewußt, und hatte gegen herannahende ungünstige Verhältnisse zu viel zu kämpfen, um der Politik des verstorbenen Premierministers ferner entschlossen folgen zu können. Während den brittischen Seeofficieren in Navarin Belohnungen zugeschickt wurden, beschloß man Admiral Codrington zur Verantwortung aufzufordern. Kaum hatte sich aber Lord Wellington an die Spitze der Angelegenheiten Großbritanniens gestellt, als er auch schon — obgleich der politischen Bahn Cannings abhold — die Politik einer solchen Untersuchung für unstatthaft erklärte. Mittlerweile machte der russische Hof in der Erwartung, daß die andern beiden Mitglieder der Allianz fortfahren würden, den begonnenen

Weg zu verfolgen, um durch kräftige Maßregeln die Pforte zu einer Ausgleichung mit den Griechen zu zwingen, bald nach der Schlacht von Navarin neue Vorschläge zu einer gemeinsamen bewaffneten Dazwischenkunft der alliirten Geschwader in der Richtung der Dardanellen, unter Beifügung der Drohung einer Invasion vom Pruth her. Der Vorschlag für die Seeoperation wurde auch schon von St. Petersburg an Admiral Heyden nach dem mittelländischen Meere geschickt, der ihn dem Admiral Codrington mittheilte, von welchem er dem brittischen Cabinette vorgelegt wurde. Die englischen Minister wollten aber weder das begonnene Werk fortsetzen, noch dem Canning'schen Vertrage entsagen. Der Sultan glaubte aus dieser Unentschlossenheit eine Hoffnung auf künftige brittische Unterstützung zu finden, und räumte aus diesem Grunde den Botschaftern der Verbündeten zu Constantinopel nichts mehr ein. Das Loos für den Krieg war also geworfen. Mittlerweile wurden die griechischen Kriegsschiffe mit der Blokade der in den Händen der Türken befindlichen Plätze in Morea beauftragt, und etwas später mit Ibrahim Pascha ein Vertrag über die Räumung der Halbinsel abgeschlossen. — Endlich begannen in London die Unterhandlungen über eine in den französischen Häfen auszurüstende Expedition nach Morea. Anfangs widersetzte sich das brittische Cabinet diesem Plane, unter der Bemerkung, daß der Vertrag vom 6 Julius die Anwendung der Waffengewalt nicht ausspreche. Da aber die Aegyptier Morea nicht verlassen wollten, und der Hof der Tuilerien bestimmt und fest seine Neigung zur Dazwischenkunft aussprach, erhob Lord Aberdeen neue Bedenklichkeiten, und zwar: daß eine Expedition fremder

Truppen nach Morea den Wünschen des Präsidenten von Griechenland zuwider sey. Auch diese Entgegnung wurde bald durch die erhaltene Antwort des Grafen Capodistrias beseitigt, der nicht nur seine Einwilligung in den Vorschlag Frankreichs ertheilte, sondern sogar den eifrigsten Wunsch für die baldige Ankunft der französischen Truppen ausdrückte. Nun wurden neue Schwierigkeiten über die von den Franzosen zu besetzende Gebietsstrecke und die Dauer der Occupation in den Weg gelegt, bis endlich die französische Regierung am 23 Junius 1828 eine Finalerklärung ihres Beschlusses überreichte, worauf die brittische Regierung einwilligte, und sogar Kriegsschiffe zum Transport der französischen Truppen anbot. — Großbritannien verstand sich indeß nur dazu, daß Morea von den Mahomedanern befreit würde. Als die Expedition diesen Zweck erreicht hatte, und der französische Oberfeldherr Miene machte, den Isthmus von Korinth zu überschreiten, um auch Athen in den Kreis des befreiten Griechenlands zu bringen, wurde die Eifersucht der brittischen Minister wieder rege, und die französischen Minister sahen sich genöthigt, sofort Gegenbefehle (gegen wahrscheinlich frühere geheime Instructionen) zu senden. In einer Zusammenkunft der Bevollmächtigten in London am 16 November 1828 kamen hierauf folgende zwei Beschlüsse zu Stande: „1) daß es dem Urtheile Frankreichs anheimgestellt bleiben solle, ob es einen Theil der Hülfstruppen noch auf eine längere Zeit in Morea lassen wolle; 2) daß die verbündeten Mächte Morea und die Cycladen unter ihre provisorische Garantie nähmen, ohne Beeinträchtigung der Frage über die künftigen Gränzen Griechenlands, die in den später zu eröffnenden Verhandlungen mit der Türkei festgestellt wer-

den sollten.“ Dieses Protokoll, das der Pforte mitgetheilt, dem Präsidenten Capodistrias aber vorenthalten wurde, ward nachher mit dem berühmten Protokoll vom 22 März 1829 der Welt bekannt. Darin wurde ausgemacht, der Pforte vorzuschlagen, die Gränze des neuen griechischen Staats bis zu den Golfen von Volo und Arta auszudehnen. Uebrigens blieb es aber dabei, daß Griechenland unter der Suzeränetät der Pforte stehen, derselben einen jährlichen Tribut zahlen und die ehemals in Griechenland ansässigen Türken entschädigen solle. England hatte eine viel engere, Rußland eine viel weitere Gränze Griechenlands verlangt, Frankreich setzte diese mittlere Begränzung durch. Sie blieb indeß nur ein Vorschlag, und die brittische Regierung war so wenig damit zufrieden, daß sie, um die Griechen in ihren Wünschen einer Ausdehnung im eigenen Vaterlande einzuschüchtern, und gewaffnet mit dem Protokoll vom 22 März d. J., dem englischen Residenten in Aegina, Hrn. Dawkins, den Befehl gab, den Rückzug der griechischen Truppen nach Morea zu verlangen. Die Regierung der jonischen Inseln bekam zu gleicher Zeit die Weisung, die griechische Blokade von Prevesa aufheben zu machen. Dieses Verfahren, das die Politik der gegenwärtigen Machthaber im brittischen Cabinette ins volle Tageslicht stellte, wurde nicht nur vom Grafen Capodistrias, der auf eine anderweitige feste Grundlage gestützt war, entschieden zurückgewiesen, sondern auch das französische Ministerium sah sich in einer Note vom 23 Junius d. J. veranlaßt, peremtorisch eine Erklärung über das außerordentliche Verfahren des Lord-Oberkommissärs der jonischen Inseln zu verlangen. In dieser Note heißt es: „Bis zu dieser Stunde habe Se. allerchristlichste Majestät in Bezug auf die Angelegenheiten Griechenlands nie einen

Schritt gethan, ohne sich mit ihren Alliirten zu berathen; bis zu dieser Stunde haben Allerhöchstdieselben den Vertrag von London als eine Garantie gegen Reibungen unter den großen Mächten angesehen, von welchen die Ruhe Europa's so wesentlich abhänge; bis zu dieser Stunde habe jedes einzelne Mitglied der Allianz sich bestrebt, die Pflichten gemeinsam zu erfüllen, welche ihr Bündniß ihnen allen auferlegt hat; wenn aber ein Einzelner unter ihnen (wie in dem gegenwärtigen Falle) auftrete, für sich allein zu handeln, so würde die gemeinschaftliche Sache gefährdet, und die Allianz in kurzer Zeit aufgelöst werden." — Während nun das Cabinet von St. James auf der betretenen Bahn nicht fortgehen konnte, und die Mandate des Hrn. Dawkins von Seite der Griechen unbeachtet blieben, blieb auch der Sultan nach dem begonnenen zweiten Feldzuge der Russen bei seiner beharrlichen Weigerung einer Annahme der ihm vorgelegten Concessionspuncte in Betreff Griechenlands, die ihm niemals in der Gestalt eines Ultimatums vorgebracht worden waren. Als aber die brittischen Minister die Wiederanknüpfung der Unterhandlungen mit der Pforte herbeigeführt zu sehen wünschten, schlug das französische, hierin von Rußland unterstützte Cabinet vor, daß vor der Rückkehr der beiden Botschafter nach Constantinopel der Pforte eine erläuternde Erklärung mitgetheilt werden sollte, auf welcher Grundlage die Mächte die Verhandlungen wieder aufzunehmen gesonnen wären, wodurch sie ihre Würde im Falle einer abermaligen Weigerung, verwahrt haben würden. Das brittische Cabinet, das an der Geneigtheit der Pforte zu gemäßigten Zugeständnissen nicht zu zweifeln schien, betrachtete diese Vorsicht als überflüssig. Frankreich weigerte sich aber, bevor dieser Punct ins

Reine gebracht wäre, seinen Repräsentanten nach Constantinopel zu senden, um sich nicht einer neuen Insulte auszusetzen. Wenn diese Rückkehr dennoch zugleich mit der des brittischen Repräsentanten statt fand, so war dieß ausschließlich dem Fürsten Polignac, dem damaligen französischen Botschafter in London beizumessen, der eigenmächtig von den Instructionen seiner Regierung abgewichen war — ein Benehmen, das vom vorigen französischen Ministerium in seiner damaligen schwankenden Stellung eben so wenig mehr geahndet als anerkannt werden konnte. General Guilleminot war in seinem Beglaubigungsschreiben und als außerordentlicher Botschafter zur speciellen Unterhandlung eines Vertrags in Bezug auf Griechenland bezeichnet, während das Creditiv Sir Robert Gordons ihn als residirenden Botschafter beglaubigte, der griechische Vertrag mochte abgeschlossen werden oder nicht. Daher der Unterschied in dem Empfange der Repräsentanten beider Mächte von Seiten der Pforte. Der Sultan zeigte sich indessen zum vierzehnten Male unerbittlich. Endlich traf in den letzten Tagen des Augusts in London die Nachricht von den Siegen der russischen Heere ein, und zum erstenmale äußerte nun in einer Conferenz der drei in London befindlichen Botschafter der Herzog von Wellington Namens Englands: „Daß man fürderhin den Eigensinn des Sultans nicht mehr beachten, und über Griechenland mit oder ohne seine Einwilligung entscheiden solle.“ Diese Sinnesänderung wurde in der Gestalt einer Resolution zu Protokoll genommen. Nicht lange darauf brachten Sir R. Gordons Depeschen die Nachricht, daß die russische Armee den Balkan überschritten, und der Sultan endlich der gewünschten Beilegung der griechischen

Angelegenheiten ein Ohr geliehen habe, doch unter noch schlimmern Bedingungen, als sogar der Vertrag vom 6 Jul. 1827 ausgesprochen hatte, nämlich: „1) Morea solle einen von der Pforte ernannten Hospodar erhalten; 2) Griechenland müsse sich nur auf diese Halbinsel beschränken; 3) habe es jährlich einen starken Tribut zu bezahlen; und dürfe 4) weder eine Land- noch eine Seemacht halten, noch eine Nationalflagge oder sonst ein Abzeichen von Unabhängigkeit führen. — Als hierüber wieder eine Zusammenkunft der Bevollmächtigten der drei Mächte in London gehalten wurde, konnte nur Ein Mitglied der Conferenz, hierin eine befriedigende Einwilligung in den Vertrag von London wahrnehmen, die andern beiden schwiegen, und zogen vor, vorläufig die Dinge die da kommen sollten abzuwarten; bis endlich der zehnte Artikel des Friedensvertrags von Adrianopel den seit Jahren bestandenen gordischen Knoten der Triple-Allianz in Einem Zuge zerhieb."

Um diese interessante Uebersicht der Verhandlungen, so weit sie zur Geschichte des Jahres 1829 gehören, noch vollständiger zu machen, führen wir noch folgende Data an. Während in London der englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Aberdeen, unter dem unmittelbaren Einfluß Wellingtons, mit dem russischen Gesandten, Fürsten Lieven, (dessen geistreiche Gemahlin der Politik auch nicht fremd geblieben seyn soll) und dem genialen Grafen Matuschewitsch, der am 27 Januar 1829 als außerordentlicher Gesandter Rußlands nach London kam, so wie mit dem französischen Gesandten, Fürsten von Polignac, unterhandelte, befanden sich die bei der Pforte accreditirten Gesandten der drei Mächte, welche Constantinopel verlassen hatten, Herr Stratford Can-

ning, der englische, Marquis von Ribeaupierre, der russische, Graf Guilleminot, der französische, zu Neapel, wo sie am 15, 16 und 17 Januar angekommen waren, um die Ereignisse einstweilen abzuwarten. Hier trat an Stratford Cannings Stelle Sir Robert Gordon. — In Constantinopel selbst wurde nichts destoweniger die Unterhandlung fortgesetzt. Am 1 Januar kam daselbst Herr Joubert, französischer Commissär, und ein russischer Parlamentär an, allein sie richteten gegen die Hartnäckigkeit der Pforte, die zuletzt immer auf die Hülfe Englands hoffte, so wenig etwas aus, als die Bemühung des niederländischen Gesandten van Zuylen, der für Frankreich und England, und des dänischen Residenten von Hübsch, der für Rußland unter der Hand den Vermittler machte. Die Pforte nahm keines von den nach einander aus London ankommenden Protokollen an, und gab nur so weit nach, daß sie einstweilen die Neutralität Morea's anerkannte und keine Truppen mehr dahin schickte, weil sie alle ihre Streitkräfte gegen die Russen brauchte. Sie erkannte aber keineswegs damit auch die Unabhängigkeit Morea's an. Erst die kriegerischen Erfolge der Russen veränderten den Stand der Dinge und gaben den Unterhandlungen durch den Frieden von Adrianopel eine neue Wendung. Wir richten nun unsere Blicke auf den Krieg, um später zu den Unterhandlungen zurückzukehren.

2.

Der Balkankrieg.

Der Feldzug, welchen die Russen im Jahre 1828 gegen die Türken eröffneten, hatte zum Zweck, die letztern zu zwingen, theils die gebrochenen Verträge von Akjerman zu halten, d. h. namentlich Rußland die Dardanellen zu öffnen, theils die Londoner Protokolle anzunehmen, d. h. die Emancipation Griechenlands zuzugeben. Aufs feierlichste hatte Kaiser Nikolaus gelobt, er unternehme diesen Krieg nicht aus eigennützigen Absichten, nicht um zu erobern, und dadurch beschwichtigte er nicht nur die Eifersucht Englands, sondern behielt auch der Pforte gegenüber eine so großmüthige Stellung, daß sie den Eifer der Vertheidigung lähmen mußte. In der That blieb die russische Großmuth nicht ohne Wirkung auf das türkische Volk, das ohnedieß diesen Krieg ungern sah und dabei nicht mehr die alte Energie zeigte.

Sultan Mahmud hatte so eben eine große Revolution in seinem Reich bewirkt. Die militärische Aristokratie der Janitscharen hatte bisher die monarchische Kraft der hohen Pforte gelähmt, und insbesondere jeder nützlichen Reform widerstrebt. War dieß für die innere Verwaltung der Türken sehr nachtheilig, so noch vielmehr für den Krieg, da, jemehr das europäische Kriegswesen sich ausbildete, die rohe Unbeholfenheit der Janitscharen ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten konnte. Doch war es höchst gefährlich, die mächtige Kaste dieser Janitscharen zu stürzen. Schon ein Sultan hatte darüber das Leben eingebüßt. Dennoch gelang es dem Sultan Mahmud, dem man große Charakterstärke nicht absprechen

kann, in dieser drohenden Krise, die Janitscharen mit Feuer und Schwert bis auf den Namen zu vertilgen, und ein neues Kriegsheer nach dem Muster der christlichen Armeen aufzustellen. Allein dieses neue Heer konnte in kurzer Zeit nicht hinlänglich genug geübt werden, und die Nation ertrug nur mit Unwillen die Abschaffung so vieler alten, mit dem mahomedanischen Aberglauben innig verflochtenen Gewohnheiten und Einrichtungen.

Dennoch war der erste Feldzug 1828 für die Türken nicht so ungünstig, als man hätte erwarten sollen. Die Russen begingen manche Fehler, die ihren Siegeslauf hemmen mußten. Der lange und kostspielige Feldzug von 1828 hatte kein größeres Resultat, als daß sich die Russen unter dem Feldmarschall Wittgenstein in der Moldau und Wallachei festsetzten und Varna eroberten. Sie mußten aber sowohl von Schumla als von Silistria zurückweichen und konnten das Balkangebirg nicht überschreiten. Strapazen und Krankheiten brachten ihnen überdieß großen Verlust bei. Auch zur See geschah nichts Entscheidendes. Die russische Flotte mußte sich darauf beschränken, im schwarzen Meere Jagd auf türkische Schiffe zu machen, und den Paß der Dardanellen am Ausgang ins Mittelmeer blokirt zu halten, um Constantinopel die Zufuhr abzuschneiden. Am Kaukasus gelang es dem tapfern General Paskewitsch die festen Stellungen zu erobern, die Armenien beherrschen, doch drang er noch nicht weiter vor. Man schreibt die geringen Erfolge der Russen am Balkan dem Mangel an Einheit und Schnelligkeit in den Operationen zu, wozu die persönliche Gegenwart des Kaisers und des Großfürsten Michael, seines Bruders, beigetragen haben soll, da es einem Feldherrn, selbst wenn er weniger alt und vorsichtig ist, als es Wittgen-

stein war, immer schwer seyn muß, unter den Augen eines höhern Gebieters und bei dem Einflusse verschiedener Rathgeber die Kühnheit zu entwickeln, die den Feldherrn schnell zum Siege führt, der ganz allein auf seine Verantwortung und zu seinem Ruhme handeln darf.

Man sagt, Graf Diebitsch, Chef des Generalstabs, habe dem Kaiser eine Denkschrift überreicht, ihm darin die begangenen Fehler auseinandergesetzt und einen neuen Feldzugsplan vorgeschlagen. Hierauf hat der Kaiser ihn, der sich mit seinem Kopf für den Erfolg verbürgt, mit uneingeschränkter Vollmacht zum Oberfeldherrn ernannt, und sich selbst von der Armee zurückgezogen. Eben so uneingeschränkte Vollmacht erhielt Paskewitsch am Kaukasus, und, wie man glaubt, auch Matuschewitsch in London. Und diese Männer waren es, die in der kürzesten Zeit das seltene Vertrauen des Kaisers durch glänzende Erfolge reichlich belohnten, aufs Neue bestätigend, daß Vertrauen eine der ersten Regententugenden ist.

Wittgenstein stand zu Anfang des Jahres 1829 mit der russischen Hauptmacht in Bessarabien in den Winterquartieren, während General Langeron die eroberten Punkte auf dem rechten Donauufer besetzt hielt. Unter seinem Commando stand General Roth in den Verschanzungen von Hirsova bis Pravadi, welche die Communication mit Varna deckten. General Suchtelen beobachtete Silistria, Malinowsky Nikopolis, Kisselew Giurgewo und General Geismar Widdin. Die Türken ihrerseits hielten ihre Festungen besetzt; ihre Hauptmacht befand sich aber unter dem Großvezier Izzet Mehmed in Schumla, und unter Tschapan Oglu in Nikopolis. Außerdem sammelte Hussein Pascha hinter dem

Balkan in Adrianopel große Streitmassen, die von Constantinopel her beständig ergänzt wurden.

Während die Hauptarmee ruhte, beunruhigte man sich nur auf den Vorposten. Um 13 Januar wurde bei Koslidscha ein russisches Commando von den Türken überfallen und größtentheils aufgehoben. Die Russen behaupten, es sey überhaupt nur 80 Mann stark gewesen, die Türken wollen dagegen 300 Gefangene gemacht haben. Am 23 und 24 Januar unternahm General Roth eine große Recognoscirung in der Umgegend von Bazardschik, wobei einige unbedeutende Gefechte vorfielen. Wichtiger war dagegen die Waffenthat des Generals Malinowsky, der am 24 Januar mitten in tiefem Schnee und während des Eisgangs der Donau die Festung Kalé, den Brückenkopf von Nikopolis, mit Sturm nahm. Die Russen stürmten mit Hülfe der Leitern und ihrer Flinten, die sie mit den Bajonetten in den Wall pfählten, im Nu durch die Schießscharten von allen Seiten in die Festung, und machten die Türken, die sich noch in den Häusern hartnäckig wehrten, theils nieder, theils mit ihren Chefs, Ibrahim Pascha und Toptschi Pascha, gefangen; Tschapan Oglu sandte aus Nikopolis zum Entsatze für Kalé einige Fahrzeuge, die aber geschlagen wurden. Zu gleicher Zeit bemeisterte sich der Obristlieutenant Wyschkowski der Vorstädte von Turno, die er den Flammen preis gab. Nachdem General Langeron sich selbst an Ort und Stelle begeben, wurde am 11 Februar auch die benachbarte Festung Turno durch Capitulation des Commandanten, Achmet Aga, genommen. Endlich wurde auch die auf der Donau überwinternde türkische Flotte von 30 Schiffen durch den russischen Major Stepanow mit 200 Mann unter den Kanonen von Nikopolis verbrannt, am 24 Februar. Die Rus-

sen schlichen sich über das Eis der Donau und überraschten die Türken; nur Ein Schiff wurde gerettet. Tschapan Oglu that bei allen diesen Gelegenheiten nicht, was er hätte thun können, und rechtfertigte seine früheren Drohungen sehr wenig, weßhalb er auch später auf Befehl des Sultans verhaftet wurde.

Dieß ging noch unter dem Commando des Feldmarschalls Wittgenstein vor, der am 21 Februar den Grafen Diebitsch zum Nachfolger erhielt. Auch Langeron dankte ab, und an seine Stelle trat Graf Pahlen. Der neue Feldherr kam am 24 desselben Monats nach Jassy und traf sogleich Anstalt, die ganze Armee zum bevorstehenden Feldzug in Bewegung zu setzen und besonders den im Frühjahr immer sehr schwierigen Uebergang über die reißende Donau vorzubereiten. Um dieselbe Zeit (31 Januar) wurde auch in der türkischen Armee das Obercommando geändert, der Großvezier Izzet Mehmed trat ab, und an seine Stelle kam der durch seine Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnete und durch seinen Sieg über Ali Pascha von Janina, so wie durch die Eroberung von Missolunghi und von der Akropolis berühmte Redschid Pascha, Seraskier von Rumelien. Der neue Großvezier wurde aber noch durch den Aufstand der ihren Sold fordernden Albanesen in Janina aufgehalten, und kam erst am 31 März im türkischen Hauptquartier zu Schumla an.

Im Februar fielen bei neuen Recognoscirungen des Generals Roth noch einige kleine Vorpostengefechte vor, und am 3 März wurde das türkische Lager am Kamtschik durch einige kühne Kosaken verbrannt. Am 28 Februar fiel die befestigte Stadt Sizebol am schwarzen Meere, südlich von Burgas, dem russischen Contreadmiral Kumani in die Hände, der auf diesem Puncte Truppen ans Land setzte, um den Türken

in die Flanke zu fallen und die Operationen der Donauarmee zu unterstützen. Die 1600 Albaneser, die Sizebol hatten vertheidigen sollen, ergriffen die Flucht. Zwar versuchte Hussein Pascha diese Diversion der Russen zu verhindern und griff von Burgas aus mit 5500 Mann Sizebol an, wurde aber nach einem heftigen Gefecht am 9 April mit Verlust von 251 Todten zurückgeschlagen. Dagegen mißlang eine Unternehmung Kumani's auf das von den Türken gut vertheidigte Ahioli. — Auch bei Giurgewo, der einzigen noch von den Türken besetzten Festung auf dem linken Donauufer, fielen mehrere hitzige Gefechte vor, indem die Besatzung häufige Ausfälle machte, aber immer von dem die Stadt einschließenden General Kisselew wieder zurückgeschlagen wurde. Aehnliche Ausfälle machten die Türken um diese Zeit aus Orsowa, und streiften an mehreren Punkten über die Donau in die Wallachei hinüber. Diese Ausfälle, verbunden mit dem Angriff Hussein Pascha's auf Sizebol, waren das Vorspiel zu größern offensiven Bewegungen, welche der Großvezier beabsichtete. Um diese Zeit erlitten die Russen auch einen Verlust bei Czernowoda, wo sich drei Regimenter von den Türken überfallen ließen.

Im April ging die große russische Armee, nach glaubwürdigen Berichten 120,000 Mann stark, unter dem Commando des Grafen Diebitsch über die Donau und concentrirte sich in der Gegend von Silistria. Das Hauptquartier langte den 21 April in Galacz an. Der Plan des Feldherrn war, zuerst die große Festung Silistria, die er nicht im Rücken liegen lassen durfte, zu nehmen und dann den Uebergang über den Balkan zu forciren.

Am 17 Mai wurden nach einem heftigen Gefechte die Verschanzungen von Silistria wieder eingenommen, welche man bei der

Aufhebung der Belagerung im vorigen Jahre verlassen hatte. An demselben Tage hatte der Großvezier von Schumla aus die Offensive ergriffen und den General Roth, der mit einem Theil des Vortrabs bei Eski-Arnautlar unfern von Pravadi stand, mit weit überlegner Macht angegriffen, um den Russen die Communication mit Varna abzuschneiden, von wo sie hauptsächlich ihre Lebensmittel (von Odessa über das schwarze Meer) bezogen. Der russische Bericht über dieses Gefecht lautet also: „General Roth war eben mit der Zusammenziehung seines Corps beschäftigt, und noch hatten nicht alle Regimenter den an der Straße von Eski-Arnautlar, fünf Werste von Pravady, bezeichneten Vereinigungspunkt erreicht. Die ersten sechs Bataillons waren im Augenblicke durch den vierfach stärkern Feind umzingelt, der sie von allen Seiten mit Wuth angriff. Aber sie leisteten fünf Stunden lang Widerstand. Gegen neun Uhr rückte der Generalmajor Wachten aus Dewno heran. Seine Erscheinung zerstiebte die feindliche Cavallerie, die im Rücken des Generals Roth herumwirbelte, und der Großvezier selbst machte schon Miene seine Unternehmung aufzugeben, als er eine Verstärkung von 10,000 Mann aus Schumla erhielt. Nun suchte er den General Roth auf seinem linken Flügel zu umgehen. Dieser stellte einige Regimenter an die gefährdete Stelle, wobei sich das Regiment Schoßk großer Gefahr aussetzte, da die Türken an Streitkräften so sehr überlegen waren. Es bekam aber wieder Luft und das Gefecht währte mit beispielloser Erbitterung noch längere Zeit fort, ohne daß unsere Truppen, trotz ihrer außerordentlichen Minderzahl, einen Fußbreit Boden zurückgewichen wären. Endlich gegen acht Uhr Abends ließ der Großvezier, völlig abgeschreckt, den Kampf einstellen und kehrte nach Schumla zurück mit Ver-

lust von 2000 Mann." Der Großvezier selbst wurde in diesem Gefecht durch eine matte Kugel leicht verletzt.

Vor Silistria entbrannte mittlerweile ein heißer Kampf. Die Türken machten in der Nacht vom 27 zum 28 Mai einen heftigen Ausfall, bei welchem die Russen Verlust erlitten, und wiederholten diese Ausfälle noch öfter, namentlich am 2 und 4 Junius. Am 5 Junius aber überließ der Oberfeldherr die fernere Belagerung dem General Krassowsky und brach selbst mit dem Kern der Armee gegen den Großvezier auf, um einen entscheidenden Schlag zu thun. Der Großvezier nämlich war aufs Neue mit seiner ganzen Macht von Schumla aufgebrochen, um die russische Linie mit Gewalt zu sprengen, sich nach Pravadi zu werfen und den General Roth und die Festung Varna von der russischen Hauptarmee zu isoliren. Dieser gut berechnete Plan wurde von Diebitsch durch einen noch bessern vereitelt. Während der Großvezier gegen Roth marschirte, warf er sich selbst in dessen Rücken, schnitt ihn von Schumla ab und zwang ihn unversehens zu einer Hauptschlacht in offnem Feld, in welcher das überlegene Talent des Grafen Diebitsch einen glänzenden Sieg davon tragen mußte. Wir entlehnen Folgendes aus dem russischen Berichte. „Von Silistria ist es auf dem geradesten Wege nicht weniger als vier Tagmärsche bis zu den Umgebungen von Pravadi, während der Großvezier nur einen Tagmarsch von Schumla entfernt stand, wohin er sich ohne Zweifel zurück gezogen haben würde, so wie er unsere Annäherung erfahren hätte. Es war daher dringend nothwendig, unsere Bewegung vor ihm verborgen zu halten, selbst auf die Gefahr, einen größeren Marsch machen zu müssen. Es ward beschlossen auf Kaurga zu rücken. Die Truppen, welche der Oberbefehlshaber mit sich nahm, bestanden im 24

Bataillonen, 24 Escadronen und 1 Regiment Kosaken. General Krassowsky ward vor Silistria gelassen, um die Belagerung mit 27 Bataillonen, 8 Escadronen und 1 Regiment Kosaken fortzusetzen. Der Oberbefehlshaber setzte sich mit der Hauptcolonne am 5 Jun. in Marsch und kam am 9 Jun. nach Tauchan-Kosludschi und die Avantgarde nach Yaluskioi. In diesem Lager ward es nicht gestattet Feuer anzuzünden. Auf der andern Seite ließ General Roth die Feuer seines Lagers vor Eski-Arnautlar fortbrennen, und zog noch in der Nacht gegen Tauchan-Kosludschi, wo seine Cavallerie am 10 Juni in der Frühe des Morgens eintraf. Die Stellung des Großveziers war bloß durch das sehr schwierige Defilé von Newczatsch zugänglich. Es wäre unklug gewesen, ihn auf diesem einzigen Debouché anzugreifen, da selbst, vorausgesetzt daß es gelungen wäre ihn zu werfen, der Großvezier doch noch freien Rückzug über Markowscha nach Schumla gefunden hätte, wo er alle Lebensmittel und Munitionsdepots hatte. Diese Betrachtung bestimmte den Oberbefehlshaber die Bewegung fortzusetzen, um sich auf die directen Communicationslinien des Feindes zu stellen. Den 10 Jun. brach er auf. Die Avantgarde des Generals Kreuz stieß bei Jeni-Bazar auf einige Abtheilungen türkischer Cavallerie, welche sie warf und gegen Schumla schob. Türkisches Fußvolk, welches den Uebergang des Baches Bulanlik, bei dem Dorfe dieses Namens, vertheidigen wollte, hatte dasselbe Loos, worauf General Kreuz den Bach überschritt. Er stützte auf denselben seine rechte Seite, dehnte seine Linke gegen Astracha aus, und das Mitteltreffen gegen Schumla, um die Rückseite des Gros des Corps zu decken, das sich mit dem Hauptquartier bei Madara aufstellte, die Fronte gegen das Defilé von Schikowna gerichtet, das den

directen Weg von Pravady nach Schumla durchschneidet. Eine neue Avantgarde von fünf Bataillonen und vier Escadronen, unter den Befehlen des Generalmajors Otrotschenkoff ward bei Kulewtscha und Schikowna aufgestellt, um die Defiléen desto besser zu bewachen. Das Corps des Generals Roth wurde für den Augenblick in Tauchan Kosludschi gelassen, um unsere eigenen Communicationslinien besser zu decken, falls der Feind die Absicht hegen sollte, durch das Defilé von Newczatsch auszurücken. Uebrigens konnten sich die Corps mit Leichtigkeit gegenseitig unterstützen. Durch den Marsch von Madara war die Lage des Großveziers kritischer geworden. Die Defiléen, welche die Stärke seiner Stellung ausmachten, waren auch eben so viele Schranken, die er selbst nicht mehr überschreiten konnte. Von Keriwna hatte er nur drei Auswege: der eine war durch die Stadt Pravadi maskirt, die wir fortwährend behaupteten; die beiden andern waren die von Newczatsch und Schikowna, welche wir bereits Anstalt getroffen hatten, ihm zu versperren. Indessen fürchtete Redschid-Pascha noch durchaus nicht, daß seine Angelegenheiten so schlecht stünden. Unser Marsch von Silistria war ihm so vollkommen verborgen geblieben, daß er auch nicht den mindesten Verdacht deßhalb hegte, und daß er, als er von Schumla aus benachrichtigt wurde, es stehe ein russisches Truppencorps in der Ebene vor dieser Stadt, glaubte, dieß sey General Roth, der mit einem Theile seines Corps eine Diversion zu Gunsten Pravadi's mache. Er entschloß sich nun, die Belagerung des letztern aufzugeben, gegen das Corps des Generals Roth zu rücken, und dann auf dem directen Wege von Schumla nach Silistria zu marschiren, um diesem Platze zu Hülfe zu kommen. In dieser Absicht verließ er sein Lager bei Keriwna am 10 Jun. Abends und wandte sich in der

Nacht von Markowna auf Schikowna. General Roth, von dieser Bewegung sogleich benachrichtigt, brach von Tauchan-Kosludschi auf und vereinigte sich am 11 Jun. früh mit dem Corps des Grafen Pahlen, so daß das bei Madara versammelte Heer sich auf 44 Bataillone und 50 Escadronen belief. Bereits am 11 Jun. früh zeigten sich einige türkische Truppen, Reiterei und Fußvolk, in den Debouchéen von Schikowna. Doch hatten einige Ueberläufer erklärt, der Vezier habe auf dieser Seite nur eine Colonnenspitze vorgeschickt, während er selbst mit dem Gros seiner Truppen von Markowna über Kowarna auf Maraschi ziehe. Indeß erhielt zu größerer Sicherheit um 9 Uhr Morgens die Avantgarde des Generals Otrotschenkoff Befehl, eine forcirte Recognoscirung vorzunehmen. Kaum war dieser General vorgerückt, so stürzte sich ihm der Feind mit großen Massen Reiterei und Fußvolk entgegen. Die Angabe der Ueberläufer zeigte sich als unrichtig, der Vezier selbst befand sich hier mit seinem ganzen Heere. Es entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Unsere Avantgarde wurde noch durch eine Abtheilung unter dem tapfern General Arnoldi verstärkt. Nach vier Stunden des heftigsten Kampfes veranlaßte die Ermüdung der Streitenden eine Unterbrechung des Treffens. Die Türken zogen sich etwas zurück, und nahmen eine feste Stellung unmittelbar unter dem Debouché ein. Der Oberbefehlshaber benützte die gezwungene Unthätigkeit des Feindes, und ließ sogleich frische Truppen vorrücken. Zu gleicher Zeit schickte er, um die Besatzung von Schumla im Schach zu erhalten, dem Corps des Generals Kreuz noch eine Unterstützung zu. Gegen 5 Uhr Abends rückten die Colonnen entschlossen vor. Hingegen zeigte der Feind, entmuthigt durch die am Morgen erlittenen Verluste und nicht mehr im Zweifel,

daß er sich einem russischen Hauptcorps gegenüber befinde, nicht mehr dieselbe Hitze. Ein wohlgerichtetes Feuer begann den Angriff. Beim ersten Schusse flogen einige feindliche Pulverwagen in die Luft. Dieß steigerte den Schrecken der Türken auf den höchsten Grad; sie zogen sich gegen die Defiléen zurück. Das Aufeinanderstoßen, das hier statt fand, verwandelte den Rückzug bald in eine völlige Auflösung. Der Vezier selbst ergriff die Flucht, wobei er seine ganze Artillerie und seine Wagen im Stiche ließ, unter denen sich seine eigene Kutsche befand. Sein ganzes Heer lief aus einander, den Fußpfaden zu, die auf die Höhen der Berge führen, von wo sich die Flüchtlinge einzeln zu retten suchten. Während der ganzen Nacht verfolgte sie Graf Pahlen lebhaft bis Markowscha. So endigte dieser merkwürdige Tag der Schlacht von Kulewtscha. Das türkische Heer verlor 40 Kanonen, 5 Mörser, eine große Anzahl Gewehre und Kriegsmunition, gegen 1500 Gefangene, und ungefähr 5000 Todte; unser Verlust beträgt 1500 Todte und 1000 Verwundete, unter welchen sich die Generale Otrotschenkoff und Glasenap befinden. — Am 12 Jun. wurde General Roth auf Marasch vorgeschoben, um hier von den Flüchtlingen noch so viel als möglich aufzufangen. Um seinen Marsch zu hindern oder zu beobachten, ließ der Feind von Schumla her 1500 Pferde ausrücken, welche Fürst Madatow, der mit der Cavallerie die Colonne des Generals Roth nach der Ebene hin deckte, angriff und in einem Nu warf. Die Türken zogen sich gegen eine Redoute zurück, welche von unsern Werken des vorigen Jahrs noch stehen geblieben war. Fürst Madatow befahl den Husaren vom Pferde zu steigen, und die Redoute anzugreifen, die hierauf sammt den darin befindlichen Kanonen genommen wurde. Die Husaren warfen sich, von diesem Er-

folge angefeuert, auch noch auf eine zweite, in der Nähe der erstern gelegene Redoute, aber diese ward von 400 Mann mit 3 Stücken Geschütz tapfer vertheidigt. Nun ließ General Roth ein Bataillon des Regiments Ochotsk und ein Bataillon des 31sten Jägerregiments vorrücken. Diese Tapfern, welche noch die Verluste, die der Tag vom 17 Mai sie gekostet, zu rächen hatten, stürzten sich mit Wuth auf die Redoute, nahmen sie und ließen die ganze Besatzung derselben über die Klinge springen. Dieses kleine Treffen vermehrte unsere Trophäen noch mit 5 Kanonen, 12 Fahnen und einigen Gefangenen. Der Verlust des Feindes belief sich auf 600 Mann; der unsrige nur auf 100, Todte und Verwundete."

Die Schlacht bei Kulewtscha entschied das Schicksal des Krieges. Der Großvezier entkam zwar nach Schumla noch immer mit einer beträchtlichen Macht und hielt diese sehr feste Stellung noch mit 10 bis 20,000 Mann fortwährend besetzt, allein er war doch nicht mehr im Stande das offne Feld zu halten, und die Russen am Uebergang über den Balkan zu hindern. Auch waren die Türken entmuthigt, Silistria konnte sich, da es vom Großvezier nicht mehr entsetzt werden konnte, nicht länger halten. So verkündete diese Schlacht den Ausgang des ganzen Krieges, und Kaiser Nikolaus soll, als er die Nachricht davon empfing, fröhlich ausgerufen haben: „nun soll Europa sehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin!" Er hat sein Wort gehalten, den Sieg nicht mißbraucht und die versprochene Mäßigung durch die That bestätigt.

Der siegreiche Feldherr wartete nur den nahen Fall Silistria's ab, und suchte ihn zu beschleunigen, ehe er den Balkan überstieg. Er ließ daher den Grafen Pahlen vor Schumla stehen,

um den Großvezier einzuschließen und eilte selbst ins Lager von Silistria zurück. Die Stadt neigte sich, trotz der heldenmüthigen Gegenwehr der türkischen Besatzung, zum Fall. Am 9 Jun. hatte General Geismar die feste Stadt Rachova an der Donau, zwischen Widdin und Nikopolis, nach einem verzweifelten Wiederstande eingenommen und dadurch den Türken in Silistria die Zufuhr, die sie von Widdin aus auf der Donau erhielten, abgeschnitten. Die tapfern Pascha's, die in Silistria befehligten, Sert-Mahmud und Adji Achmet, wandten Alles an, sich zu halten, und wiederholten ihre Ausfälle, worunter der am 19 Jun. besonders heftig war. Allein Diebitsch betrieb die Belagernng so ernsthaft, daß sie in dem Augenblick, in dem die Russen schon überall Breschen gelegt hatten und die Stadt durch Sturm fallen mußte, sich zu capituliren entschlossen. Silistria fiel am 30 Jun., nachdem die Türken fünfzehn Ausfälle gemacht und 5000 Todte verloren hatten. Es waren nur noch 6568 Mann übrig, welche Kriegsgefangene wurden. — Nun stand dem Uebergang über den Balkan kein Hinderniß mehr im Wege. Diebitsch ließ den General Geismar vor Widdin, um den Pascha von Scutari, der 20,000 Albanesen dahin geführt hatte, im Schach zu halten, den General Kisselew vor Giurgewo, und den General Krassowsky vor Schumla. Er selbst zog mit 80,000 Mann Kerntruppen unverweilt dem Balkangebirge zu, das seit der Herrschaft der Türken in Europa noch nie ein feindliches Heer überschritten hatte. Der russische Bericht darüber lautet also: „Alle vom Feind eingegangenen Nachrichten stimmten darin überein, daß seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Vertheidigung Schumla's gerichtet sey, und daß er, um sich an diesem Punkte, den er ernstlich bedroht glaubte, zu verstärken, den

untern Kamtschik entblößt habe. Da die Türken solchergestalt unsere Absicht begünstigten, so war vor allen Dingen die größte Vorsicht nöthig, um sie so lange als möglich in ihrem Irrthum zu lassen. Zu diesem Zwecke geschah der Abmarsch aus dem Lager vor Schumla immer nur des Nachts, in aller Stille, und nur dann, wenn neue von Silistria angekommene Truppen die im Lager entstehenden Lücken ausfüllen konnten vom 13 bis zum 18 Julius. Der Großvezier beunruhigte unsere Bewegungen gar nicht. Der Kamtschik, ein nicht sehr breiter aber reißender Fluß, der nur seltene und gefährliche Fuhrten hat, war das erste Hinderniß, welches wir zu überwinden hatten, um den Balkan zu erreichen. Die Türken hatten an allen zugänglichen Punkten mit Geschütz versehene Verschanzungen aufgeworfen. Bei seiner Ankunft in Kadikioi erfuhr der General Rüdiger, daß der Feind in Kiuprikioi einen Posten von 3000 Mann hatte, den er nur mit großem Verluste hätte von vorn angreifen können. Er beschloß daher, nur den General Giroff mit 2 Bataillonen und 1 Kosakenregimente direct gegen Kiuprikioi vorzuschieben, um die Türken in der Fronte zu beschäftigen, während er selbst mit der Hauptmasse seiner Streitkräfte den Feind umgehen und den Fluß bei Kralamaly, 5 bis 6 Werste unterhalb Kiuprikioi, passiren wollte. Am 17 um 6 Uhr Morgens erschien er vor Kralamaly, wo er ein Corps von etwa 1000 Türken überrumpelte, die sich bei seiner Annäherung zerstreuten, und ihr Lager mit 3 Fahnen im Stich ließen. In der Nacht schlug der General Rüdiger eine Brücke, bewirkte den Uebergang, und marschirte am 18 früh auf Kiuprikioi, wo Jussuff-Pascha Widerstand zu leisten versuchte, und sich auf der Anhöhe dieses Dorfes in Schlachtordnung aufstellte. Unsere Truppen aber rückten unter Trommelschlag,

das Gewehr im Arm muthig vor, ohne einen Schuß zu thun. Da ergriff der Feind die Flucht, und verlor bei der Verfolgung außer dem Lager und 2 Fahnen noch 4 Kanonen und einige Gefangene. General Rüdiger marschirte nun am rechten Ufer des Kamtschik hinunter, um im Nothfall den General Roth zu unterstützen. Dieser hatte gleichfalls am 17 die Ufer des Kamtschik an der Stelle erreicht, wo dieser Fluß die Straße von Varna durchschneidet. Der Feind hatte am entgegengesetzten Ufer eine gute mit 12 Stück Geschütz besetzte Verschanzung inne, und von beiden Seiten begann ein sehr lebhaftes Kanonenfeuer. Als General Roth sah, daß letzteres von keinem Erfolge war, entschloß er sich, seinerseits ebenfalls, durch seinen Uebergang, unterhalb der türkischen Stellung dem Feinde in den Rücken zu kommen. Während der Nacht ließ er den General Froloff dem Feind in der Fronte zurück und marschirte selbst durch fast unwegsame Gegenden; 4 Brücken, die man genöthigt war über eben so viele Arme des Kamtschik zu schlagen, hatten unsere Operation so sehr verzögert, daß der Uebergang erst am 19 bei Tagesanbruch bewerkstelligt werden konnte. Nun stürzte sich General Weljamin-off auf die feindliche Verschanzung und nahm sie ohne Schwierigkeit, indem die Türken, mit Wegwerfung ihrer Waffen, die Flucht ergriffen. Diesen glücklichen Erfolg benutzend, wandte General Roth sich sogleich nach Derwisch-Joffan, wo sich das Hauptlager Ali-Scheffiks, Pascha's von zwei Roßschweifen, befand, dem die Vertheidigung des niedern Kamtschik übertragen worden war. Des schwierigen Weges ungeachtet erreichte man das feindliche Lager. Zuerst zeigte sich ein neuerrichtetes, reguläres türkisches Cavallerieregiment, das in einem Augenblick zurückgeworfen wurde. Die das feindliche Lager deckenden Verschan-

schanzungen wurden erobert. General Froloff seinerseits, sobald er von dem gelungenen Uebergange des Generals Roth Nachricht erhielt, beschloß gleichfalls, sich auf den Feind zu werfen. Ein Trupp Freiwilliger, ohne die Aufsuchung einer Stelle zum Uebergange abzuwarten, stürzte sich in den Strom, um hinüber zu schwimmen; diese Kühnheit imponirte dem Feind, der sich nur so viel Zeit ließ, eine Kartätschensalve zu geben, seine Kanonen in der größten Eile abführte, und sich dann auf Aspro zurückzog. Hundert Kosaken, die den Jägern durch den Strom nachgeschwommen waren, verfolgten die Türken und nahmen ihnen eine Kanone ab. Nachdem diese Gefechte den Uebergang über den Kamtschik und die Wege durch den Balkan eröffnet hatten, ließ der Oberbefehlshaber das Heer über diese Berge, welche so lange Zeit für eine der unübersteiglichsten Schutzmauern des türkischen Reichs gegolten haben, vorrücken. Die rechte Colonne des Generals Rüdiger erreichte am 20 Juli Funduti-Déré jenseits des Dorfes Arnautlar, ihre Avantgarde streifte bis nach Aiwadschik. Die vom General Roth befehligte linke Colonne gelangte nach Aspro, und ihre Avantgarde bis nach Paliobano auf dem Kamme des Balkans. Das Hauptquartier und das Armeecorps des Grafen Pahlen rückten nach. Am 22 Jul. stieg die Avantgarde, den südlichen Abhang des Balkangebirges hinab. Eine feindliche Abtheilung wollte ihr für einen Augenblick den Durchgang durch einen Engpaß, durch welchen der Weg führte, streitig machen. Die Jäger erwiderten das Musketenfeuer des Feindes nicht, sondern warfen ihn mit gefälltem Bajonette in wenigen Augenblicken über den Haufen. Die Kosaken verfolgten ihn und nahmen ihm 131 Gefangene und eine Fahne ab. Am Morgen desselben Tages rückte Gene-

ral Roth über den Balkan bis nach Paliobana. Das felsichte Terrain setzte seinem Marsche Anfangs große Schwierigkeiten entgegen; er mußte sich durch Pioniere Bahn brechen, und später bei Monaster-Kioi die Avantgarde eines feindlichen Armeecorps zurückwerfen. Der Seraskier Abdul Rachman, Pascha von drei Roßschweifen, welcher die Truppen am Kamtschik, die Besatzungen von Mesambri, Achioliou und Burgas und das dem Platze Sisipolis gegenüberstehende Observationscorps befehligte, hatte die Flüchtlinge vom Kamtschik bis Kelleler gesammelt, und sich mit 6 bis 7000 Mann auf das rechte Ufer des Jeschi-kioi-Déré begeben, wahrscheinlich in der Absicht, durch diese Centralstellung alle Plätze am Golf von Burgas zu decken. General Roth griff die Stellung des Feindes unverweilt an, der nur einige Augenblicke widerstand. Die Türken wurden so heftig verfolgt, daß sie ohne Schwertstreich zwei Strandbatterien und eine Werft, auf welcher eine schöne Corvette eben fertig geworden war, im Stiche ließen. Wir nahmen dem Feinde 400 Gefangene, 7 Fahnen und außerdem noch 4 Feldgeschütze ab. General Roth überließ die fernere Verfolgung der Fliehenden den Kosaken, und schickte von diesem Punkte aus einen Theil seiner Avantgarde gegen Mesambri. Dieser Platz ist befestigt, und ein verschanztes Lager vor der Landzunge, welche die Stadt mit dem Festlande verbindet, verwehrte den Zugang zu derselben. Allein unser Feuer wirkte so stark, daß die 375 Mann starke Besatzung der Verschanzung theils durch unser Kartätschenfeuer niedergeschmettert wurde, theils die Waffen streckte. Unsere Batterien wendeten sich nun ohne Zeitverlust gegen die Festung Mesambri selbst. Der dort befehlende Osman Pascha, welcher gleichzeitig von dem Geschwader des Admirals Greigh bedroht und durch

die Artillerie des Generals Roth hart bedrängt wurde, ergab sich am Morgen des folgenden Tages, 23 Jul., mit 10 Fahnen, 15 Geschützen, 100 türkischen Beamten und 2000 Kriegsgefangenen. Die Colonne des General Rüdiger marschirte am 23 gegen Alacharia. Ein feindliches Corps zog sich vor ihm in Eile nach Aidos zurück und hinterließ in seinem bei jenem Dorfe befindlichen Lager eine große Anzahl Munition und 2 Feldgeschütze. Die durch den reißend schnellen Marsch und durch die glänzenden Erfolge der Armeen eingeschüchterte Besatzung von Achioliou verließ am Morgen desselben Tages die Verschanzungen dieser Festung. Wir fanden hier 14 Kanonen, 1 Mörser, 5 Pulvermagazine und 1 Salzmagazin. Als die Avantgarde unterm General Nabel am 24 Morgens sich der Festung Burgas näherte, hatte die Garnison die Kühnheit ihm entgegen zu rücken, suchte aber, da sie sogleich angegriffen und geworfen wurde, ihr Heil in der Flucht. General Nabel nahm dem Feind für's erste 2 Feldgeschütze ab, welche derselbe mit herausgebracht hatte, und drang dann mit den Fliehenden zugleich in die Festung ein. Die Besatzung ließ Alles im Stich und rettete sich in völliger Auflösung durch die südlichen Thore der Stadt. Zehn Kanonen, Magazine aller Art und der Besitz dieses wichtigen Punktes sind die Trophäen jener glänzenden Waffenthaten. — Die Bewegung der Armee gegen den Kamtschik war dem Großvezier in Schumla so völlig verborgen geblieben, daß er erst vier Tage nach dem Abmarsche von dieser Festung, also am 21 Jul., ein Corps detachirte, um dem Posten von Kiuprikioi zu Hülfe zu kommen. Sie verließen Schumla unter den Befehlen Ibrahim Pascha's und Mehmed Pascha's, der kurz vorher von Constantinopel angekommen war, um die regulären Truppen der türkischen Armee zu comman-

diren. Als dieses feindliche Corps am Kamtschik anlangte, erfuhr es, daß die dortigen Verschanzungen von unsern Truppen bereits genommen und besetzt waren. Die Pascha's zogen sich Anfangs einige Werste zurück, und nahmen dann ihre Richtung auf Tschengi und auf das Dorf Sudschuluko, wo sie den 23 Jul. blieben, ungewiß wozu sie sich entschließen sollten. Nachdem sie aber am Abend desselben Tages erfahren hatten, daß Abdul-Rachman-Pascha in den Ebenen von Burgas geschlagen worden war, marschirten sie auf Aidos zu, wo sie am 24 Abends eintrafen. Am 25 befahl der Oberbefehlshaber dem General Rüdiger sich auf Aidos in Marsch zu setzen, dort in einer Entfernung von 4 — 5 Werften von diesem Platze eine Stellung zu nehmen, um die Concentrirung unserer Truppen abzuwarten, und Aidos nur im Falle anzugreifen, wo er sich eines glücklichen Erfolges überzeugt halten könnte. Die Pascha's hielten diesen Augenblick ihren Planen günstig. Sie entschlossen sich die Spitze unserer Armee anzugreifen, bevor letztere durch die nachfolgenden Truppen verstärkt würde. Sie machten einen Ausfall auf Aidos, und griffen die Kosaken des Generals Rüdiger an, die sich auf die Position zurückzogen. In der Fronte angegriffen und seines Siegs über den Feind gewiß, fertigte General Rüdiger eine Brigade rechts ab, und ließ sie so marschiren, daß sie den linken Flügel des Feindes, der ihn mit großer Lebhaftigkeit angriff, umgehen konnte. Diese Bewegung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die türkische Avantgarde ward geworfen und genöthigt, sich in Unordnung nach Aidos zurückzuziehen. General Rüdiger verfolgte sie. Vor dem Platze angelangt fand er das türkische, 6 bis 7000 Mann Infanterie starke Corps im Rücken und zur Seite der Stadt aufgestellt, und mit seinem

linken Flügel an alte Verschanzungen gelehnt, die der Feind wieder auszubessern begonnen hatte. Erwägend, daß die Stadt der Schlüssel zu dieser Stellung war, wendete General Rüdiger seine Batterien gegen die Massen des aufgestellten Feindes, und ließ zwei Bataillone mit dem Bajonnet auf die alten Verschanzungen der Stadt losgehen. Anfangs vertheidigte sich der Feind mit Hartnäckigkeit; bald aber, in seine Verschanzungen und die krummen Straßen von Aidos hineingedrängt, wurde er von allen Seiten auseinander getrieben. Der Eindruck dieser raschen Bewegung war so groß, daß die hinter Aidos aufgestellten türkischen Regimenter sich von selbst auflösten. Unsere Reiterei verfolgte sie und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. Das türkische Lager fiel ganz in unsere Hände. Die Zahl der Todten war beträchtlich, die der Gefangenen aber nur 220 Mann. Unser Verlust beläuft sich kaum auf 100 Mann. Dieses glänzende Gefecht beschloß die Operationen des Ueberganges über den Balkan."

Nur die Vorposten der Russen hatten sich mit wenigen Feinden zu schlagen, die Hauptarmee kam gar nicht zum Gefecht. Am 22 Jul. war es, wo der Oberbefehlshaber auf der höchsten Spitze des Balkans sich befand. In dem Augenblick, da die Truppen von der Höhe herab den jenseits liegenden Golf von Burgas erblickten, ertönte ein allgemeines und lautes Hurrah. Graf Diebitsch begab sich in das eroberte Mesambria und gab auf dem russischen Linienschiff Paris ein glänzendes Gastmahl. Zur Belohnung für seine That erhielt er vom Kaiser den Namen Diebitsch-Sabalkansky, d. h. der Uebersteiger des Balkans, und wurde später zum Feldmarschall erhoben. Graf Diebitsch ist in preußisch Schlesien geboren, sein Vater war im preußischen Militärdienste, trat aber unter der

Regierung des Kaisers Paul in russische, ließ jedoch seinen Sohn zu Berlin in dem Cadettencorps erziehen. Hier blieb dieser bis 1805, wo Kaiser Alexander nach Berlin kam, und ihn als Lieutenant in der russischen Armee anstellte. Er legte schnell die untern Grade zurück, war in dem Feldzuge von 1812 Obrist und Chef des Generalstabs bei dem Armeecorps des Grafen Wittgenstein, im folgenden Jahre General, und bei dem Feldmarschall Barclay de Tolly als Chef des Generalstabs angestellt. Unter demselben organisirte er in der Zwischenzeit von 1814 und 1815, wo alle russischen Corps nach dem Innern marschirt waren, die Armee, folgte dem Feldmarschall Barclay de Tolly 1815, nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba, als Chef des Generalstabs nach Deutschland und Frankreich, und ward nach dessen Tode, in Petersburg in gleicher Eigenschaft angestellt. Der General Diebitsch genoß das ganze Vertrauen des Kaisers Alexander und rechtfertigte die gute Meinung, die der hochselige Kaiser von ihm hatte, durch sein Benehmen bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, indem er durch kluge und kräftige Maßregeln die Rebellen zu Paaren trieb. Er ward auch kurz darauf von dem jetzt regierenden Monarchen zu einer wichtigen Mission bei der Armee in Persien bestimmt, die er mit vieler Gewandtheit beendigte. Seine Persönlichkeit wird von einem Franzosen, Herrn Fayot, in der Revue de Paris folgendermaßen geschildert: Diebitsch ist klein, braun, und geht mit gesenktem Haupt einher; er scheint kalt, allein sein Auge ist feurig und stets beschäftigt; seine Stirne ist hoch, wie jene Napoleons, sein Rücken etwas gekrümmt. Diebitsch muß gegenwärtig (1829) 45 — 47 Jahre alt seyn. Seine Person bietet eine Mischung von feuriger Lebhaftigkeit des Gedankens und von eleganten militärischen For-

men dar, die in Erstaunen setzt. Man bemerkte ferner, daß ein Vorfahr des Feldmarschalls, Hans von Diebitsch, gerade vor 300 Jahren, Anno 1529, gegen die Türken vor Wien gekämpft habe.

General Roth ist 1779 zu Dambach im Elsaß geboren, und kam als Emigrant nach Rußland. General Geismar ist in Kurhessen geboren und war früher in österreichischen Diensten.

Nachdem Graf Diebitsch den Balkan überschritten und dem Admiral Greigh, welcher ihn durch Unterwerfung der Küstenplätze am schwarzen Meere thätig unterstützte, die Hand gereicht hatte, blieb er mit seinem Hauptquartier eine Zeit lang zu Aidos stehen, um die Ankunft seiner Reserven abzuwarten und seine Subsistenzmittel zu decken. Er benutzte zugleich diese Zeit, um der türkischen Bevölkerung Vertrauen einzuflößen. Während die türkischen Soldaten auf ihrer wilden Flucht selbst ihre Landsleute nicht schonten, sondern überall plünderten und mordeten, ließ Graf Diebitsch seine Russen die strengste Mannszucht halten, nahm die bestehenden Behörden in seinen Schutz, hielt die Moscheen heilig und gab auf diese Weise den Einwohnern mehr Sicherheit, als sie früher unter der türkischen Herrschaft selbst gehabt hatten. Dieß hatte zur Folge, daß sie nichts mehr von jenem hartnäckigen Haß und Widerstande blicken ließen, den sie sonst in der Vertheidigung ihres Bodens gezeigt hatten, sondern sich zuvorkommend den Russen unterwarfen und ihnen für ihren Schutz dankbar waren.

Während das Hauptquartier zu Aidos lag, nahm Admiral Grieg am 2 August Wasiliko und am 5 Agathopolis, kleine befestigte Küstenstädte am schwarzen Meere, aus denen die Türken nach kurzem Gefechte flohen. Auch wurden die Vorposten

der Hauptarmee auf den Straßen nach Adrianopel vorgeschoben. Am 28 Jul. wurde Karnabat besetzt, und als General Scheremetjew von hier aus die fliehenden Türken weiter verfolgte, stieß er am 31 auf 15,000 Türken unter Halil-Pascha, die er nach einem überaus hitzigen Gefecht bei Jambol aus dem Felde schlug, worauf er ihr Lager verbrannte und Jambol besetzte. Da sich der Großvezier von Schumla aus Mühe gab, die Communication zwischen der Hauptarmee und dem General Krassowsky im Gebirge zu unterbrechen, so schickte Graf Diebitsch die Generale Rojowsky und Sawadsky von seiner Seite aus, während Krassowsky von der andern kam, die Türken aus der Gebirgsstraße zu vertreiben. Es gelang, nachdem am 6 August Krassowsky bei Matschin und Truly den Großvezier mit Verlust von 500 Mann zum Rückzuge nach Schumla gezwungen hatte.

Bald darauf erhielt aber Diebitsch Nachricht, daß sich Halil Pascha zu Sliwno stelle und mit dem Großvezier zu vereinigen strebe. Um nun den Feind aufs Neue zu einer offnen Schlacht zu bringen, hinderte er nicht, daß Hussein Pascha von Schumla aus zu Halil Pascha in Sliwno stieß, und griff beide am 12 August an. Er berichtet selbst: „Wohl wissend, daß die Hauptverstärkungen der Stadt, nach der Jambolschen Straße hin gewendet waren, stellte ich die ganze Infanterie des sechsten und siebenten Corps rund um den Fuß der Berge und auf den Kosanschen Weg, um darnach, sobald ich im Besitz der Stadt wäre, sämmtlichen Befestigungen der Feinde in den Rücken zu kommen und sie zu nöthigen, sich ohne Schwertstreich zu ergeben. Alle diese Anordnungen gelangen nach Wunsch. Der General Rüdiger hatte kaum seine Cavallerie vorgeschoben, als er den Feind gegen die Stadt und in

die Festung warf. Während des Gefechts auf unserem linken Flügel rückte der rechte rasch vor. Der Feind that einige Schüsse aus seinen Kanonen, denen ich die unsern entgegen stellte, worauf er seine Geschütze eilig wegzuführen und nach diesem Theile der Stadt zu weichen begann. Das unbedeutende Ueberschießen verzögerte nicht das rasche Vordringen unserer Bataillone in die Stadt, wodurch der Feind gezwungen wurde, die Befestigung auf dem Jambolschen Wege im Stiche zu lassen und nach allen Richtungen auf den Fußsteigen in die Berge und Klüfte zu laufen."

Nach diesem Siege bei Sliwno rückte Graf Diebitsch, von nichts mehr aufgehalten, in Eilmärschen, trotz der großen Sonnenhitze, gegen Adrianopel vor, und langte am 19 unter den Mauern dieser Stadt an, ohne daß sich ihm ein Heer widersetzt hätte, mit Ausnahme von 700 Reitern, die nach einem kleinen Vorpostengefecht in die Stadt flüchteten. Die zweite Hauptstadt des türkischen Reichs wurde sofort ohne Schwertstreich am 20 August eingenommen. Der russische Bericht lautet: „Adrianopel hat 80,000 Einwohner, worunter 40,000 muselmännische; 10 bis 15,000 der letztern waren gut bewaffnet. Das zur Vertheidigung der Stadt vereinigte türkische Armeecorps betrug 10,000 Mann regulärer Infanterie, etwa 800 bis 1000 Reiter und einige tausend Mann, welche aus den angränzenden Districten zusammengerafft waren. Das Terrain ist zu einem hartnäckigen Widerstande geeignet; es ist von tiefen Gräben und vielen Gärten durchschnitten. Die Stellung der türkischen Batterien war gut gewählt; einige derselben waren noch nicht beendigt, und man beschleunigte ihre Arbeit nicht, weil Niemand in Adrianopel daran dachte, daß er den andern Morgen würde kämpfen müssen. Die Illusion,

welche so viele Jahrhunderte der Sicherheit hervorgebracht haben, war so stark, daß die Anführer selbst an der Möglichkeit zweifelten, die russische Armee an den Thoren ihrer alten Hauptstadt zu sehen. Die Schnelligkeit unserer Märsche von 30 — 35 Werften täglich und unser plötzliches Erscheinen am Orte machten auf die Pascha's, die türkischen Truppen und die Einwohner einen fast magischen Eindruck. Drei große Straßen standen ihnen noch zum Rückzuge offen, aber sie dachten gar nicht an die Flucht. Der Oberbefehlshaber war von seiner Recognoscirung noch nicht zurückgekehrt, als die Abgeordneten des Seraskier Halil-Pascha's und Ibrahim Pascha's, beide von drei Roßschweifen, des Commandanten von Adrianopel Wadzihi-Mehmed-Pascha's und Schefik-Ali-Pascha's von zwei Roßschweifen, nebst den Deputirten der Notabeln der Stadt, bereits bei den Vorposten angekommen waren, um dem Oberbefehlshaber eine Capitulation anzutragen. Dieser ließ ihnen durch den wirklichen Staatsrath Anton Fonton erklären, daß sie ihre Waffen, ihre Artillerie, ihre Fahnen, ihre Vorräthe von Lebensmitteln und Schießpulver und überhaupt Alles, was der ottomanischen Regierung angehöre, auszuliefern hätten, daß er unter diesen Bedingungen den Pascha's und den Truppen erlauben wolle in ihre Heimath zurückzukehren, vorausgesetzt, daß sie ihre Richtung nicht nach Constantinopel nehmen würden. Die unregelmäßigen Truppen und die Einwohner sollten gleichfalls ihre Waffen niederlegen, in Adrianopel bleiben, ihren Handel nnd jedes rechtliche und friedliche Gewerbe unter dem Schutze der Gesetze und der bestehenden Gerichtshöfe fortsetzen. Herr Fonton hatte zugleich den Befehl, den Abgeordneten zu erklären, daß der Oberbefehlshaber ihnen für die Annahme oder Verwerfung dieser Bedingungen eine Frist

von 14 Stunden gewähre, daß das Heer sich mit Tagesanbruch in Bewegung setzen, daß jede Colonne sich an den ihr angewiesenen Angriffspunkt begeben würde und daß man den 20 August um 9 Uhr Morgens die Stadt stürmen werde, wenn bis dahin die vorgeschriebenen Bedingungen nicht von den Militärchefs und der Localbehörde von Adrianopel angenommen wären. Am folgenden Morgen, den 20 August, bildete sich die Armee in zwei Colonnen; sie verließ ihr Lager um 5 Uhr Morgens. Als die türkischen Bevollmächtigten von ihrem Lager aus die allgemeine Bewegung der Armee sahen, warteten sie nicht den ihnen Abends zuvor gestellten Termin ab, um ihre Unterwerfung anzukündigen; sie kamen zwei Stunden früher an, beabsichtigten aber zu unterhandeln, und einige weniger unvortheilhafte Bedingungen zu erhalten. Die Antwort auf ihre Eröffnung war kurz; der Oberbefehlshaber ließ die Colonnen gegen die Vorderwerke und die Mauern der Stadt vorrücken. Als die türkische und christliche Bevölkerung die Colonnen sich bewegen sah, wartete sie die Nachricht von dem Abschlusse der Capitulation nicht ab, und kam zum Theil entwaffnet, zum Theil noch mit den Waffen, aus der Stadt und unsern Angriffscolonnen mit Zeichen der Freundschaft und der Freude entgegen, während die türkischen Truppen ihre Waffen wegwarfen und uns ihr Lager überließen, bevor noch die Formalitäten der Capitulation in Betreff der Auslieferung der Gegenstände beendigt waren. Alles gerieth in völlige Auflösung. Mehrere Pascha's kamen dem Oberbefehlshaber entgegen und bewillkommten ihn, andere eilten im Galopp davon. Unsere Bataillone besetzten die Punkte, welche sie noch vor einem Augenblicke mit Sturm nehmen sollten. Die Eroberung Adrianopels glich mehr einem Volksfeste als der mit den Waffen

in der Hand vollzogenen Besitznahme einer Hauptstadt. Die türkische sowohl als die christliche Bevölkerung setzte ihre gewöhnliche Beschäftigung fort."

Graf Diebitsch ließ die 10.000 Mann türkische Besatzung friedlich aus einander und in ihre Heimath gehen. Die christliche Bevölkerung Rumeliens bezeigte große Lust, gegen die Pforte die Waffen zu ergreifen, Graf Diebitsch untersagte es ihnen aber streng und handhabte die Ruhe, als ob das Land im tiefsten Frieden wäre.

Es blieb nun nur noch übrig, Constantinopel selbst zu erobern, und die Russen trafen Anstalt diese Stadt durch combinirte Bewegungen immer enger einzuschließen. Schon seit der Uebersteigung des Balkans war Graf Diebitsch in directer Communication mit Admiral Greigh. Dieser fuhr fort, die Küstenplätze wegzunehmen und rückte Constantinopel immer näher. Am 19 August nahm er Iniada, ohne daß ein Corps von 8000 Türken, das ganz in der Nähe stand, sich wiedersetzt hätte, und am 29 Midia. Von hier aus führt eine gute Straße an der Küste entlang nach Constantinopel. Auf der andern Seite schickte Diebitsch den General Roth ab, der sich der Stadt Rodosto am Meer di Marmora bemächtigte, und der General Siewers nach Enos, um sich mit dem Viceadmiral Heyden, der die Dardanellen blokirt hielt, in Verbindung zu setzen. Enos wurde am 26 August genommen. Die Vorposten der Hauptarmee drangen auf der Straße nach Constantinopel bis Kirkilissa und Ljule-Burgas vor. Graf Diebitsch selbst blieb aber mit dem Hauptquartier in Adrianopel stehen, und drang nicht weiter vor, da im entscheidenden Augenblick, um den Einmarsch der Russen in Constantinopel zu verhüten, der Sultan Frieden schloß.

Während auf diese Weise der Oberfeldherr die siegreichen Fahnen Rußlands bis dicht unter die Mauern der türkischen Hauptstadt trug, wurde der Kampf von den Ueberresten der türkischen Streitkräfte im Rücken des Balkans nur matt fortgesetzt. Krassowsky hielt nach der Niederlage bei Matschin und Truly und nach der bei Sliwno den Großvezier in Schumla eingeschränkt. In der Wallachei wurden durch General Geismar eben so wachsam alle Streifereien der Türken aus Widdin und Nikopolis zurückgeschlagen. Zu Anfang des Jul. machten die Türken mehrere kleine Einfälle in die Wallachei. Oberst Goworoff strafte sie dafür, indem er am 25 Jul. ihr Lager am Flusse Osma überfiel. Sie kamen, um sich zu rächen, am 14 August wieder über die Donau, wurden aber zurückgeschlagen. Ende August und Anfang September ließ der Pascha von Scutari noch mehrere Einfälle machen, die aber ebenfalls erfolglos blieben. General Kiffelew hielt Giurgewo fortwährend berennt. Die tapfere Besatzung dieses Platzes machte am 20 Jul. wieder einen bedeutenden Ausfall. Dieser kleine Krieg im Norden des Balkans war aber den Türken von keinem Nutzen mehr und mußte von selbst ein Ende nehmen, als Diebitsch im Süden den Frieden erzwang.

Der Seekrieg, der zu gleicher Zeit geführt wurde, diente nur, den Landkrieg zu unterstützen. Die russische Flotte im schwarzen Meere unter Admiral Greigh beschäftigte sich vorzüglich, die Communication zwischen Odessa und Varna, durch welche der russischen Armee die Zufuhr gesichert blieb, zu decken, ferner Landungstruppen zu Sizebol auszuschiffen und die Küstenplätze, welche die Flanke der russischen Operationslinie gegen Adrianopel gefährdeten, wegzunehmen, wie bereits

erzählt worden ist. In der Zwischenzeit machten die russischen Schiffe Jagd auf die türkischen, die sich aber so viel als möglich zurückgezogen hielten. Der kluge Kapudan-Pascha, Papudschi-Achmed, lief mehrmals aus dem Bosphorus aus, hütete sich aber, dem Admiral Greigh zu begegnen. Doch gelang es dem letztern, bei Verfolgung des erstern, 20 türkische Küstenfahrzeuge zu erbeuten und eine neu erbaute türkische Fregatte zu verbrennen, am 16 Mai. Dagegen erlitten die Russen wieder am 26 Mai einen bedeutenden Unfall. Der Kapudan-Pascha verließ den Bosphorus aufs Neue, um die vor demselben kreuzenden russischen Schiffe durch einen Handstreich zu nehmen. Eine russische Fregatte und zwei Briggs ließen sich überfallen. Einer Brigg gelang es zu entkommen, die andere, der Merkur, befehligt von dem Major Kasarsky leistete einen heldenmüthigen Widerstand, indem sie allein sich mit zwei großen türkischen Linienschiffen in den Kampf einließ und ihn glücklich bestand. Die That ist zu schön, als daß sie nicht hier ausführlich nach dem russischen Bericht erzählt werden sollte. „Der Merkur vermochte, selbst mit Anstrengung aller Kraft seiner Segel, nicht seinen Verfolgern aus dem Gesichte zu kommen. Zwei der besten Segler der feindlichen Flotte: das Linienschiff von 110 Kanonen, der Kapudan Pascha, und ein anderes von 74 Kanonen, unter der Admiralsflagge, näherten sich ihm mehr und mehr, und um 2 Uhr Nachmittags befanden sie sich nur auf anderthalb Kanonenschußweite von unserer Brigg. In diesem Augenblicke schien ein günstiger Umstand dem Merkur neue Hoffnung zum Entkommen darzubieten; der Wind, der bis dahin ziemlich frisch geweht hatte, legte sich plötzlich, und der Capitänlieutenant Kasarsky suchte nun durch Rudern

das Weite zu gewinnen. Diese Hoffnung dauerte jedoch nicht lange. Um halb 5 Uhr wurde der Wind wieder frischer; der Feind rückte eilig heran und begann das Feuer mit seinen vordersten Stücken. Unvermeidlich wurde nun die Uebergabe der Brigg, oder der ungleichste Kampf, der je statt gefunden hat. Unter diesen Umständen hielt es der Capitänlieutenant Kasarsky für seine Pflicht, die Officiere des Fahrzeugs zu einem Kriegsrathe zu versammeln, und hier wurde einmüthig für das Letztere gestimmt. Der Steuermann L. Prokofieff war der Erste, der den Vorschlag that, die Brigg in die Luft zu sprengen, und diesem gemäß wurde beschlossen, sich so lange wie nur immer möglich zu vertheidigen; sollte aber das Schiff einen Leck bekommen, dessen man mit den Pumpen nicht mehr Herr werden könnte, die Brigg an eines der feindlichen Schiffe zu legen, um von demjenigen der Officiere, der alsdann noch am Leben seyn würde, in die Luft gesprengt zu werden, zu welchem Behufe eine geladene Pistole in die Pulverkammer in Bereitschaft gelegt wurde. Kein geringerer Heldensinn beseelte die ganze übrige Mannschaft. Jeder brannte vor Begierde, sich mit dem mächtigen Feinde zu messen und einen ruhmvollen Tod unter seiner Flagge zu finden. — Hierauf begann auch der Merkur das Feuer. Bald darauf wurde er indessen von dem größten der beiden Schiffe umgangen und mit einer vollen Lage bedroht; doch durch den Muth und die Geschicklichkeit seiner Equipage entging er, vermittelst einer kühnen und raschen Bewegung, wobei die feindliche Salve ganz verloren ging, der drohenden Gefahr. Endlich gelang es den feindlichen Schiffen, unsere Brigg in ihre Mitte zu bekommen, und unter dem ununterbrochenen Donner der Kanonen wurde sie vom Kapudan

Pascha zur Uebergabe aufgefordert. Ein lautes von dem Feuer aller Kanonen und des kleinen Gewehres begleitetes Hurrah war die Antwort, dem Feinde aber ein Sporn, seine Anstrengungen zu verdoppeln. Bis halb 5 Uhr blieb der Merkur einem beständigen Feuer beider feindlichen Schiffe ausgesetzt, und hielt dasselbe mit der größten Standhaftigkeit und mit dem unerschütterlichsten Muthe aus, indem er durch alle nur möglichen Wendungen ihren gefährlichsten Salven auszuweichen bemüht war. Eine feindliche Granate zündete sogar; doch gelang es der unermüdlichen Thätigkeit der Equipage, des Brandes Meister zu werden. Um diese Zeit wurde die ruhmvolle Entschlossenheit des Merkur mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Er hatte seine rechte Seite dem Schiffe der Kapudan-Pascha zugekehrt, und dessen Segelstangen, Masten und die vorzüglichsten Segel dergestalt beschädigt, daß dieser sich genöthigt sah, auf seine eigene Sicherheit bedacht zu seyn und von dem Gefechte abzustehen; das Admiralschiff aber setzte den Kampf hartnäckig fort. Es hatte sich an der Hinterseite des Merkurs gestellt, und indem es in dieser vortheilhaften Stellung ein wohlgenährtes Feuer unterhielt, drohte es, denselben in den Grund zu bohren. Doch nichts konnte den Muth von Männern brechen, die sich dem Heldentode geweiht hatten. Ihren unermüdlichen Anstrengungen gelang es um halb 6 Uhr auch das Feuer dieses Schiffes zum Schweigen zu bringen, nachdem sie sein Takelwerk beträchtlich beschädigt, einen großen Theil der Masten niedergeschossen, und ihm andern im Augenblick unersetzlichen Schaden zugefügt hatten. Während dieses Gefechts, welches im Angesicht der ganzen feindlichen Flotte, von sechs Linienschiffen (wobei die zwei im Feuer gewesenen mitgezählt sind), zwei

Fre-

Fregatten und noch drei andern Fahrzeugen vor sich ging, und mehr als drei Stunden gedauert hat, verlor der Merkur vier Mann an Gebliebenen, und sechs an Verwundeten, wurde von 22 Kugeln in seinem Rumpf, wovon mehrere in seinem Wassertheil, getroffen, erhielt 16 Schüsse in die Maste und 133 in die Segel, das Tauwerk endlich war an 148 Stellen beschädigt. Solchergestalt hat eine russische Brigg von 18 Kanonen das Feuer von 184 feindlichen Geschützen zum Schweigen gebracht, und eine Equipage von 79 Mann die Anstrengungen eines zwanzigmal stärkern Gegners vereitelt."

Allein die russische Fregatte benahm sich an diesem Tage desto schlechter. Dieses Schiff, der Raphael, befehligt von Simeon Uraniko, einem feigen Griechen, war mit 280 Mann besetzt und ergab sich, ohne einen Schuß zu thun, doch wie es scheint, wider Willen der Mannschaft, die nur ihrem Capitän gehorchte. Die Türken brachten das schöne Schiff im Triumph nach Constantinopel.

Im Archipel geschah noch weniger. Die Türken wagten es nicht, aus den Dardanellen hervorzugehen, da die russische Seemacht unter dem Viceadmiral Heyden und Contreadmiral Ricord in diesen Gewässern sehr beträchtlich war. Am 16 März wurde die Blokade der Dardanellen noch bis zu den Meerbusen von Contessa und Saros ausgedehnt. Indem die Russen das ganze Jahr hindurch die Dardanellen blokirt hielten, schnitten sie von dieser Seite die Fruchtzufuhr nach Constantinopel ab und erzeugten daselbst eine den Türken sehr lästige Hungersnoth, die mit großer Mühe durch Landzufuhren von Smyrna her erleichtert wurde. Von einem Angriff russischer Schiffe auf ägyptische werden wir nachher bei den Angelegenheiten der Insel Candia sprechen.

3.

Der kaukasische Krieg.

Während Graf Diebitsch die Türken in Europa angriff, griff sie Graf Paskewitsch mit einem zweiten russischen Heer in Asien an. Diebitsch führte seine Krieger vom Balkangebirge in die Ebenen Rumeliens; Paskewitsch führte sie von den Gebirgen des Kaukasus in die Ebenen von Kleinasien, beide in der Richtung auf den Mittelpunkt des türkischen Reichs, Constantinopel.

Der kaukasische Krieg wurde für Rußland eben so siegreich geführt, als der Balkankrieg, und war, obgleich uns einigermaßen in die Ferne gerückt, doch eben so wichtig in seinen Erfolgen, als interessant in seinen Scenen, und in dieser Hinsicht vielleicht noch romantischer als der Balkankrieg. Man denke sich den russischen Feldherrn mit seinen schon durch mehrere siegreiche Feldzüge abgehärteten und begeisterten Kriegern jenseits der kaukasischen Schneeberge unter den barbarischen Horden dieses Berglandes, gegenüber den besiegten weichlichen Persern und den noch trotzenden schlachtenlustigen Türken, und man hat das Bild Cäsars, wie er nach der Besiegung der Alpenvölker und der weichlichen Gallier auch die trotzigen Germanen angreift und über ihre Ströme zurückjagt.

Paskewitsch hatte 1827 die Perser geschlagen und zum Frieden gezwungen, sich darauf 1828 beim Beginne des türkischen Kriegs gegen die Türken gewendet und sie mit Glück bekämpft. Das Jahr 1829 sollte ihm noch schönere Lorbeern bringen. Schon war ihm als dem Eroberer von Erivan der Ehrenname Erivansky geworden, als ihn am 21 Februar 1829

der Kaiser auch zum Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee mit derselben unumschränkten Vollmacht ernannte, welche Diebitsch erhalten hatte. Seinem Genie wurde die ganze Leitung des Krieges überlassen, ihm die ganze Verantwortlichkeit desselben aufgelegt. Von seiner Person heißt es: Er ist ein Mann von hohem Wuchs, melancholischem, doch sehr feurigem Blick, und von ernsten Sitten. Nachdenken hat seine Haare ausfallen gemacht; man schreibt ihm gründliche Kenntnisse zu.

Nach Beendigung des Feldzugs von 1828 hatten sowohl die Russen als die Türken ihre Winterquartiere bezogen und verhielten sich ruhig. Die Macht der Russen concentrirte sich in Tiflis, der Hauptstadt der kaukasischen Besitzungen Rußlands, die Macht der Türken aber in Erzerum, welches die wichtigste Stadt der asiatischen Türkei, und das Bollwerk gegen den Kaukasus, wie Adrianopel das Bollwerk gegen den Balkan, ist. In Erzerum sammelte der Serasker Saleg Pascha große Streitkräfte. Auch rechnete er auf die Ankunft von 12,000 Mann Kerntruppen, die der Pascha von Aegypten versprochen hatte, die aber ausblieben.

Die Russen mußten indeß ihre Aufmerksamkeit keineswegs auf die Türken allein richten, sondern zugleich auch auf Persien und auf die unruhigen Völker des Kaukasus. Was Persien betrifft, so wurde daselbst am 12 Febr. der russische Gesandte vom Volk umgebracht, und die Stimmung der Perser gegen die Russen war so feindselig, daß Paskewitsch in Tiflis erst die Beilegung dieses Handels abwarten mußte, ehe er sich mit seiner ganzen Kraft auf die Türken werfen konnte. Was die kaukasischen Bergvölker betrifft, so war die Stimmung derselben sehr getheilt. Die östlichen Völker, die weniger auf die Unterstützung der Türken rechnen konnten, und die, welche schon länger un-

ter russischer Oberhoheit standen und die Früchte der von Rußland empfangenen Cultur zu genießen anfingen, verhielten sich ruhig. Die westlichen Völker aber, die an den Türken eine Stütze fanden und noch gar nicht, oder erst unlängst unterworfen waren, haßten die Russen aufs äußerste, als die Unterdrücker ihrer Unabhängigkeit, und liefen schaarenweise zu den Türken über.

Am 22 Januar 1829 unterwarfen sich die freien Tabassaraner dem russischen Scepter. Die Hälfte ihres Gebiets war schon unterworfen, die unabhängigen Bewohner der zweiten Hälfte wagten nicht, dem russischen Generalmajor von Krabbe zu widerstehen, als dieser ihnen befahl, das Rußland mißfällig gewordene Oberhaupt der schon unterworfenen Tabassaraner Kirchljär-Kuli-Bek, der zu ihnen geflüchtet war, zu vertreiben. Aus Furcht vor Rußland verletzten sie die, Bergvölkern so heilige Gastfreundschaft, zwangen den Flüchtling, sich Rußlands Gnade zu übergeben und leisteten dem Kaiser selbst die Huldigung. Ein solcher Zug ist hinreichend, Rußlands Einfluß bei den kleinen freien Völkern des Kaukasus zu bezeichnen. Man wird dabei auffallend an das frühere Verfahren der Römer erinnert.

Eine große Anzahl der ältesten Tschetschenzen, im nordöstlichen Abhang des Kaukasus, unter denen der berüchtigte Beibulat, einer der tapfersten Abenteurer der Gebirge, sich befand, verlangten zum Beweis ihrer Ergebenheit einen russischen Unterthanen, den Schamchal von Tarki, zu ihrem Oberhaupt, der ihnen auch von Rußland bewilligt wurde.

Durch bloße Unterhandlung bewegte der General Emanuel die an Anapa gränzenden Natugaier, sich bis ans Ende des Kriegs ruhig zu verhalten und dafür Geiseln zu stellen. Die

unterworfenen! Ghurier brachten dem Generalmajor Hesse freiwillig die versiegelten Aufruhrbriefe der in der Türkei lebenden vormaligen Fürstin von Ghurien, Sophia.

Sogar von den berühmten lesgischen Stämmen im Westen des Kaukasus fanden sich einige Parteigänger, welche sich erboten, für Rußland ein kleines Corps von 150 Mann zu stellen.

Allein bei Weitem die Mehrzahl dieser westlichen Völker hielt es mit den Türken, aus einer sehr begreiflichen Politik. Die Türken konnten ihnen nicht mehr gefährlich werden, und ihnen weder ihre despotische Herrschaft noch fremde Sitten aufzwingen, während sie in den Russen auf gleiche Weise die Feinde ihre Unabhängigkeit wie ihrer barbarischen Gewohnheiten sahen. Ihr Haß gegen die Russen vereinigte sich mit dem Kriegsmuth der Türken, die den Feldzug von 1829 um so kühner begannen, als der von 1828 ihnen verhältnißmäßig nur wenig Nachtheil gebracht hatte.

Der Eifer der Türken und ihrer Verbündeten war so groß, daß sie zuerst angriffen. Die Russen hatten im letzten Feldzug Anapa und Akhalzik erobert, zwei äußerst wichtige Festungen, Bollwerke sowohl gegen die Türken als gegen die Bergvölker. Die Verbündeten brannten also vor Begierde, ihnen diese Schlüssel des Kaukasus wieder aus den Händen zu reißen. Es hieß, der Sultan habe ausdrücklich befohlen, Akhalzik, es koste was es wolle, wieder zu nehmen. Die zu diesem Zwecke bestimmten Truppen hatte man unter den Oberbefehl Achmed-Begs von Adschar gestellt, der, um zu dieser Unternehmung noch mehr angespornt zu werden, zur Würde eines Pascha's von Akhalzik erhoben worden war, und eine namhafte Summe Geldes zur Anwerburg von Truppen erhalten hatte. Letzteres,

so wie die Hoffnung auf Plünderung, und die thätige Mitwirkung des Seraskiers von Erzerum, trugen zur Bildung eines zahlreichen Heeres bei, dem von allen Seiten Adscharen, Lewantzen, Lasier und andere Bergvölker, ungefähr 20,000 an der Zahl, zuströmten. Trotz der rauhen Jahreszeit und des tiefen, die Berge bedeckenden Schnees hatten die Türken Geschütz herbei geschafft, zogen am 4 März um 3 Uhr in der Nacht in die Vorstädte Akhalziks ein, und machten mit unglaublichem Ungestüm gleichzeitig von Norden, Osten und Westen, in einem Umkreise von mehr als einer halben Werste, Angriffe auf die Stadt; sie überstiegen eine kleine, die Stelle von Pallisaden vertretende Mauer, legten Leitern an die Festungsmauer und versuchten an mehreren Stellen dieselbe zu ersteigen. Kaltblütig vertheidigte sich die Besatzung mit Kleingewehrfeuer, mit Felsstücken, die zu dem Ende in Bereitschaft gehalten worden, so wie mit Granaten und grobem Geschütze, konnte aber den Feind nicht vor Tagesanbruch zum Abzuge nöthigen, wobei letzterer jedoch eine Menge Todter unter den Mauern der Festung zurückließ. Ein Theil der feindlichen Truppen hielt die nächsten Häuser besetzt, von denen aus sie auf die Festung feuerten, und ein anderer begann in der Stadt zu plündern. Als die tapfere Garnison die Kühnheit des Feindes und die Lage der christlichen Einwohner sah, auf welche die Türken ihre ganze Wuth ausließen, brannte sie vor Verlangen einen Ausfall zu machen. Der Oberbefehlshaber der Festung und des Paschaliks, Generalmajor Fürst Bebutoff, berief deßhalb einen Kriegsrath, der indessen ein solches Vorhaben wegen der großen Uebermacht des Feindes nicht für rathsam hielt. Die tapfere Vertheidigung der Belagerten und der erlittene Verlust ließen den Feind keinen zweiten Sturm versuchen; er be-

gann jedoch eine förmliche Belagerung, die er mit ausgezeichneter Geschicklichkeit bewerkstelligte. Fürst Bebutoff vertheidigte sich unerschrocken und wies jede Aufforderung zur Uebergabe ab. Zwölf Tage dauerte die Belagerung, und die kleine Besatzung zeigte, trotz der Hartnäckigkeit der Türken, den größten Muth. In beständiger Erwartung eines Sturms brachten die Gemeinen, fast ohne abgelöst zu werden, die kalten Winternächte auf den Wällen zu. Am 14 März forderte Achmed Pascha die Festung abermals auf und beging die Unvorsichtigkeit, dem Commandanten zu sagen, er dürfe auf keinen Entsatz rechnen, da die zum Entsatz bestimmten russischen Truppen von seinem Bruder in den Engpässen von Bordscho geschlagen seyen. Dadurch erfuhr Bebutoff erst, daß wirklich Hülfe unterwegs sey, und dieß machte die Besatzung nur noch muthiger. Am 16 März bemerkte man eine große Bewegung unter den in der Vorstadt befindlichen Feinden: Geschrei und Unordnung verkündeten ihren nahen Abzug. Ein heftiges Feuer von der Festung aus folgte ihnen, und Fürst Bebutoff machte sogleich einen Ausfall. Die Türken suchten sich auf der Batterie bei der katholischen Kirche noch zu halten, um ihr Geschütz wegzuschaffen; die Russen drangen aber mit gefälltem Bajonnet auf sie ein, und eroberten 2 Kanonen und 2 Fahnen. Zwei Werste von der Stadt, beim Uebergange über den Fluß, hatte Achmed-Pascha zwei Stück Geschütz und 300 seiner besten Schützen hinterlassen, welche die Felsen besetzt hielten. Die Russen gingen wieder mit dem Bajonnet auf sie los. Der Feind ergriff die Flucht mit Hinterlassung von beiden Kanonen und 75 Gefangenen. Eine weitere Verfolgung hielt der Fürst Bebutoff nicht für zweckmäßig, da die Feinde sich bereits in den Bergen zerstreut hatten; er kehrte mithin zur Stadt zurück,

wo sich noch viele Türken in den Häusern verschlossen hatten, mit denen sofort aufgeräumt wurde. Um 3 Uhr Nachmittags war die Stadt gänzlich von Feinden befreit, aber auch von den Einwohnern war keiner zurückgeblieben; die Mahomedaner hatten sich schon bei Zeiten entfernt; die Christen aber waren gefangen mit fortgeschlept worden; nur gegen 700 hatten Schutz in der Festung gefunden. Der Verlust der Türken war groß. Alle Straßen, jedes Haus war mit Leichnamen angefüllt. Man rechnete, daß die Türken an Todten und Verwundeten 4000 Mann eingebüßt.

Unmittelbar nach dem Abzug der Türken rückte das zum Entsatz herbeigeeilte russische Truppencorps unter Obrist Burzoff in die Festung ein. Graf Paskewitsch hatte nämlich schon im Voraus einen Angriff auf Akhalzik erwartet und deßhalb dem Generalmajor Hesse, der in Imerethi befehligte, Befehl gegeben, den Türken sogleich eine Diversion zu machen, sobald Akhalzik in Gefahr wäre. Dieser hatte nun augenblicklich auf die erste Nachricht hin, daß diese Gefahr wirklich eingetreten sey, den Obrist Burzoff mit fünf Compagnien des chersonschen Grenadierregiments, 100 donischen Kosaken und 150 Mann kartalinischer Landwehr mit fünf Kanonen abgeschickt. (Russischer Bericht.) „Am 8 März rückte diese Vorhut gegen die Kluft von Borshom, um dem Feinde zuvorzukommen, der mit 5000 Mann eben dahin zog, um den Truppen den Weg abzuschneiden, die zum Entsatze Akhalziks herbeirückten. Der Obrist Burzoff langte am 11 März in der alten Festung Gogio-Szichi (jetzt St. Georg) an. Unfern davon am Ufer der Kura stießen 100 Kosaken, zur Beobachtung ausgeschickt, auf den Feind, der sie mit seiner überlegenen Macht zum Weichen brachte. Sobald der Obrist Burzoff merkte, daß die Türken den Fluß-

übergang besetzen wollten, kam er ihnen zuvor, und stellte in der Nacht vom 11 auf den 12 März einen ziemlich starken Vorposten, zwei Werste vorwärts, auf unzugänglichen Felsen auf. Am 12 März in der Dämmerung griffen die Türken diesen Vorposten an. Burzoff, der um jeden Preis Akhalzik zu Hülfe kommen wollte, entschloß sich zum Kampfe, ohne Rücksicht auf die Uebermacht des Feindes und die für uns höchst ungünstige Position, indem nicht so viel Raum da war, daß 10 Mann neben einander fechten konnten. Ueberdieß mußte er seine Streitkräfte theilen, um auch noch einen zweiten Paß, durch den er umgangen werden konnte, zu decken. Alle Angriffe der Feinde wurden indeß zurück geschlagen. Dadurch erbittert, sammelten sich diese endlich auf den höchsten Felsengipfeln, von wo sie große Steine herabwälzten, um die Unsrigen aus ihrer Stellung zu vertreiben. Doch alle diese Versuche scheiterten an der Tapferkeit der Grenadiere, und wir behielten den Uebergang in unsern Händen. Am 13 März sparte der Feind seine Angriffe, und gab uns dadurch Zeit, alle Anstalten zu treffen, um in der Nacht unbemerkt über die Kura zu setzen. Wir passirten den Fluß dem Feinde so nahe, daß man die Gesichter an den Lagerfeuern unterscheiden konnte. Als die Türken bei Tagesanbruch die Position gewahr wurden, welche wir in ihrem Rücken einnahmen, so daß wir sie von Akhalzik und Azkchwer abschnitten, zerstreuten sie sich auf den Bergen. Am 15 nm 9 Uhr Morgens stand der Obrist Burzoff vor Azkchwer. Hier erfuhr er, daß das türkische Vordertreffen sich an dem Dorfe Znis, auf dem linken Ufer der Kura befinde, und, indessen die Anhöhen befestigend, Hülfe abwarte. Um 5 Uhr Abends setzte die Avantgarde, die sich mit der Garnison von Azkchwer vereinigt hatte, auf das rechte Ufer der Kura hin-

über, und rückte auf der Straße von Akhalkalaki vor. Durch diese geschickte Flankenbewegung umging Obrist Burzoff das Dorf Znis, und erschien mit Tagesanbruch im Rücken der türkischen Position, während ein von dem Generalmajor Murawjew in Eilmärschen geführtes Pionierbataillon ihr das Gesicht bot. Die Türken wurden nicht so bald unser Manöuvre gewahr, als sie die Flucht auf die Berge ergriffen. Zu derselben Zeit gelangten die Nachrichten von diesen Vorfällen an Achmed Pascha, und zwangen ihn, die Belagerung von Akhalzik aufzuheben. Am 17 März krönte, wie schon gemeldet, der Einzug des Obristen Burzoff in Akhalzik, sein ehrenvolles Manöuvre."

Achmed Pascha fuhr indeß, obgleich entflohn, fort, sich zu rüsten, und wagte einen neuen Angriff, noch ehe Paskewitsch selbst mit der Hauptarmee den Feldzug eröffnete. Er ging nebst Kutschuk Pascha mit 5000 Mann abermals gegen Akhalzik vor; allein Burzoff hielt ihn auf, und griff ihn am 13 Mai bei dem Dorfe Tschurtskab an. Trotz seiner Uebermacht wurde Achmed geschlagen und floh. Diesen Sieg benutzend, ließ Burzoff diejenigen Dörfer in Brand stecken, deren Einwohner sich feindselig bezeigt hatten, und verwüstete die ganze Umgegend, aus welcher der Feind bisher seine Hülfsmittel bezogen.

Nach türkischen Berichten landete um diese Zeit eine russische Abtheilung von 4000 Mann bei Trebisond, wurde aber durch die Besatzung dieser Stadt und den Pascha von Kars zum Rückzug gezwungen.

Paskewitsch selbst blieb in Tiflis, bis die Besorgnisse vor einem neuen Krieg mit Persien verschwunden waren, indem der Schah seinen Enkel, Prinz Chosreff-Mirza, in eigener Person nach Petersburg sandte, um den Kaiser wegen des Ge-

sandtenmords um Verzeihung zu bitten, und die Freundschaft zwischen Persien und Rußland auf's Neue zu befestigen. Paskewitsch gab dem durch Tiflis reisenden Prinzen einen glänzenden Ball und reiste darauf sogleich zur Hauptarmee ab, am 28 Mai, um sie von Akhalkalaki aus, wo sie sich concentrit hatte, gegen die Türken ins Feld zu führen. Von da zog er am 3 Junius nach Ardaghan, immer vorwärts gegen Erzerum in dessen Nähe die Hauptmacht der Türken stand.

Am 13 Junius begann das Gefecht der Avantgarde. General Burzoff lockte die Türken von dem unzugänglichen adscharischen Gebirge in den Engpaß von Pozkop, und hielt hier deren Uebermacht fünf Stunden lang auf, bis der Generalmajor Murawjew ihnen in den Rücken fiel. In der Nacht auf den 14 Junius eroberten beide russische Heerführer gemeinsam das türkische Lager und jagten den Feind in die Gebirge zurück, deren Verlust sich nach russischem Bericht an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf 1600 Mann belaufen haben soll.

Am 26 Junius vollzog Paskewitsch mit der kaukasischen Hauptarmee den äußerst schwierigen Uebergang über die steilen und waldigen Höhen des Saganlou-Gebirges, den ihm die Türken angeblich streitig zu machen suchten, denn während er sie durch einen falschen Angriff auf der linken Seite beschäftigte, machte er den Uebergang auf der rechten. Am 29 griffen die türkischen Vorposten Osman Pascha's die russischen Verschanzungen an, wurden aber vom Generalmajor Baron Friedrichs mit Verlust von 100 Gefangenen und einer Fahne wieder vertrieben.

Am 27, 28 und 29 Junius recognoscirte Paskewitsch die Stellung der Türken, welche fast unangreifbar war. Die Macht

der Türken hatte sich in zwei Hauptarmeen getheilt, wovon die eine von 30,000 Mann unter Mahmed Salegh Pascha, dem Seraskier von Erzerum, noch zurückstand, die zweite weiter vorgerückt, von 20,000 Mann unter dem tapfern Hagki-Pascha durch steile, mit Schnee bedeckte Berge und eine tiefe, dem Geschütz unzugängliche, ganz mit dicker Waldung bedeckte Schlucht geschützt war. Hören wir, was Paskewitsch über seinen unsterblichen Sieg selbst erzählt:

„Die örtlichen Verhältnisse zeigten so große Schwierigkeiten, daß es mir unmöglich gewesen wäre, für einen glücklichen Erfolg eines Angriffs auf diesen Punkt einzustehen. Ich zog es folglich vor, das feindliche Lager völlig zu umgehen, ohne Rücksicht auf die zahlreichen Hindernisse, die sich dieser Bewegung entgegen stellten, und auf die Gefahren, deren ich mich mit einem aus 3000 Wagen bestehenden Gepäcke aussetzte, indem ich mich einerseits außer aller Verbindung mit Kars setzte, da ich das türkische Lager acht Werste von meiner Communicationslinie lassen mußte, von der ich mich dreißig Werste zu entfernen hatte, und anderseits genöthigt war, einen Marsch von fünfzig Werstен auf dem schlechtesteu Wege zu machen, und zwei, noch mit Schnee bedeckte und von tiefen Schluchten durchschnittene, steile Bergrücken zu übersteigen, und das Alles in Gegenwart eines zahlreichen, meine Flanke und meinen Rücken bedrohenden Feindes. Nichts destoweniger ließ mir die absolute Nothwendigkeit, etwas gegen den mich bedrohenden Feind zu unternehmen, keine Wahl übrig. Am 30 Junius setzte sich die Armee auf der rechts nach Erzerum führenden Straße in Marsch, und erreichte am 1 Julius Morgens den Hauptabhang des Bergrückens, zu dessen Füßen sich ein fünf Werste langes Thal in zunehmender Breite ausdehnte, und

durch eine am Fuß eines Berges befindliche Schlucht begränzt wurde. Um nicht vom Feinde auf dem linken Flügel angegriffen zu werden, hatte ich dem Generalmajor Pankratieff befohlen, die Berghöhen zu meiner Linken zu besetzen, sich dem Feinde zu zeigen, und von dieser Stellung aus alle Bewegungen seines Lagers so lange zu beobachten, bis mein Armeecorps den Abhang erreicht haben würde. Die Ausführung entsprach ganz meinen Erwartungen; der Feind, seine Aufmerksamkeit einzig auf die Truppen des Generalmajors Pankratieff richtend, bemerkte unsere Bewegung nicht, und besagter General sah sich im Stande, um Mittagszeit dem Corps sich anzuschließen."

„Nachdem ich von Anbruch des Tages an den sehr mühseligen Marsch mit dem Gepäck selbst angeordnet hatte, traf ich Mittags bei dem Abhange ein, wo ich eine Wagenburg hatte errichten lassen. Während ich von den benachbarten Höhen aus mich mit Untersuchung der Umgebungen beschäftigte, bemerkte ich, daß der an Zahl immer zunehmende Feind aus der am andern Ende des Thales belegenen Schlucht heraus zog, und traf demnach folgende Dispositionen: 1) Die Vertheidigung des Gepäckes vertraute ich dem Generalmajor Pankratieff; er hatte zugleich den Auftrag, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, um ihn zu verhindern unsere linke Flanke anzugreifen. 2) Dem Generalmajor Murawjew befahl ich, im Thal Posto zu fassen, und seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. 3) Zur Unterstützung desselben stellte ich noch ein Corps unter die Befehle des Generalmajors Pankratieff. 4) Endlich beorderte ich zu unserm linken Flügel den Generalmajor Burzoff. Um 1 Uhr Nachmittags führte ich selbst die Truppen dem Feinde entgegen. Die Türken hatten sich längs der Schlucht aufgestellt, und ihre

Reiterei stürzte gleich auf uns ein, besonders auf unsern rechten Flügel; ihre Tirailleurs warfen sich mit Wuth auf die unsrigen und sogar auf unsere Kanonen; das Feuer unseres Geschützes mußte verdoppelt werden, um sie in die Schlucht zurück zu treiben. Bald aber hatten sie sich wieder vereint, und da sie durch frische Reiterei unterstützt wurden, bildeten sie einen Halbcirkel um unsre Stellung, wobei sie sich vorzüglich unserem linken Flügel näherten, auf den 5 bis 6000 Mann Cavallerie, unter Anführung des Kiaja Hagki-Pascha's dessen Lager sich acht Werste zur Linken des Schlachtfeldes befand, durch einen tiefen Hohlweg versteckt ihre Richtung nahmen. In wenigen Augenblicken war der ganze Bergrücken, an dessen Fuß sich unser linker Flügel lehnte, von dieser Cavallerie bedeckt, die im Galopp herbei sprengte, um das Detaschement des Generalmajors Burzoff zu umgehen und es im Rücken anzugreifen. Hier war es, wo die Türken uns mit unbegreiflicher Kühnheit angriffen; ihre Tirailleurs drangen jeden Augenblick in die Reihen der unsrigen, die sich genöthigt sahen sie mit dem Bajonnet zurückzutreiben; ja sie wagten sich sogar bis zu unserem Bataillons-Carré hin, und nur ein gut unterhaltenes Bataillonfeuer konnte sie zum Rückzuge nöthigen. Da ich sogleich die Möglichkeit einsah, des Feindes Macht zu trennen und einen Theil derselben in die steilen Berge und in die Schluchten links, nach dem Lager Hagki-Pascha's zu, und den andern auf die Höhen rechts zu treiben, so ließ ich vier halbe Bataillons Infanterie und 8 Kanonen des Centrums eine halbe Schwenkung rechts machen, um das Centrum des bogenförmig aufgestellten Feindes, der mich mit der größten Lebhaftigkeit angriff, im Angesicht zu haben; zu gleicher Zeit ward ein schreckliches Kanonenfeuer auf ihn eröff-

net. Diese Disposition wurde mit dem vollkommensten Erfolge gekrönt. Trotz der beständig wiederholten Anstrengungen von Seite der Türken konnten sie dem wohlunterhaltenen Feuer unseres Geschützes, das immer auf Einen Punkt gerichtet war, nicht widerstehen, und mußten sich, die Einen rechts die Andern links hin, von einander trennen. Von dem Augenblick an hatte ich sie in meiner Gewalt und die Möglichkeit vor Augen sie zu schlagen. Schnell diesen günstigen Augenblick benutzend, theilte ich meine Reiterei in zwei Abtheilungen, von denen die eine unter Generalmajor Rajewsky den Befehl erhielt, den Feind auf dem rechten Flügel anzugreifen und ihn zu verfolgen; und die andere unter Generalmajor Baron Osten-Sacken, beauftragt wurde, der feindlichen Reiterei in die Flanke zu fallen, und sie zum Lager zurückzujagen. Vom abschüssigen Terrain begünstigt, warf sich Rajewsky mit Ungestüm auf den linken Flügel des Feindes, und drängte ihn, mit bedeutendem Verlust, bis zu den jenseits der Schlucht gelegenen Höhen zurück; das zweite und dritte Regiment Muselmänner griffen den rechten Flügel an und verfolgten den Feind nach allen Richtungen hin. Der rechte Flügel der Türken kostete uns indessen viel größere Anstrengungen. Er dehnte sich auf steilen Höhen aus, die, durch eine Menge steinichter Schluchten vertheidigt, an vielen Stellen durchaus unzugänglich waren. Der auf diesem Punkt bedeutend starke Feind that sein Möglichstes, um die Abtheilung des Generalmajors Burzoff zu umgehen, was ihm aber nicht gelang, indem seine Trennung von den übrigen Truppen mir einen großen Vortheil über ihn gegeben hatte. Außer dem Detachement des Generalmajors Sacken sandte ich den Generalmajor Murawjew Burzoff zu Hülfe. Während dessen sandte der Generalmajor Pankratieff,

den ich zu Bewachung des Gepäcks zurückgelassen, von seiner Colonne zur Unterstützung der unsrigen, den Generalmajor Sergejeff ab. Dieser nahm seine Richtung zur Seite des Gebirgs, und obgleich er sieben oder acht tiefe und steile Schluchten zu passiren hatte, so kam er doch gerade in dem Augenblick auf den Feind los, wo dieser unsern Flügel umgehen wollte. Die Kosaken erreichten früher den Gipfel des Felsens, und verbreiteten von dort aus Verwirrung in die Reihen des Feindes; da jedoch die Cavallerie des Generalmajors Sacken durch einen großen Morast und durch eine Menge tiefer, fast nicht zu passirender Schluchten verhindert worden war, zur rechten Zeit anzukommen, so war es den Türken geglückt, aus dem Lager 2 Kanonen herbei zu führen, die sie auf das Sergejeff'sche Regiment richteten, wobei sie zu gleicher Zeit auf diesem Punkte bedeutende Streitkräfte entwickelten. Von den chersonschen Grenadieren unterstützt, warf der tapfere General Sergejeff sich auf sie, schlug sie in die Flucht und verfolgte sie. Der Feind zog sich auf ihm bekannten Fußpfaden durch steinichte Schluchten und über steile Felsen zurück, wo unsere Kosakenpferde kaum nachfolgen konnten. Auf einem dieser Felsen machten die Türken Halt, stellten eine Kanone auf und wollten wieder anfangen zu feuern, aber der Generalmajor Sergejeff stürzte mit seinen Kosaken auf sie los, und nahm die Kanonen weg, als sie eben im Begriff waren sie loszubrennen, wobei zwei ihn begleitende Officiere durch Säbelhiebe verwundet wurden. Die Cavallerieverstärkung, die der Feind inzwischen erhalten hatte, verhinderte die Unsrigen ihre Verfolgung fortzusetzen, die ohnehin durch die Hohlwege äußerst schwierig gemacht wurde. Die Türken begannen, sich auf ihr Lager zurückzuziehen, und ich gab meinen Truppen den Befehl, ihre Stellun-

lungen wieder einzunehmen. Während der Kiaja rechts ins Lager zurückkehrte, vereinigte sich die feindliche Infanterie und Cavallerie in großen Massen auf dem Abhange des Berges, jenseits der im Angesichte unsers Centrums befindlichen Schlucht. Mit drei, auf einer ihm bequem liegenden Höhe aufgestellten Kanonen fingen sie ihr Feuer wieder an, während sie sich zugleich mit Errichtung einer Batterie und einer langen verschanzten Linie beschäftigten. Dieß geschah um 4 Uhr Abends. In diesem Augenblicke wurde mir ein gefangener türkischer Officier vorgeführt, von dem ich erfuhr, daß der Seraskier selbst sich auf dieser Höhe befände, uud daß er, mit einem Hülfscorps von 30,000 Mann dem Pascha Hagki zu Hülfe eilend, Tags zuvor mit seiner Avantgarde angekommen wäre, von denen sich 12 bis 15,000 Mann im Laufe des Tages vereinigt, und nahe bei Zevina gelagert hätten, wo die übrigen Truppen rasch nach einander einträfen. Dieser Bericht bestimmte mich, auf der Stelle den erlangten Vortheil zu benutzen, um den Seraskier ohne einen Augenblick Verzug anzugreifen, und dadurch seine Vereinigung mit Hagki-Pascha zu verhindern. Um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, war es unerläßlich, mich von der Seite her, wo Hagki-Pascha's Lager stand, zu schützen, damit er ihm keine Hülfe zuschicken konnte, während ich ihn angriff. Ich wartete daher ganz ruhig ab, bis der Kiaja des Pascha's mit allen seinen Truppen ins Lager zurückgekehrt war, das sich etwa acht Werste von unserer Stellung befand, von der es durch beinahe unübersteigliche Berge getrennt war. Nachdem ich hierauf alle meine Truppen, die in Verfolgung des Feindes begriffen waren, wieder um mich versammelt hatte, wartete ich bis 6 Uhr Abends, und führte dann meine Abtheilung dem Seraskier entgegen, in der

festen Ueberzeugung, daß Hagki Pascha bis zur Nacht nicht Zeit haben würde, ihm auf der schwierigen und steilen Straße von Erzerum Hülfe zuzusenden, und daß das Detaschement des Generalmajors Burzoff ihn abhalten würde auf unsere Verbindungslinie zu kommen. Die Verschanzungen des Seraskiers dehnten sich in diesem Augenblicke beinahe eine Werste weit aus. Unsere Truppen rückten in Schlachtordnung und in drei Colonnen getheilt, vor; die erste vom Generalmajor Murawjew befehligt, hatte Ordre die linke Flanke, die zweite vom Generalmajor Pankratieff befehligt, sollte den rechten Flügel der Türken umgehen und ihnen, wenn sie geschlagen würden, den Rückzug abschneiden; die dritte endlich unter Generalmajor Najewsky befand sich im Centrum, und sollte den Feind angreifen und ihn verfolgen, sobald die Infantetie die ihn auf beiden Seiten umging, seine Reihen in Verwirrung gebracht hatte. Diese Bewegung hatte den erwünschten Erfolg. Sobald die Türken sich umgangen sahen, geriethen sie in Schrecken, und fingen an, nachdem sie auf gut Glück einige Kanonen abgefeuert hatten, ihre Verschanzungen zu verlassen, und sich in die Berge zurückzuziehen. Ich befahl der Infanterie, ihre Schritte zu beschleunigen, und der Cavallerie schnell den Rücken des Gebirges zu erklimmen, wo ich selbst mit der Avantgarde eintraf. Die in der Nähe dieser Höhen vereinigten Türken konnten dem gleichzeitigen Angriff unserer, von allen Seiten auf sie eindringenden Truppen nicht widerstehen. Ich ließ meine ganze Cavallerie einhauen, und sah bald darauf den Seraskier völlig geworfen. Ohne Zeit zu verlieren, befahl ich, ihn in allen Richtungen zu verfolgen; der Feind floh in der größten Unordnung. Ihn auf's schärfste bedrängend verfolgte ich ihn dreißig Werste weit bis um 9 Uhr Abends,

wo ich durch die Dunkelheit der Nacht genöthigt ward, einzuhalten, nachdem ich das ganze feindliche Corps bis jenseits des Gebirges Saganlu zurückgeworfen hatte. Das ganze Lager des Seraskiers, seine ganze Artillerie und alle seine Kriegs- und Mundvorräthe fielen in unsere Hände. Eine so vollständige Niederlage des Seraskiers machte es mir möglich, Hagki-Pascha mit Erfolg angreifen zu können, da ich mich durch die Besetzung des Thales von Zevina bereits in seinem Rücken befand. Von dieser Stellung bis zu seinem Lager hatte ich noch fünfzehn Werst auf einem der schwierigsten Wege zu machen, der eine hohe Bergkette und eine Menge tiefer Schlünde durchschnitt. Entschlossen, ihn ohne Verzug anzugreifen, setzte ich mich bei Tagesanbruch mit allen Truppen und aller Artillerie, die ich hatte, in Marsch. Um 9 Uhr Morgens besetzten meine Truppen die Höhen im Rücken des feindlichen Lagers, und stellten sich in Schlachtordnung auf. Die Türken, im Lager alle Zelte zurücklassend, deren Zahl sich nahe an 2000 belief, stellten sich auf einer ebenen und sehr starken Höhe, ebenfalls in Schlachtordnung. Ein von den Kosaken gemachter Gefangener, der aus Hagki-Pascha's Lager kam, hatte mir gesagt, daß man dort nichts von der Niederlage des Seraskiers wüßte; ich gab ihm die Freiheit, damit er den Pascha von diesem Ereigniß unterrichte. Die Bewegung, durch welche ich so schnell im Rücken des Feindes angelangt war, der Anblick unserer siegreichen Truppen, welche die Verbindung des türkischen Lagers mit Erzerum abgeschnitten hatten, die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Seraskiers, Alles vereinigte sich, um Hagki-Pascha jede Hoffnung zu benehmen. Er sandte mir denselben Gefangenen zurück, und ließ mir melden, daß er sich mit seinem ganzen Armeecorps ergeben wolle. Ich ließ

ihm darauf erwiedern, daß ich sein Anerbieten unter der Bedingung annehmen wolle, wenn seine Truppen die Waffen niederlegen und mir entgegen kommen würden; bevor aber noch der Abgesandte mit meiner Antwort bis zum Pascha gekommen war, hatten die Türken das Feuer ihrer Batterien wieder begonnen, und eine auffallende Verwirrung wurde auf ihrem linken Flügel bemerkbar, der sich rechts, gegen steile, waldbedeckte Berge hinwandte, wo unser Geschütz nicht hin konnte. Ich führte hierauf die Truppen dem Feinde entgegen. Die erste vom Feuer der feindlichen Batterie empfangene Colonne stürzte sogleich auf das Lager los, und bemächtigte sich in den hervorspringenden Verschanzungen und nahe am Zelte des Pascha's einiger noch rauchender Kanonen; der Feind, von Schrecken ergriffen, nahm die Flucht, und größtentheils nach den Bergen und Wäldern zu, in welche unsere Cavallerie und Infanterie nicht hineindringen konnte. Ein Theil der zweiten Colonne, nachdem sie an der rechten Flanke der türkischen Stellung vorbeigerückt und von ihr mit einem heftigen Flinten- und Kanonenfeuer empfangen worden war, erstieg muthig die Höhe, und bemächtigte sich der Batterie, welche die flüchtenden Türken eilig verließen. Ihre eigenen Kanonen wurden auf sie gerichtet, während der Generalmajor Pankratieff sie mit ungeheurem Verlust von ihrer Seite bis in die Wälder und Schluchten verfolgte. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der Obristlieutenant Wersilin mit den Kosaken seines vereinigten Linienregiments Hagki-Pascha, der alle im Lager befindlichen Truppen befehligte, und ein eben so sehr durch seine persönliche Tapferkeit als durch seine militärischen Talente ausgezeichneter Feldherr, und nach dem Seraskier von Erzerum der erste Würdenträger ist, erreichte, und ihn mit allen seinen Beamten und

seinem ganzen Gefolge zu Gefangenen machte. Die rechts abgefertigten Colonnen, die auf tiefe Schluchten und einen dicken Wald gestoßen waren, hatten den Feind, der sich hauptsächlich nach den Bergen hinzog, welche das Wasserbecken des Araxes umringen, nicht völlig abschneiden können; sie verfolgten ihn aber so lange, als das Terrain es ihnen erlaubte. Diese drei Colonnen machten gegen 1200 Gefangene, und nahmen 19 Kanonen und 16 Fahnen."

Die nächste Folge dieses glänzenden Sieges war die Eroberung von Erzerum. Der Feldherr berichtet selbst: „Unmittelbar nach der Schlacht fertigte ich am 2 Julius den Generalmajor Burzoff ab, auf der Straße nach Erzerum vorzurücken, um die Verwirrung unter den Türken zu vermehren, und Erzerum selbst in Allarm zu setzen. Der Obristlieutenant Bassoff, den Burzoff mit 80 Kosaken vorausgesandt hatte, stieß in einem Engpaß auf 100 Türken, deren Befehlshaber, da er die Waffen strecken wollte, von seinen hierüber wüthenden Soldaten in Stücken gehauen wurde. Die Kosaken tödteten ihnen aber 57 Mann. Bassoff erreichte später Chorossan, wo er viel Getreide, Kugeln, Pulver und andern Kriegsbedarf vorfand. Ich beeilte mich indeß, nach Erzerum vorzurücken, um die Früchte des erfochtenen Sieges rasch zu benutzen. Demzufolge begab ich mich am 3 Julius mit meiner ganzen Armee auf den Marsch. Die armenischen Bewohner der verschiedenen umliegenden Dörfer meldeten sich, um sich zu unterwerfen und um meinen Schutz zu bitten; ich verabsäumte nichts, um ihnen durch die freundschaftlichste Aufnahme und durch eine strenge Disciplin der Truppen Vertrauen einzuflößen. Am 5 Julius erfuhr ich, daß die Festung Hasan-Kalé, die von den Römern in einer außerordentlich

ſtarken Stellung erbaut worden war, und als der Schlüſſel von Erzerum zu betrachten iſt, in der Haſt der Flucht von den Türken verlaſſen worden. Ich ließ ſie ſogleich beſetzen. Am nächſten Morgen ſahen wir die Bewohner der Stadt, die ſich in die Berge geflüchtet hatten, und die der benachbarten Dörfer zu uns kommen und um Schutz bitten, und ſie blieben, uns vertrauend, in ihren Häuſern und bei ihren ländlichen Arbeiten, als ob es Friede wäre. Ich hatte auf eine beſtimmte Weiſe erfahren, daß die Niederlage der türkiſchen Armee und die Schnelligkeit meines Marſches einen meinen Planen außerordentlich günſtigen Eindruck auf die Bewohner von Erzerum gemacht hatte. In Folge deſſen ſandte ich am 6 Julius den frühern Janitſcharen-Befehlshaber Mamiſch-Aga, den wir am 1 Julius zum Gefangenen gemacht hatten, und der bei den Einwohnern der Stadt großes Vertrauen genoß, nach Erzerum. In der Proclamation, die ich ihm mitgab, verſprach ich den Einwohnern freie Religionsübung, Sicherheit der Perſonen und des Privateigenthums. In der Zwiſchenzeit rückte das ganze Armee-Corps mit dem Gepäck gegen Haſſan Kalé vor, und am 7 Julius, als am Geburtstage des Kaiſers von Rußland während des Mittageſſens erhielt ich vom Mamiſch-Aga einen Bericht: „die Mollahs und die vornehmſten Einwohner," ſchrieb er mir, „nehmen Ihre Vorſchläge mit Achtung auf; ſie unterwerfen ſich den Waffen Rußlands, und das Volk, von der Herablaſſung und der Güte unterrichtet, welche den Bewohnern von Kars und Akhalzik zu Theil geworden war, ſchließt ſich ihnen an. Der Seraskier und ſeine unruhigen Truppen aber regen noch das Volk auf; Ihre Verſprechungen jedoch werden die Ruhe wieder herſtellen." Um dieſe gute Stimmung der Bevölkerung

von Erzerum ohne Zeitverluſt zu benützen, verließ ich mit meinem ganzen Corps Haſſan-Kalé um 5 Uhr Abends und ließ alles Gepäck, zu einer Wagenburg gebildet, unter dem Schutz der Feſtung zurück. Am 8 Julius Morgens langte ein vom Seraskier abgeſandter Kapidſchi Baſchi und unſer Mamiſch-Aga, als Deputirter der Einwohner in meinem, drei Stunden von Erzerum belegenen Bivouak an. Mamiſch-Aga überreichte mir eine Schrift, in welcher die Aelteſten der Stadt mir die Verſicherung von der Einwilligung aller Bewohner in meine Vorſchläge ertheilten. Der Kapidſchi-Baſchi ſeinerſeits verſicherte mir mündlich, daß der Seraskier in die Uebergabe der Stadt willige; zu derſelben Zeit aber drückte er mir auf eine ſehr zweideutige Weiſe die Beſorgniſſe aus, der Anblick der ruſſiſchen Armee unter den Mauern von Erzerum könnte die Einwohner außer ſich bringen, ihren Fanatismus aufregen und ſie zu einer hartnäckigen Vertheidigung reizen. Ich hielt es jedoch für beſſer, vorzurücken, in der Vorausſetzung, daß dieß den gutgeſinnten Bewohnern mehr Kraft und Nachdruck geben würde, um ſich der widerſpenſtigen Partei entgegen zu ſtellen. Das Corps rückte durch einen Engpaß vor, der zum Gipfel des Berges führte, von dem es in das Thal hinabmarſchirte, wo ſich die volkreichen Vorſtädte Erzerums ausdehnen, und die gezackten Mauern der Feſtung und der Citadelle erheben. So wie ſich unſre erſten Regimenter vor den Höhen Erzerums ſehen ließen, rückte ein anſehnlicher Haufe feindlicher Reiterei aus der Stadt heraus, und begann auf unſere vorgerückten Pikets ein Kleingewehrfeuer, das bis zum Abend dauerte, aber nicht durch einen einzigen Schuß erwiedert wurde. Ich hatte auf dem Berge Halt gemacht, und that alles Mögliche, um die Deputirten von Erze-

rum für mich zu gewinnen; ich fertigte eine schriftliche Antwort auf die ebenfalls schriftliche Erklärung der Einwohner aus, und eine zweite Antwort, im nämlichen Sinn, an den Seraskier; beide übergab ich den Deputirten, die ich um 5 Uhr Abends, unter Begleitung des Generalmajors Fürsten Bekowitsch Tscherkasky zur Stadt zurücksandte. Im Angesicht Erzerums und gegen Osten erhebt sich ein Berg Namens Top-Dag, der die Stadt und die Citadelle beherrscht. Die Türken hatten dort eine Batterie errichtet. Ich recognoscirte sie und überzeugte mich, daß es der Stadt schwer seyn würde, sich zu halten, sobald ich nur erst Herr dieser befestigten Höhen wäre; ich entschloß mich mithin, wenn der Feind bei seiner Hartnäckigkeit bleiben würde, sie am nächsten Morgen anzugreifen. In Erzerum herrschte große Unruhe, und das Volk schwankte. „„Lasset uns nicht unsere Religion entehren!““ — Viermal hatte man diesen Ausruf ertönen hören, und viermal war das Haus, in welchem Fürst Bekowitsch Tscherkasky sich befand, von wüthenden Volkshaufen umringt worden. Endlich hatte der Fürst es gegen Morgen dahin gebracht, daß der Seraskier und die Aeltesten der Stadt mir einen Deputirten zuschickten, um mir ihren definitiven Entschluß anzukündigen, mir die Thore Erzerums um 4 Uhr Nachmittags zu öffnen. Da ich jedoch berechnete, daß, wenn etwa der Feind von Neuem seine Meinung änderte, mir alsdann zu wenig Zeit bleiben würde, um den Platz mit Sturm zu nehmen, so sandte ich den Aeltesten und dem Seraskier die Erklärung, daß ich ihnen nur bis 3 Uhr Nachmittags Zeit lassen könne, da ich, wenn mir bis dahin die Schlüssel der Stadt nicht übergeben seyn würden, meine ganze Macht gegen sie richten wolle. Von dem Morgen an hatten inzwischen die Batterien von Top-Dag

nicht aufgehört, unsere Vorposten und Fourrageurs zu beschießen, auf welche auch die türkischen Tirailleurs ein beständiges Gewehrfeuer unterhielten. Da ich einem unnützen Verlust von Menschen zuvorkommen wollte, so befahl ich dem Fürsten Bekowitsch Tscherkasky, den Seraskier peremtorisch aufzufordern, seine Truppen aus Top-Dag zurückzuziehen, widrigenfalls ich die Weigerung als einen Entschluß ansehen würde, die Stadt ferner vertheidigen zu wollen. Drei Uhr kam heran, und ich hatte noch keine Antwort erhalten. Ich erfuhr aber durch den Bedienten des Deputirten, welchen mir der Fürst Bekowitsch Tscherkasky gesandt hatte, daß der Seraskier auf alle mögliche Weise Zeit zu gewinnen suche, da er in jedem Augenblick eine Verstärkung erwarte. Diese Nachricht bestimmte mich, sogleich auf eine entschiedenere Weise aufzutreten; ich gab daher den Truppen den Befehl, die Verschanzungen von Top-Dag im Sturm zu nehmen. Unsere Regimenter gingen in regelmäßiger Colonne, die Musik an der Spitze, vorwärts, und umringten Top-Dag von allen Seiten. So wie sich unsere Truppen auf der Spitze des Punktes blicken ließen, verdoppelten die Türken zwar das Feuer ihrer Batterien, doch in Bestürzung versetzt durch die ungemein rasche Bewegung unserer Regimenter verließen sie ihre Positionen und flohen in die Stadt. Mein Detaschement nahm von der Batterie Besitz. In seine Mauern zurückgekehrt, öffnete der Feind alle seine Batterien gegen uns; ich befahl, das Feuer aus den Feldstücken zu erwiedern, die wir nach Top-Dag hinaufgeführt hatten, und diese richteten auch alsbald eine große Unordnung in der Stadt an. Bald darauf sah ich, daß von einer andern Seite der Stadt die vornehmsten Beamten im Pomp heraus, und auf unsere Stellung zu kamen. Da ich

dieß für ein Zeichen der Unterwerfung ansah, so gebot ich unsern Batterien zu schweigen, wiewohl die Türken noch immer fortfuhren zu feuern. In der That bestand auch die Cavalcade aus einer Deputation, bei deren Annäherung mir der Begler-Beg (Militär-Gouverneur) von Erzerum die Schlüssel der Festung und Citadelle überreichte. Dieser vollständigen Unterwerfung ungeachtet fielen jedoch noch einige Kanonenkugeln, die aus den Batterien der Stadt kamen, dicht an meiner Seite nieder. Die Deputirten baten mich nun sogar selbst, durch das Feuer unserer Kanonen jene Meuterer zum Schweigen zu bringen, die, einige Hunderte an der Zahl, sich dem allgemeinen Willen noch widersetzten. Ich befahl darauf, das Feuer zu eröffnen, und nach einigen Kanonenschüssen zerstreuten sich jene Unzufriedenen, die, indem sie die Flucht ergriffen, noch eine Batterie der Vorstadt in die Luft sprengten. Die Deputirten baten um die Freiheit des Seraskiers, so wie der drei Pascha's in seinem Gefolge. Die verabredeten Stipulationen bestätigte ich; die Freiheit der Pascha's aber, die ich niemals versprochen hatte, verweigerte ich. Ich schritt sofort dazu, die neue Verwaltung der eroberten Provinz zu organisiren. Demgemäß ernannte ich den Generalmajor Pankratieff zum Oberbefehlshaber des Paschaliks Erzerum: ich übertrug dem Generalmajor Fürsten Bekowitsch Tscherkasky das Commando der Stadt, und ernannte den Generalmajor Read zum ersten, so wie den Collegienrath, Fürsten Palavandoff, zum zweiten Mitgliede der provisorischen Regierung dieser Provinz. Nächstdem ließ ich die Stadt besetzen. Nachdem unsere Truppen durch die ganze Vorstadt und den Platz selbst gekommen waren, näherten sie sich den Mauern der Citadelle und verlangten, daß man ihnen

die Thore öffne, als mit einem Male die Arnauten, die sich dort eingeschlossen hatten, wider alles Erwarten erklärten, daß sie entschlossen seyen, sie auf das äußerste zu vertheidigen. Ich befahl aber sogleich, zum Sturm zu schreiten; und die Arnauten, da sie die Unerschrockenheit wahrnahmen, mit der unsere Truppen vorrückten, öffneten die Thore der Citadelle, die so fest und gut armirt war, daß ihre Erstürmung uns die größten Anstrengungen gekostet haben würde. Die siegreichen russischen Truppen pflanzten nun am 7 Julius um halb sieben Uhr des Abends ihre Fahnen in der Citadelle von Erzerum auf. So haben denn die tapfern Truppen seit dem 25 Junius dem Tage, wo sie die im vorigen Jahre eroberten Provinzen verließen, also in einer Zeit von vierzehn Tagen, zwei hohe Bergketten, die noch mit Schnee bedeckt waren, überstiegen, die türkische Armee vernichtet, zwei Lager erbeutet, die in dieser Gegend so wichtige Festung Hassan-Kalé sich unterworfen, dem Feinde seine ganze Feldartillerie und sein übriges Geschütz genommen, und ihn auf diese Weise in die Unmöglichkeit versetzt, an seine Vertheidigung zu denken; sie haben ihn gezwungen, uns das Centrum seiner Macht im Orient, eine Festung und eine Citadelle, die eine lange Belagerung hätte aushalten können, zu übergeben, und haben endlich den Seraskier selbst, welcher Oberbefehlshaber der Armee und Gouverneur der ganzen asiatischen Türkei war, so wie vier seiner vornehmsten Pascha's zu Gefangenen gemacht. Nach der Besetzung von Erzerum haben wir erfahren, daß schon am Nachmittage des 7 Julius 800 Delis, 500 Mann reguläre Truppen, und ungefähr 7,000 Mann Cavallerie vom Corps des Hagki-Pascha aus der Stadt entflohen seyen, und die Richtung nach Tokat genommen haben. Erzerum besitzt mehr

als 150 Kanonen, ungeheure Magazine mit Lebensmitteln und Kriegsmunitionen.“

Es muß übrigens bemerkt werden, daß der vom russischen Obergeneral zur Unterhandlung mit den Einwohnern gebrauchte Agent ein ehemaliger Janitscharenchef war, und daß sofort nach dem Einzuge der Russen das Janitscharencorps in Erzerum hergestellt wurde. Durch diese schlaue Politik machten sich die Russen eine mächtige Partei zum Freunde, die ihrer Unterdrückung wegen den Sultan aufs bitterste haßte. Nicht zufrieden, die Türken im offnen Felde geschlagen zu haben, wandten die Russen auch Mittel an, sie politisch zu demoralisiren.

Graf Paskewitsch versäumte unterdessen nicht, die geschlagenen Feinde noch weiter zu verfolgen. Er schickte zwei Expeditionen ab; die eine, unter Obrist Leman nach Chniß, einen in einer Entfernung von 100 Werften auf der Straße von Muschk gelegenen festen Platze, und die andere unter Generalmajor Burzoff nach Beiburt, einer 120 Werste entfernten Festung auf der Straße nach Trebisond. Aber so groß war die Verwirrung der Feinde, daß die Kurden, welche Chniß vertheidigen sollten, sich vielmehr empörten, den Ort plünderten und den Pascha zur Flucht nöthigten, so daß Leman ungehindert und von den Einwohnern selbst zu Hülfe gerufen, in Chniß einzog. Eben so erging es in Beiburt. Die Türken flohen bei der ersten Nachricht, daß die Russen kämen; ein Theil derselben plünderte die armenischen Dörfer in der Umgegend; die Einwohner kamen Burzoff selbst hülfeflehend entgegen, und er zog am 19 Julius ohne Widerstand in Beiburt ein.

So floh auch der Pascha von Van. Dieser hatte über 10,000 Mann zusammengebracht, und griff am 2 Julius die von den Russen unter Generalmajor Popoff besetzte Festung Bajazet an. Bei seiner Annäherung machten die tartarischen Einwohner der Stadt mit den Türken Partie und begannen aus ihren Häusern ein heftiges Flintenfeuer auf die Russen. Die östliche Batterie der Festung wurde von den Türken stürmend genommen, aber Popoff wehrte sich so tapfer, daß diese Batterie binnen drei Stunden viermal, bald von den Türken, bald von den Russen wieder genommen wurde. Endlich, nachdem Popoff schon 300 Mann verloren hatte, und der Uebermacht nicht länger widerstehen konnte, zog er sich in der Nacht aus der Batterie zurück. Am 3 begann der Kampf von Neuem. Popoff ließ die tartarische Stadt zusammenschießen und zwang die Türken nach wiederholten Stürmen endlich zum Abzug. Sie blieben aber in der Nähe der Stadt gelagert, bis der Pascha von Van, am 17 Julius die Nachricht erhielt, daß Erzerum erobert sey, worauf er schleunigst entfloh.

Jenseits Beiburt aber auf dem Wege nach Trapezunt sammelten sich die Türken, von den Lasen unterstützt, aufs Neue unweit Chjumisch-Chane, 10 — 12,000 Mann stark. Burzoff rückte sofort in der Nacht auf den 31 Julius gegen sie aus. „Er stieß, so lautet der russische Bericht, in der Morgendämmerung auf den Feind, bei dem Dorfe Chart, schritt muthig zur Schlacht, und verdrängte ihn aus dem tiefen Hohlwege dießseits des Dorfes; als er aber dem Dorfe selbst sich näherte, fand er, daß seine Gegner ihm an Zahl weit überlegen waren. In der Absicht, diesen Haufen durch einen raschen Andrang zu schrecken, stürzte sich der General-

major Burzoff mit seinem ganzen Detaschement auf den Feind, wobei er das bei ihm befindliche muselmännische Reiterregiment persönlich ins Treffen führte; allein in der Hitze des Gefechts traf eine Kugel die Brust des Helden, und verwundete ihn tödtlich. Der Obristlieutenant Lindelfeldt übernahm jetzt das Commando. Indem er das Mißverhältniß seiner Streitkräfte zu denen des Feindes, der unaufhörlich frische Verstärkungen erhielt, so wie dessen vortheilhafte Stellung erwog, faßte er den Entschluß nach Beiburt zurückzugehen. Sobald der Graf Paskewitsch-Eriwanski am 1 August von diesem Gefechte Kunde erhielt, beorderte er noch am Abende desselben Tages die Colonne des Generalmajors Murawjew in forcirten Märschen nach Beiburt, und ging am 3 August selbst dorthin ab, um die sich ansammelnden Feinde zu vernichten. Die türkischen Truppen besetzten indessen acht Dörfer, welche in einer Entfernung von 2—3 Stunden Weges Beiburt in einem Halbkreise umgaben, so daß es dem Feinde möglich war, seine Kräfte nach einem Punkte hin zu concentriren, von wo er auch nur angegriffen werden möchte. In Chart hatten sich 2000 der verwegensten Lasen eingenistet, mit dem gegenseitigen Angelöbniß, ihren Posten mit dem Leben zu vertheidigen, und zum Zeichen dieser Todesweihe, nach dem Gebrauche des Morgenlandes, Todtenhemden angezogen. Der gewesene Pascha von Anapa, Osman Schatyr Ogly, der bei Eroberung jener Festung zum Gefangenen gemacht, und späterhin in seine Heimath entlassen worden war, stand 10 Werste jenseits dieses Dorfes, mit einem Corps von 4000 Mann, als Rückhalt jener Lasen. Am 8 August griff der Graf Paskewitsch das Dorf Chart an, in welchem der Feind sich hinter Verhacken und wohlbefestigten

Schanzen verwahrt hatte, und wo derselbe in der folgenden Nacht noch verstärkt wurde. Bei Annäherung unserer Truppen strömten zahlreiche Feindeshaufen ununterbrochen von den Berggipfeln herab, und bildeten zwei starke Hinterhalte uns zur Seite und im Rücken. Sobald die Artillerie auf den vordersten Schanzen zu feuern begonnen hatte, schickte der Oberbefehlshaber einige Bataillone aus, um die Hinterhalte zu vertilgen; sie erfüllten diesen Auftrag, und drängten den Feind mit den Bajonneten aus seiner Position; die Schanzen aber, die indessen durch unsere Artillerie zum Schweigen gebracht wurden, gaben schon kein Hinderniß mehr für unsere Krieger ab, welche die naheliegenden Anhöhen nacheinander besetzten und das Dorf umzingelten. Die einbrechende Nacht unterbrach die Operationen, zwar eilten frische Truppen dem Dorfe zu Hülfe und griffen unsre rechte Flanke an, wurden aber nach einem hartnäckigen Gefechte zurückgetrieben. Da die im Dorfe steckenden Lasen ihr Verderben vor Augen sahen, stahlen sie sich mit Hülfe der Nacht in kleinen Häufchen durch, verloren aber dennoch nicht wenig Leute; auch jagten ihnen unsre Truppen drei Fahnen ab. Das Dorf Chart wurde noch vor Tagesanbruch von unsern Scharfschützen besetzt. Um 6 Uhr Morgens schickte Graf Paskewitsch Cavallerie aus, um die Dörfer in der Umgegend zu recognosciren. Dieses Detaschement stieß auf einen Feindeshaufen von 800 bis 1000 Mann, der, ohne den Angriff abzuwarten, sich zerstreute. Unfern des Dorfes Balachar traf es in einem Hohlwege das Lager des Osman Pascha mit 3000 Mann. Hier entspann sich ein blutiges Treffen; endlich wurde der Feind geworfen und nach allen Richtungen verfolgt. Das ganze reiche Lager des Osman Pascha mit vielem Troß fiel in unsre Hände, so

wie alle Pferde, die man bei der Flucht in die Berge im Stich gelassen hatte. Der Feind verlor in diesem einzigen Gefechte 300 Todte und 150 Gefangene. — So wurden die Streitkräfte der Lasen und die Truppen des Pascha von Trapezunt, die sich gegen die rechte Flanke unserer Truppen vereinigt hatten, völlig zerstreut und weit in die Gebirge gejagt. Zu allgemeinem Bedauern ist der Generalmajor Burzoff am 4 August in Beiburt an seiner Wunde gestorben."

„Nach dieser Niederlage der Lasen bei Chart erhielt der Oberbefehlshaber die bestimmte Nachricht, daß der Pascha von Trapezunt, Osman Chasyndar Ogly, der vom Sultan zum Seraskier von Erzerum ernannt worden war, eine allgemeine Bewaffnung befohlen habe und eine neue ansehnliche Macht in den Gebirgen und bei der Festung Gjumisch-Chane sammle. Er beschloß daher, sich dieses Punktes zu bemächtigen, und schickte zu diesem Ende den Obristen Grafen Simonitsch dorthin ab. Nachdem diese Abtheilung auf ihrem Marsche fast unglaubliche Schwierigkeiten bekämpft hatte, entdeckte sie am 24 August den Feind auf dem verschanzten Berge Ghjaur-Dagh; muthvoll griff sie ihn an, zerstreute ihn, und rückte am andern Tage in der Frühe vor Gjumisch-Chane. Die türkischen Truppen hatten unterdessen die Festung verlassen, deren Einwohner, meistens Griechen, mit ihrem Metropoliten an der Spitze, dem Detaschement mit den Heiligenbildern entgegen kamen, und dem Obristen Simonitsch die Schlüssel der Festung überreichten. Um die feindlichen Kriegerhaufen noch mehr zu zerstreuen, und zugleich den Weg nach Trapezunt näher kennen zu lernen, zog Graf Paskewitsch am 29 August nach dem Dorfe Balachar, woselbst er sich mit Simonitsch vereinigte. Seine Bagage und selbst die Artillerie ließ er hier zurück,

und

und verfolgte den Weg nach Trapezunt. Je tiefer er aber in das Gebirge vorrückte, desto mehr Schwierigkeiten stellten sich ihm entgegen; über jähe Abhänge und Felsen führten überall nur schmale Fußpfade, deren Spuren sich nicht selten in den finstern Wäldern und in tiefen, mit Felsentrümmern verschütteten Schluchten verloren. Graf Paskewitsch überwand alle diese Hindernisse, und erreichte am 3 September einen Ort, Karakaban genannt, der nur 40 Werste von Trapezunt entfernt ist. Von hier aus geht der Weg durch noch weit wildere Gegenden und über Felsenmassen, die sogar nirgends eine Spur von Vegetation an sich zeigen. Nachdem der Graf sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, auf diesem Wege und bei dem herannahenden Herbste, der im hohen Gebirge sehr früh beginnt, weiter vorzudringen, kehrte er nach Erzerum zurück."

„Unterdeß hatte Generalmajor Hesse den Auftrag erhalten, den Sandschak Kabulet, wenn er sich nicht gutwillig unterwerfe, mit den Waffen in der Hand für die ununterbrochenen Einfälle in die Provinzen, die sich uns ergeben haben, zu strafen. Der Vorschrift des Oberbefehlshabers nachkommend, unternahm Generalmajor Hesse, da seine Vorschläge an die Vorgesetzten von Kabulet fruchtlos waren, gegen sie eine Expedition, und rückte am 16 August aus. Am 18 griff er von zwei Seiten das bei Mucha-Estat stehende befestigte Lager des Feindes an. Dieses Unternehmen ward von dem vollkommensten Erfolge gekrönt; die Türken wurden aus ihren Verhacken vertrieben und zerstreut, mit Verlust ihres ganzen Lagers und 500 Mann. In diesem eroberten Lager hatten 2600 Mann unter dem Befehle Gutschghi-Oglu's und Ketschja Beks, Pascha's von Adschara, gestanden, welcher Letztere, wie

die Gefangenen aussagten, gefährlich verwundet worden war. Von der andern Seite wurden die durch diesen Sieg in Schrecken gesetzten Türken von dem Obristen Patzowski verfolgt, und ließen in den Verhacken bei Liman und in der von ihnen in Brand gesteckten Vorstadt des festen Platzes Kintulin, den unsere Truppen am 21 einnahmen, sieben Kanonen im Stich.“

Alle diese Siege der Russen hatten zur Folge, daß nach und nach immer mehr Asiaten, die vorher zwischen Türken und Russen geschwankt hatten, sich nunmehr bei den Letztern einzuschmeicheln suchten. „Am 29 August erschien im Hauptquartier ein Detaschement der türkischen Reiterei der Dehli-Baschi's und Hayti's, Freiwilliger aus dem Paschalik Erzerum, die zu unsern Fahnen eilten. Die Dehli-Baschi's und Hayti's sind eingeborne Türken und des Sultans beste Cavallerie. Sie standen früher im Rufe, daß sie sich nie kriegsgefangen ergeben. Es war ein eigener Anblick, diese Reiterei an dem Oberbefehlshaber vorbei defiliren zu sehen, zwei Baschi's an der Spitze. Der Graf machte ihnen Geschenke. Heute stellten sie in seiner Gegenwart Lustgefechte mit einer Partei Kurden an, und ihre ausgezeichnete Gewandtheit und Schnelligkeit im Tummeln der Rosse und Handhaben der Klinge erweckte allgemeine Bewunderung. Unser Russenlager in Asien liefert ein Gemälde voll Leben und Mannichfaltigkeit. Sie sehen hier muselmännische Regimenter aus den Provinzen des Kaukasus, die Cavallerie der Kengerly, eines kriegerischen Stammes aus Nachitschevan, armenische Krieger aus Kars, muselmännische aus Bajazet, freie Kurden, die noch im vergangenen Jahre gegen uns zu Felde zogen und jetzt freiwillig sich unter unsere Fahnen versammelt haben, Tschetschenen vom Kaukasus, und endlich, um das Gewühl noch bunter zu machen, die Dehli's und Hayti's. Die

Muſelmänner aus den kaukaſiſchen Provinzen, welche früher Kriegsdienſte bei uns nahmen, zeigten ſich bisher unbeſtändig, und im vergangenen Jahre konnten kaum 300 jener Reiter zuſammengebracht werden. Der Oberbefehlshaber verſtand aber ihnen unſern Dienſt werth zu machen: dieſe Reiſige konnten, als ſie zum Winter zu ihrem Herde zurückkehrten, den ruſſiſchen Sardar nicht genug preiſen, und ſiehe da, mit dem kommenden Frühlinge gelangten wir dahin, ſchon vier muſelmänniſche Regimenter (2000 Mann) zu haben, die mit Nutzen im gegenwärtigen Kriege gebraucht wurden. Der bekannte Tſchetſchene Beibulat, einſt das Schrecken der Gebirge, der ſich unſerer Regierung nie hatte unterwerfen wollen, gegen die er unaufhörlich die Bergbewohner aufwiegelte, iſt freiwillig nach Erzerum gekommen, um dem Oberbefehlshaber ſich und ſeine Gefährten zu unterwerfen und ſein begangenes Unrecht durch einen ehrenvollen Dienſt zu ſühnen."

„Nach der Ankunft der Cavallerie der Hayti's in unſerem Lager hat der Anblick deſſelben noch mehr an Mannichfaltigkeit gewonnen, ſeitdem Ibrahim Beg, Gebieter von Tabaſſaran, mit 50 Reitern eingetroffen iſt, gleichfalls in Folge der Milde und Gerechtigkeit der ruſſiſchen Regierung. Dieſe Reiterei unterſcheidet ſich ſehr von Allem, was wir bisher geſehen haben. Es iſt eine Auswahl gewandter Jünglinge, vortrefflich gewaffnet und ausgerüſtet, gut disciplinirt, geſchickt in den Waffen und im Tummeln der Roſſe, und ſehr erfahren im Bergkriege. Ibrahim Beg iſt ein junger Mann von etwa 30 Jahren, ausgezeichnet durch ſein kriegeriſches Aeußeres und den Edelmuth ſeines Betragens. Er gehört zu den Geehrteſten in Daghеſtan, und verwaltet die den Ruſſen unterwürfige Provinz Tabaſſaran. Unerſchütterlich in ſeiner Treue, hat er an dem Kriege gegen Perſien

thätigen Antheil genommen und den St. Annenorden dritter Classe erhalten. Als nach erfolgter Kriegserklärung gegen die Türkei der Oberbefehlshaber den Ruf zum Heere an ihn ergehen ließ, war Ibrahim eben durch eine Krankheit an sein Lager gefesselt; allein kaum fühlte er sich wieder genesen, so eilte er auf dem kürzesten, wenn gleich beschwerlichsten Wege über die Schneegipfel des Schagh-Dagh unserem Lager zu, das er am 2 Sept. erreichte, nachdem er beinahe 1200 Werste, und zwar 40 davon durch tiefen Schnee, innerhalb zwei Monaten zurückgelegt hatte. Der Oberbefehlshaber hat ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen empfangen und ihm nur sein Bedauern bezeugt, daß wahrscheinlich Ibrahim und seine Reiter keine Gelegenheit mehr haben werden, Proben ihrer Tapferkeit abzulegen. Ibrahim Beg steht in ganz Daghestan in großem Ansehen. Er ist der Eidam des Asslan-Chan von Kurin und Kasakumyk, Gebieters eines beträchtlichen von Lesghiern bewohnten Landstriches in Daghestan. Asslan-Chan, der einst im türkischen Heere als Anführer eines Trupps der Spahi's diente, befindet sich gegenwärtig als Generalmajor in russischen Diensten und ist Ritter des St. Annenordens erster Classe."

Diese Berichte geben ein ziemlich deutliches Bild von der innern Auflösung der türkischen Herrschaft in Asien.

Da um diese Zeit der Friede zu Adrianopel geschlossen wurde, waren sogleich zwei Couriere an den Grafen Paskewitsch abgesendet worden, ihm die Nachricht davon zu bringen. Einer dieser Couriere war schon am 2 October zur See vor Trapezunt angekommen; da ihn hier aber die Türken nicht durchließen, so zogen sie sich durch diese unzeitige Verzögerung selbst die blutige Fortsetzung des Kriegs und eine neue Niederlage zu. Denn Graf Paskewitsch, zu Erzerum schon mit der Einrichtung der

Winterquartiere beschäftigt, mußte wieder zu den Waffen greifen, da er erfuhr, daß der neue Seraskier in dem von den Russen verlassenen Beiburt nochmals 18,000 Mann gesammelt habe. „Selbst wenn die Anwesenheit einer so bedeutenden Kriegsmacht in der Nähe unsers Hauptquartiers nicht gefährlich gewesen wäre, so lange sie concentrirt blieb, so konnte sie doch die Bewohner der bereits unterworfenen Paschaliks in Aufruhr bringen, und unsern Truppen dadurch die Beschwerden eines Winterfeldzugs verursachen. Durch diese Betrachtungen bewogen, rückte Graf Paskewitsch am 6 Oct. von Erzerum aus, und marschirte auf Beiburt zu. Am 8 Oct. stieß unsere Avantgarde auf 1000 Mann feindlicher Reiterei, die das Defilé besetzt hielt, das an dieser Stelle von mehreren Wegen nach Beiburt durchschnitten wird. Der Feind wurde geschlagen und alle nach Beiburt führenden Kreuzwege geöffnet. Die Kühnheit aber, mit der die Türken gefochten hatten, war ein deutlicher Beweis, daß sie an Mannschaft stark waren; außerdem erklärten die in der Nacht aufgegriffenen Gefangenen, daß der Seraskier nur vier Stunden Weges von Beiburt entfernt stehe, daß er der dortigen Garnison eine Verstärkung von 2000 Lasen geschickt und den Vorsatz habe, am folgenden Tage mit allen seinen Truppen in die Stadt einzurücken. Diese Nachrichten bestimmten den Grafen Paskewitsch, den Augenblick des Angriffs zu beschleunigen. Nachdem er am 9 Oct. um 5 Uhr Morgens seine Communicationen mit Erzerum verlassen hatte, umging er die Stadt auf der linken Seite, um zum Angriffe auf die Festung eine Stellung auf den Anhöhen einzunehmen, welche dieselbe in Kanonenschußweite beherrschten, und außerdem die Verbindungen des Platzes mit Ter-Djane, Tschiftlik und zum Theil auch die mit Trapezunt abschnitten. Dieser Richtung folgend, stieß unsre

Vorhut unter Generalmajor Sergejeff auf ungefähr 1000 feindliche Reiter. Diese machten einen kühnen Angriff. Die Kosaken aber verjagten die Türken, und nahmen ihnen, den Degen im Nacken, die erste, zwei Werste von der Stadt gelegene Anhöhe ab. Als unsere Truppen sich hier versammelt hatten, ließ der Feind nicht nach, aus seinen Verschanzungen Verstärkungen von Infanterie auf die von den Seinigen besetzte Anhöhe zu schicken. Graf Paskewitsch ließ den Feind dort ruhig seine Streitkräfte concentriren, indem er voraussah, daß diese Bewegung ihm die Eroberung der Stadt erleichtern würde, denn unsere Truppen konnten, indem sie die Türken in ihre Verschanzungen zurückwarfen, mit ihnen zugleich in dieselben eindringen. In dieser Absicht stellte der Oberbefehlshaber sämmtliche Truppen in Schlachtordnung und ließ die vom Feinde besetzten Höhen stürmen. Die Türken wurden von einer Höhe zur andern zurückgedrängt, und die Russen drangen mit den Flüchtlingen in die Stadt, und verfolgten sie durch die Straßen bis auf die andere Seite. — Indem die Türken Beiburt verließen, vertheilten sie sich in drei Richtungen, theils nach Ispira, theils auf unsern linken Flügel hin, um die Ebene von Chart zu erreichen, und theils nördlich von der Stadt nach dem Engpasse von Tschorocha zu, durch welchen sie die Ebene zu erreichen hofften. Die Ersteren wurden von der Infanterie verfolgt: die Flucht der Zweiten hemmte der Obrist Anrep mit einer Uhlanendivision, und trieb sie durch die Stadt bis an den Engpaß von Tschorocha; der Generalmajor Sergejeff, der mit seiner Reiterei durch eine rasche Bewegung die ganze Ebene von der linken Seite umgangen war, schnitt den Dritten den Weg ab, und nöthigte sie, gleichfalls sich wieder auf die Stadt zurückzuziehen, so daß die beiden letzteren aus ungefähr 5000 Mann bestehenden Massen

ſich im Rücken von Beiburt im Engpaſſe von Tſchorocha vereint befanden, und dort theils auf dem Gottesacker und theils am Gipfel eines am linken Ufer des Stromes ſich erhebenden ſteilen Felſens Poſto faßten. Eine Uhlanendiviſion unter Major Paradoffsky ward hier von einem wohlunterhaltenen Flintenfeuer, das im Rücken des Felſens eröffnet wurde, und von dem Kartätſchenfeuer einer Kanone empfangen, die auf dem Gottesacker aufgeſtellt war. Der Major Paradoffsky, der ſeine Uhlanen hatte abſitzen laſſen, griff an ihrer Spitze den bei Weitem zahlreichern Feind an, umging, vom Obriſten Anrep unterſtützt, der ihm mit einer zweiten Diviſion Uhlanen zu Hülfe gekommen war, und dieſe gleichfalls hatte abſitzen laſſen, von der linken Seite den von den Türken beſetzten Gottesacker, und ſtürzte von hinten auf den Feind los, der bei dieſer Gelegenheit 100 Mann an Todten, 200 Gefangene, ſeine einzige Kanone und zwei Fahnen verlor. Die Annäherung der Infanterie nöthigte darauf die Türken zur Flucht. In dieſen Gefechten verlor der Feind 800 Todte, 1236 Gefangene, 6 Kanonen und 12 Fahnen; wir nur 100 Mann. Sobald der Seraskier von der Bewegung unſerer Truppen Nachricht erhalten hatte, beeilte er ſich, in Perſon mit 10,000 Mann Beiburt zu Hülfe zu kommen; da dieſe Stadt aber ſchon vor ſeiner Ankunft gefallen war, zog er ſich eben ſo eilig wieder zurück. Graf Paskewitſch hielt es für zweckmäßig, während ſeiner allgemeinen Bewegung auf Beiburt eine kleine Truppenabtheilung gegen die Feſtung Olty in der Richtung von Kars abzufertigen, um den Feind, der ſich dort vereinigt hatte, zu zerſtreuen. Dieſe, vom Fürſten Dolgoruki befehligte Abtheilung führte den Auftrag mit vollkommenem Erfolge aus. Die muſelmänniſche Reiterei machte ſich bei dieſer Gelegenheit durch eine exemplariſche Tapferkeit bemerkbar: nachdem ſie einen an

Zahl stärkeren Feind geworfen hatte, nahm sie ihm, mit den Waffen in der Hand, 5 Fahnen und mehrere Gefangene ab, tödtete 100 Mann, und machte eine ansehnliche Beute an Waffen und Pferden; dabei verlor sie nur einen Todten, verwundet wurden neun. Währenddem hatte die Pionierkompagnie, die sich mit ihren Mörsern der Festung Olty genähert hatte, angefangen, dieselbe zu beschießen, worauf die Besatzung zwar anfänglich mit einem Feuer aus grobem Geschütz und kleinem Gewehr antwortete, sich aber, sobald sie die Niederlage des Detaschements erfuhr, das sich mit unserer muselmännischen Reiterei geschlagen hatte, als kriegsgefangen ergab. Am 11 Oct., als am dritten Tage nach der Einnahme von Beiburt, schickte der Seraskier, der auf Privatwegen die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens zwischen Rußland und der Pforte empfangen hatte, einen Officier an den Grafen Paskewitsch, mit dem Gesuch um die Bewilligung eines Waffenstillstandes. Um sich von der Richtigkeit dieser Nachrichten zu überzeugen und den Waffenstillstand abzuschließen, fertigte der Graf Paskewitsch den bei seiner Person stehenden wirklichen Staatsrath Wlangaly an den Seraskier ab; in dessen Lager angekommen, fand der Staatsrath den Capitán vom Generalstabe Duhamel vor, der von Adrianopel aus zu Lande als Courier abgesendet worden war. Der Graf Paskewitsch von Erivan erließ sogleich den Befehl, die Feindseligkeiten auf allen Punkten einzustellen, und setzte sich mit dem Seraskier in Berührung, um die im Vertrage wegen der progressiven Räumung der der Pforte zurückgegebenen Paschaliks festgesetzten Artikel in Ausführung zu bringen."

4.

Der Frieden von Adrianopel.

Die Pforte hatte sich durch die ersten Fortschritte der Russen noch nicht irre machen lassen. In der Meinung, sie werde in jedem Falle zuletzt von England unterstützt werden, verweigerte sie hartnäckig jede Vermittlung. Da nun aber die Gefahr näher rückte, so wurde von Seite Englands und Frankreichs beschlossen, ihre Botschafter nach Constantinopel zurükzusenden, um bei der Hand zu seyn und eine den Interessen dieser Mächte allzunachtheilige Katastrophe zu verhindern. Sie kamen am 18 Jun. in der türkischen Hauptstadt an und wurden mit großem Jubel empfangen. Der Sultan ließ indeß bei den Audienzen deutlich merken, daß er seine Freunde zu unterscheiden wisse, und behandelte den englischen Gesandten Gordon mit auffallend größerer Auszeichnung, als den französischen, Guilleminot. Auch ein persischer Gesandter fand sich ein, der zwischen der Pforte und Persien ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland eingehen sollte, falls der russische Kaiser wegen des Gesandtenmords zu Teheran Rache nehmen würde. Dieses Project zerschlug sich aber, da der Kaiser jenen Vorfall verzieh. Da Rußland während des Kriegs keinen Botschafter nach Constantinopel senden konnte, und es doch wichtig war, die möglicherweise einseitigen Vermittlungsvorschläge von Seite Englands und Frankreichs zu ergänzen und kräftiger zu machen, so wurde bei einer Zusammenkunft des russischen Kaisers mit dem Könige von Preußen beschlossen, den ausgezeichneten General und Diplomaten Preußens, Herrn von Müffling, an die Pforte zu senden, um derselben in dem Augenblick des Kaisers Großmuth zu zeigen, in welchem ihm Graf Diebitsch des Kaisers Macht zeigte, und diese

sehr geschickte Intervention beschleunigte in der That das Resultat des großen Kampfes.

England wandte Alles an, um dem Sultan seine Vermittlung aufzudringen, ehe er, völlig geschlagen, genöthigt würde, auf Gnade und Ungnade anzunehmen, was ihm die Russen vorschreiben würden. Allein die Pforte erschöpfte die Geduld ihres alten Alliirten, nnd erklärte noch am 14 Jul., sie werde nie das Londoner Protokoll annehmen. Nun brauchte der englische Gesandte eine starke, drohende Sprache, allein die Pforte konnte sich nicht einbilden, daß es England Ernst sey, ihr zu drohen. Erst die Eroberung von Adrianopel und die Ankunft des Generals Müffling (4 August) gaben der Sache den Ausschlag. Der Letztere wurde sehr ehrenvoll vom Sultan empfangen und seine kraftvollen Vorschläge beherzigt. Die Pforte warf sich dem Sieger in die Arme und suchte durch die kluge Politik, sich einstweilen ganz von der Gnade Rußlands abhängig zu machen, von diesem desto gemäßigtere Friedensbedingungen zu erschmeicheln. Müffling verließ am 5 September Constantinopel wieder, nachdem am 1sten zu Adrianopel eine Commission niedergesetzt worden, um die Friedensbedingungen aufzusetzen. Diese Commission bestand türkischerseits aus Defterdar Mehemed-Zadik-Effendi, und dem Kasi-Asker von Anatolien, Abul-Kadir-Bey, russischerseits aus den Grafen Pahlen und Alexis Orloff. Mit den türkischen Bevollmächtigten war auch der preußische Legationssekretair von Küster nach Adrianopel gekommen; da aber die Unterhandlung sich in die Länge zog, und Graf Diebitsch den 14 September als den letzten Termin setzte, bis zu welchem der von ihm vorgeschriebene Friede angenommen seyn müsse, widrigenfalls er nach Constantinopel rücken würde, so eilte, auf die Bitte des Sultans und des engli-

schen und französischen Gesandten, auch noch der preußische Gesandte selbst, Herr von Royer, ins Hauptquartier des russischen Feldherrn, um eine Milderung der Friedensbedingungen, die Kriegscontributionen betreffend, zu bewirken, worauf am 14 September der Friede von Adrianopel wirklich abgeschlossen und am 27 vom Sultan ratificirt wurde.

Da in dieser gefährlichen Krisis in Constantinopel selbst ein blutiger Aufstand ausgebrochen war, erregt von den Anhängern der Janitscharen und allen politischen Feinden des Sultans, so mußte man besorgen, die Bekanntmachung der zwar sehr mäßigen, doch für die stolzen Türken immerhin schimpflichen Geldsummen, welche die Pforte an Rußland zu zahlen übernahm, werde die Erbitterung gegen den Sultan noch höher steigern, und sie wurden einstweilen geheim gehalten. Die Friedensbedingungen waren folgende:

Art. 1. Alle Feindseligkeiten hören auf, und es ist ewiger Friede zwischen Rußland und der Pforte.

Art. 2. Rußland gibt alle in diesem Kriege gemachten Eroberungen zurück.

Art. 3. Der Pruth bleibt fortwährend die Gränze beider Reiche im Westen. Hierbei werden einige nähere Bestimmungen über die Benutznng des Stromes und seiner Ufer und Inseln gemacht.

Art. 4. Am Kaukasus tritt die Pforte nur die beiden Festungen Akhalzik und Akhalkalaki an Rußland ab. Hierbei wird die Gränze genau bestimmt; Rußland gewinnt nur einen äußerst schmalen Landstrich, auf dem aber zwei wichtige Festungen, die Schlüssel Armeniens, liegen.

Art. 5. Die Moldau und Wallachei behalten alle ihre alten Vorrechte.

Art. 6. Dem früheren, noch nicht erfüllten, Vertrage von Akjerman zufolge werden die sechs von Servien abgerissenen Distrikte ungesäumt mit dieser Provinz wieder vereinigt.

Art. 7. Die russischen Unterthanen werden in der ganzen Ausdehnung des ottomanischen Reichs, sowohl zu Lande als zur See, der ganzen und vollen Handelsfreiheit genießen, die ihnen durch die früheren Verträge zugesichert ist. Die russischen Unterthanen bleiben unter der ausschließlichen Gerichtsbarkeit und Polizei des Gesandten und der Konsuln Rußlands, die russischen Schiffe werden nie irgend einer Untersuchung von Seite der ottomanischen Behörden unterworfen, und jede einem russischen Unterthanen gehörige Waare kann, wenn sie die durch die Tarife geregelten Zölle entrichtet hat, frei verkauft in die Magazine des Eigenthümers oder Consignatärs aufs Land gebracht, oder auch auf ein anderes Schiff, von welcher Nation es seyn möge, übergeladen werden, ohne daß der russische Unterthan in diesem Falle nöthig hätte, die Ortsbehörden davon zu benachrichtigen, und noch weniger deren Erlaubniß dazu nachzusuchen. Die hohe Pforte erkennt und erklärt die Durchfahrt des Canals von Constantinopel und der Meerenge der Dardanellen als vollkommen frei und offen für die russischen Schiffe unter Handelsflagge, beladen oder unbeladen, sie mögen vom schwarzen Meere kommen, um ins Mittelmeer einzulaufen, oder vom Mittelmeere, um ins schwarze Meer einzulaufen. Vermöge desselben Grundsatzes ist die Durchfahrt des Canals von Constantinopel und der Meerenge der Dardanellen als frei und offen erklärt für alle Handelsschiffe der Mächte, die sich mit der hohen Pforte in Frieden befinden, sie mögen beladen oder unbeladen

nach den russischen Häfen des schwarzen Meers segeln oder von daher kommen, nach denselben Bedingungen, die für die Schiffe unter russischer Flagge stipulirt sind.

Art. 8. Als allgemeine Entschädigungssumme für die Verluste russischer Unterthanen in dem letzten Krieg, zahlt die Pforte an Rußland ein für allemal binnen achtzehn Monaten 1,500,000 holländische Ducaten.

Art. 9. Die Pforte zahlt an Rußland eine noch zu bestimmende Summe zur Deckung ihrer Kriegskosten.

Art. 10. Die Pforte gibt den Protokollen vom 6 Julius 1827 und vom 22 März 1829 ihre Zustimmung.

Art. 11. Die Pforte wird sogleich zur Erfüllung dieser Artikel schreiten, und Rußland seine Truppen gemäß einer Separatacte (in gewissen den Kriegskosten-Zahlungsterminen entsprechenden Zeiträumen) zurückziehen.

Art. 12. Die entfernten Befehlshaber beider kriegführenden Mächte werden aufs schnellste befehligt, die Feindseligkeiten einzustellen.

Art. 13. Beide contrahirende Mächte ertheilen denen ihrer Unterthanen, die der andern Macht während des Krieges Vorschub geleistet, vollkommne Amnestie, und bewilligen jedem, der etwa in den andern Staat auszuwandern Lust hat, freien Auszug binnen achtzehn Monaten.

Art. 14. Alle Gefangenen werden zurückgegeben, mit Ausnahme derer, die freiwillig ihren Glauben geändert haben.

Art. 15. Alle früher zwischen beiden Mächte stipulirten Verträge werden, mit Ausnahme derer, die durch diesen neusten Friedensvertrag eine Veränderung erleiden, aufs Neue bekräftigt.

Art. 16. Dieser Friedensvertrag wird innerhalb 6 Wochen von beiden Höfen ratificirt.

In einem gleichzeitigen Separatvertrag wurde in Betreff der Moldau und der Wallachei noch Folgendes bestimmt:

1) Die Hospodare dieser Fürstenthümer werden nicht mehr auf sieben Jahre, sondern auf Lebenszeit gewählt.

2) Die Türken behalten keinen festen Platz mehr auf dem linken Donauufer.

3) Es darf auch kein Mahomedaner mehr auf dem linken Donauufer wohnen. Die gegenwärtig noch auf dieser Seite wohnen, müssen binnen achtzehn Monaten auswandern.

4) Es dürfen keine türkischen Truppen mehr die Fürstenthümer besetzen, sondern nur einheimische Milizen.

5) Die Fürstenthümer sind von jeder Art von Lieferung und Frohndiensten, die sie sonst den türkischen Festungen auf dem rechten Donauufer zu leisten hatten, frei.

6) Dagegen zahlen die Fürstenthümer künftig außer dem jährlich festgesetzten Tribut noch eine gewisse Summe als Entschädigung für diese ehemaligen Steuern.

7) Bei jeder Erneuerung des Hospodars zahlt das betreffende Fürstenthum der Pforte einen außerordentlichen Tribut, der dem jährlichen gleich kommt.

8) Außer diesen Summen zahlen die Fürstenthümer keine Art von Steuer oder Gefälle, und genießen im türkischen Reich vollkommene Handelsfreiheit.

9) Zwei Jahre lang bleibt der Tribut erlassen, weil die Fürstenthümer wegen des Krieges so viel gelitten.

Im Vergleich mit dem, was die Russen zu verlangen die Macht hatten, erscheinen diese Friedensbedingungen sehr mäßig. Indeß gewann Rußland dadurch schon sehr viel. Es warf die

türkische Macht ganz auf das rechte Donauufer hinüber und machte die Moldau und Wallachei beinahe unabhängig. Auch Servien setzte es in den Stand, eine größere Selbstständigkeit zu erringen, und diese christlichen Provinzen müssen ihm künftig eine treffliche Stütze gegen die Türken seyn. In Asien scheint zwar der Erwerb eines so kleinen Landstrichs, als der von Akhalzik und Akhalkalaki ist, höchst unbedeutend, allein diese Festungen beherrschen die Ebenen von Armenien, und von hier aus kann Rußland künftig leicht weitere Eroberungen unternehmen. Endlich hat es sich durch den Frieden den freien Paß aus dem schwarzen Meer ins Mittelmeer errungen. Und neben allen diesen Vortheilen genießt es den Ruhm, im Felde die Lorbeern des Sieges, im Cabinet die Lorbeern der Mäßigung und Großmuth um die Häupter seines doppelten Adlers gewunden zu haben.

Sehen wir von diesen besondern Vortheilen Rußlands ab und wenden den Blick auf die griechische Sache zurück, so ist es klar, daß auch hier das Schwert der Grafen Diebitsch und Paskewitsch einen sehr verwickelten Knoten zerhauen hat, den die Diplomatie wahrscheinlich noch lange nicht gelöst hätte. Zwar hat der Friede von Adrianopel die griechische Sache noch nicht in letzter Instanz entschieden; allein es ist doch dadurch, daß die Pforte dem Londoner Protokolle beigetreten ist, das nächste und wichtigste Hinderniß der griechischen Emancipation weggeräumt. Es handelt sich von nun an nicht mehr, *ob* die Griechen vom türkischen Reich frei seyn sollen, sondern nur noch, *wie* ihr neuer Staat organisirt werden soll.

Die Engländer waren äußerst mißvergnügt über den Frieden von Adrianopel, thaten jedoch nichts, seine Vollziehung zu hindern, und ließen nur in den Londoner Blättern ihre

Galle aus. Graf Diebitsch soll anfangs sogar verlangt haben, die Dardanellen müßten für jeden Feind Rußlands verschlossen bleiben, was er jedoch wieder zurückgenommen habe, da die Gesandten der contrahirenden Mächte die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen gemacht hätten. Die französische Staatszeitung, der Moniteur, war indeß so unvorsichtig, jene Forderung des Grafen Diebitsch als einen bereits angenommenen Friedensartikel unter das Publicum zu bringen, und dadurch in England einen blinden Lärm zu veranlassen.

Obgleich Rußland in den beiden Feldzügen von 1828 und 1829 ungeheure Summen aufgewendet hatte, waren seine Entschädigungsforderungen an die Pforte doch überaus gemäßigt. Die insgeheim stipulirte Kriegsentschädigungs-Summe soll nur 10 Millionen Ducaten betragen haben, wovon später noch ein Theil erlassen wurde. Außerdem verpflichtete sich der Sultan als Entschädigung für die russischen Unterthanen, am 28 October, als an dem Tage, an welchem die Ratification des Friedens von der Hand des Kaisers von Rußland anlangte, 100,000 Ducaten zu zahlen, sechs Monate nachher noch 400,000, wieder in sechs Monaten 500,000 und wieder in sechs Monaten noch 500,000, also im Ganzen nur anderthalb Millionen Ducaten. Uebrigens hatten die Türken in diesem Krieg ungeheuer viel eingebüßt, 2000 Kanonen, 200,000 Gewehre, ihre schönsten Pferde. Der Schatz der Pforte war erschöpft, die Provinzen vom Feind besetzt oder in Anarchie. Der Sultan war kaum im Stande, nur die geringe Summe aufzubringen, die ihm zu zahlen vorgeschrieben wurde, und sandte seinen Liebling, den eben so tapfern und klugen als schönen Halil-Pascha, nach Petersburg ab, um noch einen Nachlaß an der Contribution zu erlangen.

Nach-

GENERAL MÜFFLING.

Nachdem indeß der Friede schon geschlossen war, schien er noch einmal durch kriegerische Ereignisse unterbrochen werden zu sollen. Im Anfang des Septembers, namentlich am 5, waren noch kleine Gefechte vor Schumla vorgefallen. Sobald aber der Frieden proclamirt war, stellte der Großvezier alle Feindseligkeiten ein und lud sogar die russischen Officiere in sein Lager ein, wo er sie am 23 September glänzend bewirthete und seine geschickten Reiter vor ihnen kriegerische Spiele aufführen ließ, ja er war so galant, in eigener Person das Rennen mitzumachen und seine Gewandtheit zu produciren. Anders aber dachte Mustapha, Pascha von Scutari. Nachdem dieser mit seinen 30,000 Albanesen lange in Widdin gelegen hatte, ohne die mindeste Bewegung zu Gunsten des in Schumla bedrängten Großveziers zu machen, fiel es ihm erst jetzt, nach dem Friedensschluß ein, gegen Adrianopel aufzubrechen, um den Russen den Rückzug abzuschneiden. Früher wäre diese Diversion vielleicht sehr erfolgreich gewesen. Nun aber war es zu spät. Der Sultan gebot ihm, stille zu stehen, und Graf Diebitsch drohte, ihn mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Dennoch ließ der Pascha sich noch nicht einschüchtern. General Geismar wurde ihm entgegengeschickt und traf am 16 Oct. auf 1700 Mann vom türkischen Vortrabe bei Arnaut-Kalissi. Dieses Corps, aus Albanesen bestehend, empfing den russischen Parlamentär mit Flintenschüssen und griff ungesäumt die Russen an. Der Kampf dauerte bis in die Nacht und erneuerte sich am folgenden Tage. Endlich wurden die Albanesen zurückgeschlagen, und der Pascha, der es nicht für gerathen hielt, den Krieg ernsthaft fortzusetzen, desavouirte das Betragen seiner Avantgarde und nahm den Frieden an. — Auch Kutschuk-Achmet-Pascha, der tapfere Commandant

vor Giurgewo, weigerte sich hartnäckig, die Festung zu übergeben, und erst die strengen Befehle des Sultans vermochten ihn dazu am 20 November, nachdem er dieses letzte Bollwerk der Türken jenseits der Donau mit einem früherer Zeiten würdigen Heldenmuth vertheidigt hatte.

In Constantinopel überließ man sich unterdessen der Freude. Da die Blokade aufgehört hatte, so strömte von Odessa, Smyrna und andern Häfen her Zufuhr in Menge nach der türkischen Hauptstadt, und der Handel, der durch den Frieden so günstige Aussichten erhalten hatte, belebte sich schnell wieder. Der Sultan zeigte sich in der größten Liebenswürdigkeit, und eben so zuvorkommend, wie er den General Müffling empfangen hatte, empfing er auch den englischen Admiral Malcolm, der ihn besuchte, und die russischen Botschafter, Graf Orloff und Herr von Boutenieff. Die alte strenge Etikette der Pforte wurde dabei außer Acht gelassen. Am 4 November gab der englische Gesandte, Gordon, den türkischen Großen an Bord der Fregatte Blonde ein glänzendes Gastmahl, wobei die Türken zwischen den europäischen Damen saßen und gegen das Gesetz Mahomeds Champagner in Strömen tranken. Ein ähnliches Fest gab Graf Guilleminot am 23 November, wobei sich indeß die Türken weniger Ausschweifungen erlaubten. Ueberall erkannte man den großen moralischen Einfluß des letzten Krieges. Hatte die Pforte große Verluste erlitten, so war doch die Reform des Sultans Mahmud dadurch befördert worden.

Ueber diesen Festlichkeiten wurde das Hauptgeschäft nicht versäumt. Die Pforte ermangelte nicht, die Friedensbedingungen zu erfüllen. Nachdem die erste Geldzahlung am 28 October geleistet war, fingen die Russen an, Adrianopel zu räu-

men. Im Anfang des Decembers wurde die allgemeine Amneſtie durch einen Ferman des Sultans proclamirt, und zugleich wurden die früher getroffenen ſtrengen Maßregeln gegen die katholiſchen Armenier zurückgenommen. Am 15 December wurden die fünf, Servien entriſſenen Diſtricte dieſer Provinz wieder einverleibt, die unter dem Einfluß des thätigen Fürſten Miloſch gleich der Moldau und Wallachei in neuen Flor zu kommen verſprach. Endlich wurden die aus der Schlacht bei Navarin geretteten türkiſchen Schiffe, die unterdeß in Alexandrien blokirt gelegen, nach Conſtantinopel zurückgebracht.

5.

Der griechiſche Krieg.

Leider hat die Geſchichte an den Neugriechen faſt nichts zu rühmen als ihre Tapferkeit. Unter dem Druck des Deſpotismus aufgewachſen, ohne Erziehung und Bildung, verſchmitzte Sclaven oder tollkühne Räuber, beſitzen ſie weder die politiſchen noch die geſelligen Tugenden, deren ſich civiliſirte Völker zu erfreuen haben. Die Tyrannei hat die, welche ſich ihr unterwarfen, an Liſt und Betrug, und die, welche gewagt, ihr zu trotzen, an unbändigen Banditenſinn gewöhnt. Daher finden wir unter den Häuptern der Griechen faſt nur geſchmeidige Intriganten und halsſtarrige Räuberchefs, und ſehr wenige Männer, die mit politiſcher Umſicht und Vorausſicht zugleich Charakterfeſtigkeit und uneigennützige Vaterlandsliebe beſitzen. Je herzerfreuender nun ihr heldenmüthiger

Kampf gegen die Türken ist, um so trauriger ist der Anblick der Parteiung und Anarchie unter ihnen selbst. Doch soll man sich dadurch nicht täuschen lassen. Muth und Tapferkeit sind die ersten und dringendsten Tugenden eines Volkes, das sich vom Joch der Sclaverei losreißt; die Friedenstugenden finden sich nach dem Siege schon von selbst ein, aber, wie es in der Natur der Sache liegt, nur allmählich.

Im Anfang des Jahres 1829 befand sich Griechenland in einer nicht unvortheilhaften Lage. Die französische Armee unter Maison hatte Morea von den ägyptischen und türkischen Truppen gesäubert, und obgleich sie um diese Zeit nach Frankreich zurückkehrte, so blieben doch noch einige tausend Mann als Besatzung in Morea zurück, und der Sultan hatte überdieß versprochen, die Neutralität dieser Halbinsel nicht zu verletzen. So gewann Griechenland Zeit, unter der Leitung des unermüdlichen Grafen Capodistrias, des Präsidenten seiner provisorischen Regierung, theils vom Kriege auszuruhen und neue Kräften zu sammeln, theils die innere Organisation seines neuen Staates vorzubereiten.

Am 13 Januar kehrte das erste Drittel der französischen Expeditionsarmee nach Toulon zurück, und die übrigen Truppen folgten in geringen Abtheilungen allmählich nach. General Maison erhielt am 22 Februar zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste während dieser Expedition den Marschallstab, kehrte aber erst am 21 Junius nach Toulon zurück. Von der ganzen französischen Armee blieb nur General Schneider mit 5000 Mann in Morea. Das französische Hauptquartier war in Modon, und außerdem Navarin und Patras die Hauptpunkte, die von den Franzosen besetzt blieben. Ihr Hauptgeschäft war, zur Aufrechthaltung der Ordnung bei-

zutragen, den griechischen Truppen ein Beispiel europäischer Disciplin zu geben, die Festungen in Stand zu setzen und einen möglichen Einfall der Türken zu verhüten. Indeß war der Erfolg nicht glänzend. Die Griechen zeigten sich wenig geneigt, sich von den Franzosen in die Schule nehmen zu lassen. Ihre Disciplin blieb schlecht, und sie machten von dem Kriegsmaterial und Geld, das ihnen durch die Franzosen zufloß, einen mehr eigennützigen als patriotischen Gebrauch, wie es früher mit allen Sendungen der Philhellenen auch der Fall gewesen war, daher General Maison sich einigemal veranlaßt sah, eine verächtliche und drohende Sprache gegen sie zu führen. — Nachdem in Frankreich das liberale und den Griechen befreundete Ministerium am 8 August durch das, den Engländern ergebene, Ministerium Polignac verdrängt worden, verfügte das letztere durch ein Decret vom 7 October die gänzliche Räumung Morea's, jedoch so, daß die französischen Truppen nur allmählich in einzelnen Abtheilungen zurückkehren sollten. Am 19 December langten 2500 Franzosen aus Morea in Toulon an, die übrigen blieben den Winter über noch zurück.

Der Präsident benützte die Anwesenheit der Franzosen mit großem Geschick, theils um seine Regierung zu befestigen, theils um die griechischen Truppen, die er nicht mehr zur Bewachung Morea's nöthig hatte, auf andern Punkten zu brauchen. Das Londoner Protokoll vom 6 Jul. 1827 beschränkte zwar die griechische Gränze auf Morea und die Cycladen, und die Franzosen überschritten dieselbe nicht; allein die Griechen glaubten diese Einschränkung nicht anerkennen zu dürfen, und während ihnen die Franzosen Morea hüteten, gingen sie selbst über den Isthmus von Korinth hinaus, um die einmal schon eroberten

und jetzt wieder verlornen Punkte auf dem griechischen Festland wieder zu gewinnen. Da die Unterhandlungen der europäischen Mächte über Griechenland noch nicht absolut geschlossen waren, so hoffte der Präsident, diese Mächte würden sich eher geneigt zeigen, eine größere Ausdehnung des griechischen Staats zu bewilligen, wenn sich die Griechen schon wirklich in Besitz eines größern Landstrichs befänden. Ueberdieß war es ihm darum zu thun, die unruhigen griechischen Chefs, die während der Waffenruhe nur um die Herrschaft bublten und Cabalen anzettelten, auf eine patriotische Weise zu beschäftigen und aus Morea zu entfernen. Er betrieb also eifrig die Insurrection des Festlandes im Norden von Morea und zugleich auch die der großen Insel Candia.

Was das Festland betrifft, so hatte der Stratarch Demetrius Ypsilanti im verflossenen Jahre den östlichen Theil desselben, Livadia, Petra, Talandi, Martino, Salona ꝛc. und die Generale Church und Dentzel den westlichen Theil, namentlich Karpenissi, besetzt. Im Januar indeß machten Mahmud, Pascha von Livadia, und Omer Vrione, Pascha von Negroponte, eine combinirte Bewegung, wodurch die Griechen zurückgedrängt wurden und Livadia aufs Neue verloren. Ein griechisches Corps unter Wasso, das bei Martino stand, sollte von beiden Pascha's überrumpelt werden. Mahmud kam von Livadia, Omer Vrione von Theben aus, Wasso empfing sie aber (nach griechischem Bericht) am 10 Februar so tapfer, daß sie mit einem Verlust von 200 Todten zurückgeschlagen wurden und darauf Livadien wieder räumten. — Unterdessen hatte der Präsident seinen jüngern Bruder, Augustin Capodistrias, am 4 Februar zu seinem Stellvertreter auf dem Festlande ernannt, nach jenem Siege bei

Martino drangen die Griechen, von dem beginnenden Frühjahr begünstigt, wieder von allen Seiten vor, um die von den Türken noch besetzten festen Plätze einzunehmen. Am 17 März fiel Vonitza, am 23 April Lepanto, am 17 Mai Missolunghi und Anatoliko. Der griechische Admiral Miaulis leistete dabei von der Seeseite her dem General Church thätigen Beistand. Alle diese Festungen fielen aus Mangel an Lebensmitteln durch Capitulation, und die Türken erhielten freien Abzug. Prevesa, wohin sich im April Veli-Bey, der Sohn des Großveziers, geworfen hatte, wurde vergeblich belagert. Auch Athen befand sich fortwährend in den Händen der Türken.

Zur See waren die Griechen nicht minder thätig. Sie blokirten die an der See gelegenen festen Plätze der Türken und schnitten ihnen die Zufuhr ab. Im Februar nahm Capitän Griezis den Türken im Meerbusen von Ambrazia mehrere Fahrzeuge ab; so auch Capitän Bracke vor Prevesa, und Capitän Falanga in den Gewässern von Volo und Negroponte. Eine Nachricht sagte sogar aus, Capitän Kefala kreuze mit der griechischen Brigg Hellas im rothen Meere.

Die Engländer sahen die Unternehmungen der Griechen nicht mit Gleichgültigkeit an. Ihr Generalconsul Dawkins sandte dem Präsidenten am 18 Mai das bekannte Protokoll vom 22 März zu, und verlangte zugleich im Namen Englands 1) daß die Griechen die Blokade aller Küsten außer denen von Morea und den Cycladen augenblicklich aufheben, und daß sie 2) ihre Landtruppen sogleich aus dem Festlande nach Morea zurückziehen sollten. — Dieß stand in einigem Widerspruch mit dem Protokoll vom 22 März, da in diesem ausdrücklich, wenn auch noch nicht beschlossen, doch vorgeschlagen war, die

griechische Gränze bis Volo und Arta auszudehnen. In keinem Fall aber glaubte der Präsident diesem eigenmächtigen Befehl Englands gehorchen zu dürfen, und er antwortete unterm 23 Mai in einer sehr energischen und würdevollen Sprache: „Die Provinzen des griechischen Festlands, so wie die des Peloponneses und der Inseln, gingen in den Tagen der Prüfung und des Unglücks die feierliche Verpflichtung ein, ihre gemeinsame Sache nie zu trennen. Diese Verpflichtungen sind in Acten aufgezeichnet, die mit doppelter Sanction begleitet sind, der Sanction der Nationalcongresse und der noch unverletzlicheren der Eide. Könnte die griechische Regierung, deren Gewalten bloß auf diesen nämlichen Acten beruhen, dieselben verletzen, indem sie eine Trennungslinie zwischen dem griechischen Festlande und dem Peloponneſe aufstellte, während der Peloponnes gerade den außerordentlichen Opfern jenes Festlandes mehr als einmal seine Rettung verdankte? Würde die Regierung, selbst wenn sie sich willkürlich dieses Recht beilegen wollte, ein Mittel haben, diese Trennung zu bewerkstelligen, ohne Bevölkerungen neuen Katastrophen auszusetzen, die kaum erst anfangen, ihre häuslichen Heerde wieder zu gewinnen, und dieselbe Ruhe zu hoffen, deren Morea genießt, Dank dem Schutz und den Wohlthaten der verbündeten Mächte! Weder Gewalt noch Ueberredung würde die Regierung hiezu in Stand setzen. Die Einwohner dieser Provinzen würden ihr antworten, daß der dritte Artikel des Vertrags vom 6 Julius und die Clausel der im Protokolle vom 22 März enthaltenen Gränzscheidung sie zu der Hoffnung ermuntere, daß die Gerechtigkeit und die Großmuth der erlauchten Verbündeten sie nicht verlassen werden, daß es aber sie für immer verlassen hieße, wenn man sie zwänge die Stellungen aufzugeben, die sie be-

sitzen, und die vertheidigt werden können.“ Der Präsident lehnte die Forderung Englands aufs entscheidendste ab und bestätigte den Tag darauf, am 24 Mai, in zwei Decreten, die von den Engländern verworfene Blokade, indem er den griechischen Schiffen den Befehl ertheilte, nur der Gewalt zu weichen. Diese Zerwürfnisse mit Großbritannien hatten indeß keine bedeutenden Folgen. Zwar hieß es, ein griechisches Dampfboot sey von einer englischen Fregatte in Grund gebohrt worden, man hörte indeß nichts weiter von irgend einer Feindseligkeit, und die Engländer nahmen ihre strenge Forderung zurück.

Die Griechen verfolgten nun auch ihre Vortheile auf dem Festlande. Ypsilanti stellte sich bei Theben, Vasso bei Athen auf. Am 9 Junius fiel vor Theben ein Scharmützel vor. Am 14 Junius brach Omer Vrione neuerdings von Negroponte auf, erlitt aber bei Aniforiti eine bedeutende Niederlage. Durch eine Verstärkung unterstützt, ließ er die Griechen am 22sten nochmals angreifen, ward aber wiederum zurückgeschlagen. Bei Theben fiel am 4 Julius wieder ein kleines Gefecht vor.

Im Ganzen zeigte sich aber seit den glücklichen Operationen im Frühjahr sowohl bei der östlichen Heeresabtheilung unter Ypsilanti, als bei der westlichen unter Church große Lähmung. Die Chefs waren unzufrieden mit der für sie lästigen Aufsicht des Grafen Augustin Capodistrias, und die Gemeinen brachen in offene Empörung aus, da ihnen aus Geldmangel der Sold nicht ausgezahlt werden konnte. Die Griechen sollen schaarenweise desertirt seyn und sogar einen Theil ihres Geschützes den Türken haben in die Hände fallen lassen. — Dieß führte zu bedeutenden Veränderungen in der Armee. Die trefflichsten Chefs, welche Griechenland aus der Reihe

der Philhellenen erhalten hatte, verließen dieses unruhvolle und undankbare Land. Der französische Obrist Fabvier, welcher früher den Griechen große Dienste geleistet, hatte sich neuerdings dem Präsidenten angeboten, war aber von diesem kalt zurückgewiesen worden, aus Eifersucht, wie man vermuthet, weil Capodistrias vor Allem die seiner Civilgewalt schädliche Macht der Militärchefs einzuschränken suchte, und unter allen griechischen Generalen Fabvier der fähigste und populärste war. Der General Church, der die Westarmee mit Ruhm befehligt hatte, dankte am 6 August freiwillig ab, ohne Zweifel aus Ermüdung und Unwillen. Dasselbe that zu gleicher Zeit der bayerische Oberst Heidegger, der sich besonders um die Fortification der griechischen Festungen und um die Organisation des griechischen Heerwesens als dessen Director verdient gemacht hatte. An Churchs Stelle trat General Dentzel in Westgriechenland, und an die Stelle Heideggers als Director der französische General Tretzel, der aber auch bald, wegen Kränklichkeit, wie es hieß, den Dienst wieder aufgab, worauf General Gerard am 13 December an seine Stelle trat.

Die Türken verfehlten nicht, aus diesen Unordnungen im griechischen Heere Vortheil zu ziehen. Sie drangen aufs Neue, 7000 Mann stark, in Livadien ein und griffen am 24 September bei Petra die Griechen an, die unter Ypsilanti sich daselbst verschanzt hatten. Die Griechen trugen einen vollständigen Sieg davon, worauf die türkischen Befehlshaber Ozak Aga und Asslan Bey am 25 September eine Capitulation abschlossen, kraft deren sich dieselben nach Thessalien zurückziehen und ganz Livadien räumen mußten. Seitdem fielen keine Feindseligkeiten weiter vor. Omer Pascha blieb ruhig zu Ne-

groponte, Jussuff Bey hielt noch Athen besetzt. Die Griechen hielten ebenfalls Ruhe, und konnten um so weniger etwas Neues unternehmen, als abermals wegen Mangels an Sold große Unruhen unter ihnen ausbrachen. Besonders heftig war der Aufstand auf der Insel Salamin, wo die Griechen ihre Officiere verhafteten, im December. Sie klagten heftig über den Präsidenten, der seinem bei der Armee unnützen Bruder zu seinem Vergnügen große Summen zahlte und sie, die Gemeinen, darben lasse. Diese Zänkereien abgerechnet, verging der Winter ruhig.

Während der eben erwähnten Vorgänge auf dem griechischen Festland entbrannte der Krieg nicht minder auf der Insel Candia. Diese große Insel war, obwohl fast ganz von Griechen bewohnt, in dem Londner Protokolle nicht mit zu Griechenland gerechnet worden. Von 160,000 ihrer griechischen Einwohner waren nur noch 100,000 übrig, die andern waren von den Türken in den Festungen ermordet oder nach Aegypten in die Sclaverei geführt worden. Seitdem wüthete auf der Insel eine unversöhnliche Fehde. Die Türken konnten sich nur in den Festungen halten, die Griechen aber hatten unter dem tapfern preußischen Baron Reineck das platte Land besetzt. Umsonst bemühren sich die Engländer und Franzosen, welche die Insel blokirt hielten, einen Waffenstillstand zwischen beiden Parteien zu Stande zu bringen. Sie mußten sich begnügen, nur einerseits die ägyptischen, anderseits die griechischen Schiffe abzuhalten, den Candioten beizustehen. Da aber bei Beginn des Jahres 1829 die Blokade aufgehoben wurde, und der englische Capitän Maitland am 8 Januar die Insel verließ, so entflammte der Kampf nur desto heftiger. Gleich Anfangs wurden mehrere Schiffe mit griechischen Familien, die noch auf

den Schutz der Blokade gerechnet hatten, durch den Pascha von Rethymos in den Grund gebohrt und Weiber und Kinder nicht verschont.

Zur kräftigen Unterstützung der Türken auf Candia sandte der Vicekönig von Aegypten eine Flottille aus, sobald er erfuhr, daß die Blokade dieser Insel aufgehoben sey. Allein zum Glück für die Griechen war die russische Flotte in der Nähe. Der russische Viceadmiral, Graf von Heyden, nahm eine ägyptische Corvette und ein Transportschiff weg, und eine Fregatte entkam ihm nur mit Noth, am 12 Februar. Er schrieb hierauf an den Vicekönig von Aegypten und bot ihm die Rückgabe der erbeuteten Schiffe an, wenn er alle Rüstungen einstellen wolle. Durch diese Höflichkeit hofften die Russen den ohnehin mit der Pforte gespannten Vicekönig zu bestechen. Uebrigens scheint die Intervention der Engländer weitere Feindseligkeiten zur See verhindert zu haben.

Auf der Insel Candia selbst fielen indeß im Laufe des Februar mehrere hitzige Gefechte vor, da Mustapha Pascha mit mehrern tausend Mann die Festungen verlassen hatte, um die Griechen anzugreifen. Nach einem solchen Gefecht bei Metara schickte der Pascha 300 gefangene Weiber und Kinder und viel erbeutetes Vieh in die Hauptfestung Canea zurück. Baron Reineck leistete tapfern Widerstand gegen die häufig wiederholten, aber immer nur kurzen Ausfälle der Türken aus den Festungen, und hielt das offne Land. Wenn er durch die Uebermacht gedrängt war, zog er sich in die unzugänglichen Gebirge von Sfakia zurück. Auch wird von ihm gerühmt, daß er unter den Griechen selbst Einheit und Ordnung zu erhalten gewußt habe. Allein er wurde im März von Capodistrias zurückgerufen und an seine Stelle trat Herr Heine

(Hann?), der nicht die gleichen Fähigkeiten entwickelte, und unter welchem die Griechen in Anarchie fielen. Indeß kamen auch griechische Schiffe ihren Landsleuten auf Candia zu Hülfe, und der Sohn des berühmten Admirals Tombazi (der am 12 September zu Hydra starb) erschien am 9 April vor Canea, und hinderte ein österreichisches, ein französisches und ein jonisches Schiff, in den Hafen einzulaufen. Zwar zogen sich die griechischen Schiffe wieder zurück, nachdem der französische Contreadmiral Rosamel am 8 Junius mit den Griechen auf Candia um Waffenruhe hatte unterhandeln lassen; allein auf der Insel selbst dauerten die Fehden fort. Am 26 Junius überfielen die Griechen die türkischen Einwohner der Festung Retymo, als sie gerade vor der Stadt mit Gartenarbeit beschäftigt waren. Aehnliche Ueberfälle wiederholten sie im Anfange des Julius. Nach der Rückkehr der von Candia abgesandten Deputirten beim griechischen Nationalcongreß wurden die Griechen, durch neue Hoffnungen angefeuert, noch kühner, erlitten aber am 7 October bei einem kraftvollen Ausfalle des Suleyman Pascha, Seraskiers von Candia, beträchtlichen Verlust im Canton Pidia. Ein anderer großer Ausfall aus Canea in der Mitte des December, wobei die Griechen ebenfalls geschlagen wurden, und die Türken viele Menschen in die Sclaverei schleppten, ist die letzte bekannt gewordene Waffenthat auf Candia im Jahre 1829.

Hierauf beschränken sich die kriegerischen Ereignisse. Ein Punkt des Streites mit Oesterreich wurde durch die kluge Nachgiebigkeit der Griechen beseitigt. Diese hatten nämlich im vorigen Jahre fünf österreichische Schiffe, welche den Türken Zufuhr brachten, weggenommen. Da dieß aber vor der von Griechenland erklärten Blokade der türkischen Häfen

geschehen war, und Oesterreich überhaupt den Grundsatz, daß die Flagge die Waare nicht decke, nicht anerkannte, so kam der k. k. Contreadmiral Dandolo mit einer Flottille nach Aegina, und verlangte auf eine kategorische Weise die Prisen zurück. Sie wurden ihm am 12 Januar ausgeliefert, nebst 86,773 spanischen Piastern als Entschädigung für die geraubten Waaren.

Was nun die innern Angelegenheiten und die Regierung Griechenlands betrifft, so gebührt ohne Zweifel dem Präsidenten, Johann Capodistrias, das Lob großer Kraft und Thätigkeit. Hören wir, wie Herr Eynard, der wackre Griechenfreund, ihn gegen die parteiischen Beschuldigungen der Engländer vertheidigt. „Bei der Ankunft des Präsidenten in Griechenland stellte Alles ein Chaos, Unordnung und Elend dar. Die erste Handlung seiner Regierung war die vollständige Ausrottung der Seeräuberei. Die Pest war eingedrungen, und drohte eine gänzliche Vernichtung der Bevölkerung. Weise im Einverständniß mit dem Anführer der französischen Armee getroffene Maßregeln hemmten diese Plage, und der Graf Capodistrias ließ selbst Gesundheitscordons aufstellen und die angesteckten Orte untersuchen. Die Einkünfte hatten entweder ganz aufgehört, oder wurden verschleudert. Die Wachsamkeit und Redlichkeit des Präsidenten machten den Unordnungen ein Ende, und dieses verheerte Griechenland lieferte 1829 ein Einkommen von fünf Millionen Franken, mit aller Wahrscheinlichkeit einer fortschreitenden Zunahme. Sechs Jahre Ermordungen und Elend hatten jedes Mittel des Unterrichts zerstört. Jetzt bestehen Schulen des gegenseitigen Unterrichts fast in jedem Dorfe; die einzige kleine Insel Aegina enthält 22 Elementarschulen, eine Normalschule

und eine große Waisenanstalt. Man kann behaupten, daß sich gegenwärtig eine neue Generation entwickelt, und man darf sagen, daß Graf Capodistrias überall Unterricht ausgesäet hat. In einigen Jahren dürfte Griechenland berufen seyn, eine umfassende Ernte der Civilisation darzubieten. Die regelmäßigen Truppen, deren Organisation von dem Obristen Fabvier begonnen ward, belaufen sich jetzt auf 5000 Mann, die wohl disciplinirt und von ausgezeichneten Officieren befehligt sind. Die undisciplinirten Rumelioten, deren Zahl 14,000 betrug, haben sich durch allmähliche und regelmäßige Vorkehrungen auf 8000 Mann vermindert, die keine Unordnungen bei den Griechen, und selbst nicht mehr bei den Türken begehen. Dadurch ward die Ruhe wieder hergestellt, und die gegenseitigen Einfälle der beiden Völker hörten auf. Alle Dörfer waren zerstört, und das Land war so unangebaut, daß es seine Bevölkerung nicht nähren konnte. Ueberall erhoben sich in diesem Jahre die Wohnungen wieder, und ein großer Theil der Ländereien ist jetzt wieder angebaut. Die Ernten vom Jahre 1830 werden zum Unterhalte aller Einwohner zureichen. Seit der Ankunft des Grafen Capodistrias haben die Griechen den Golf von Lepanto, Missolunghi und den ganzen Theil Griechenlands, den die Mächte mit dem neuen Staate vereinigten, wieder erobert. Alle Reisenden, die in der letzten Zeit Morea besucht haben, mögen es nun Engländer, Franzosen, Americaner oder Deutsche seyn, sind einstimmig in ihren Lobsprüchen über die Verwaltung des Präsidenten, über die Achtung und Anhänglichkeit des Volks an seine Person und über die raschen Fortschritte dieses Landes. In den beiden letzten Jahren nahmen die Verbesserungen in einer geometrischen Progression zu. Alles

dieß geschah, unter einer provisorischen Regierung, mit unzureichenden Mitteln, unter intriganten und feindseligen Umgebungen; und den Mann von so thätiger Aufopferung wagt man nun so ungerecht durch die Aeußerung zu verläumden: er suche dem von den drei Mächten beschlossenen Zustande der Dinge zu widerstreben."

Dieß Zeugniß eines ehrenwerthen Mannes reicht hin, die aus unreinen Quellen fließenden Beschuldigungen zu widerlegen. Wenn Capodistrias am 23 Mai die dictatorische, dem Protokolle vom 22 März sogar widersprechende Forderung Englands zurückwies, so that er nur seine Pflicht als Grieche, der das Wohl seines Vaterlandes nicht einer vorübergehenden Furcht aufopfern durfte. Wenn er Rußland als einen wärmern Freund Griechenlands, wie England, ansah, so war dieß sehr natürlich. Wenn er seine Autorität geltend machte und die Oligarchie der eigennützigen Militärchefs zu unterdrücken trachtete, so war dieß sehr nothwendig. Griechenland verdankt ihm in diesen schweren Zeiten viel, und gelang es ihm nicht, noch mehr zu leisten, so lag dieß mehr in der Ungunst der Umstände und im bösen Willen seiner Gegner, als in ihm. Nur das mag ihm vielleicht mit Recht vorgeworfen werden, daß er durch Hochstellung seines Bruders die Eifersucht der Militärchefs reizte, ohne sie zugleich bezwingen zu können.

Rastlos mit der Organisation des Landes und mit diplomatischen Unterhandlungen beschäftigt, versäumte der Präsident doch nicht, Griechenland zu verschiedenenmalen zu bereisen, an vielen Orten gegenwärtig zu seyn, die Hoffnungslosen zu trösten, den Klagenden Recht zu sprechen, die Streitenden zu versöhnen, die Thätigen anzufeuern und zu

be-

belohnen. Er begann seine erste Rundreise durch Griechenland am 2 März, und die zweite am 9 December. In der Zwischenzeit, im Sommer, berief er die griechische Nationalversammlung zu einer Sitzung in Argos am 23 Julius. Diese vierte Nationalversammlung erließ 13 Decrete. Sie billigte 1) die Antwort des Präsidenten an Dawkins, die Blokade betreffend, und ermächtigte den Erstern, an den künftigen Unterhandlungen über das Schicksal Griechenlands im Namen dieses Landes Theil zu nehmen, jedoch unter Vorbehalt ihrer Ratification. Sie billigte 2) alle bisherigen Regierungsacte des Präsidenten und des Panhellenions (der Regierung zu Aegina), und sanctionirte die Ersetzung des Panhellenions durch einen Senat von 20 Mitgliedern. Sie regelte 3) die Finanzen und ermächtigte zu einer Anleihe von 60 Millionen Franken. Sie überließ 4) dem Präsidenten die Organisation der Land- und Seemacht. Sie bewilligte 5) Entschädigungen für die, welche dem Vaterlande die größten Opfer gebracht, z. B. Hydria, Spezzia, Ipsara, der Garnison von Missolunghi ꝛc. Sie ermächtigte die Regierung 6) alle Gemeindeschulden, die vor 1821 gemacht worden, zu übernehmen. Sie billigte 7) die neuen griechischen Münzen, stiftete 8) einen Ritterorden, ermächtigte 9) den Präsidenten, da er die Civilliste ausschlug, außerordentliche Ausgaben aus dem Staatsschatze zu decken, beschränkte 10) die Ausfuhr von Alterthümern, sorgte 11) für die Waisen, 12) für die Rechtspflege, und bestimmte 13) die künftige Sitzung der fünften Nationalversammlung. Die Sitzung schloß am 18 August. — Was die Finanzen anlangt, so reichte das Einkommen des verwüsteten Landes nicht hin, die Ausgaben zu decken. Indeß genoß Griechenland Subsidien von Frankreich und Rußland.

Der letztere Staat sandte dem Präsidenten im Sommer eine Million Rubel, und Frankreich machte sich außer dem, was es schon früher gegeben, noch anheischig, vom 1 April an monatlich 100,000 Franken zu zahlen. Als im Herbst in Folge des 8 August die Auszahlung der Subsidien von Seite Frankreichs Anstand fand, sandte der eben so reiche als großmüthige Herr Eynard auf eigne Rechnung 700,000 Franken nach Griechenland, im November. Die Thätigkeit der Philhellenen hatte überhaupt noch nicht aufgehört. Im Herbst begab sich die Gräfin Lebrun selbst nach Griechenland, um an Ort und Stelle für die zahlreichen griechischen Waisenkinder zu sorgen. Auch die Nordamericaner zeigten sich großmüthig, und gründeten in Morea auf ihre Kosten eine Colonie aus andern Gegenden vertriebener Griechen unter dem Namen Washingtoniana.

In Navarin ereignete sich in der Nacht vom 18 auf den 19 November ein großer Unglücksfall. Während eines in dieser Jahreszeit ungewöhnlichen äußerst heftigen Gewitters schlug der Blitz in die Citadelle und entzündete einen Pulverthurm, der sogleich aufflog, 30 Menschen tödtete, viele andere verstümmelte und überhaupt in den Festungswerken großen Schaden verursachte.

Am Schluß des Jahres sah Griechenland einer nahen Entwickelung seiner Angelegenheiten entgegen. Der Friede von Adrianopel war geschlossen, und England sowohl als die Pforte zeigten sich geneigt, dem neuen griechischen Staate eine völlige Unabhängigkeit zuzugestehen, da man bisher immer noch nicht mehr für Griechenland zu hoffen gewagt hatte, als ein Verhältniß zur Türkei, wie es in der Moldau und Wallachei bestand, nämlich zwar eine eigne

Regierung, aber unter der Suzeränetät der Pforte. Allein Griechenland sollte diese gänzliche Selbstständigkeit nur auf Kosten seiner Gränzen werden. England willigte nur insofern in die Unabhängigkeit, als Rußland darein willigte, daß Griechenland auf Morea und die Cycladen beschränkt blieb. Diesen Mittelweg schlug Polignac vor, derselbe Minister, der das Protokoll vom 22 März unterzeichnet hatte, worin die Gränzen Griechenlands weiter ausgedehnt worden waren. — Ferner kam man darin überein, daß Griechenland als ein selbstständiges Königthum zu seinem ersten erblichen Regenten den Prinzen Leopold von Coburg, Eidam des Königs von England, erhalten sollte, der durch seinen Reichthum, durch seine Mäßigung und Loyalität vorzüglich für den neuen Thron geeignet schien. Allein das Schicksal wollte es anders, wie das Jahr 1830 bewiesen hat. Die Unterhandlungen mit dem Prinzen Leopold hatten für Griechenland zunächst nur die unangenehme Folge, daß die alten Nebenbuhler und Privatfeinde des Grafen Capodistrias, in der Hoffnung, er werde bald vom Regiment abgesetzt werden, ihm dasselbe erschwerten, und mit größerer Kühnheit seinen wohlwollenden Maßregeln Hindernisse in den Weg legten.

6.

Zustand der Türkei.

Die Pforte erhielt von Rußland den erschütternden Stoß in einem Moment der Schwäche, nämlich nach einem blutigen Bürgerkriege. Zwei Systeme hatten sich in der Türkei so eben

blutig bekämpft, das System der altgläubigen Janitscharenaristokratie und das der modernen, den christlichen Staaten nacheifernden Monarchie. Schon seit längerer Zeit sahen die türkischen Sultane ein, daß ihre Herrschaft in Europa untergehen müsse, wenn nicht auch sie mit der Zeit fortschritten und den Christen in der Kriegs- und Staatskunst nachkämen. Allein die verjährte Macht und rohe Indolenz der Janitscharen hinderte jede nützliche Reform. Schon hatte ein Sultan, der ihnen zu trotzen wagte, es mit dem Leben büßen müssen. Sultan Mahmud indeß ließ sich dadurch nicht abschrecken, die Reformation dennoch durchzusetzen, und seiner klugen Berechnung und kühnen Beharrlichkeit gelang es, das mächtige Corps der Janitscharen zu vernichten und die türkische Armee auf europäischen Fuß zu organisiren. Die Reform der Macht zog natürlicherweise auch die der Sitten nach sich. Seit dem Sturz der Janitscharen nahm der (uns Europäern besonders durch Burkhardts Reisen enthüllte) moderne Unglaube unter den Muselmännern reißend überhand, und der Sultan begünstigte denselben, indem er nicht nur Andern erlaubte oder sogar gebot, die alten strengen Gebräuche zu vernachlässigen, sondern auch selbst dabei das erste Beispiel gab. Man mag ihm nun große politische Voraussicht oder nur den Instinct der Selbsterhaltung zutrauen, gewiß ist, daß er an den alten Vorurtheilen und Gewohnheiten nicht länger festhalten durfte, ohne sich und sein Reich in unausbleibliches Verderben zu stürzen. Er mußte, wie Peter der Große schon vor hundert Jahren gethan, seinem Lande europäische Cultur geben, sich dem politischen System Europa's anreihen. Allein er war kein Peter der Große und konnte es vielleicht nicht seyn. Er beschränkte sich darauf, seine Soldaten europäisch einexerciren zu lassen, sich in der Kleidertracht mehr den europäischen

Sitten anzuschmiegen und in seinem Hof- und Privatleben die alte steife Etikette zu vernachlässigen — allein er griff nicht mit gleicher Thätigkeit in die Civilverwaltung, in das Unterrichtswesen ein. Die Armee-, Kleider- und Ceremonienreform war nicht hinreichend, eine tief gesunkene Nation von Grund aus umzugestalten. Indeß muß man gestehen, daß es dem Sultan, selbst wenn er sich thätiger gezeigt hätte, rein unmöglich gewesen wäre, an allen Punkten seines Reichs die übermüthigen Paschas zu zähmen, und einen mehr gesetzlichen Zustand einzuführen. Es wird sich erst in der Folge zeigen, ob eine durchgreifende Wiedergeburt des ganzen Staats seine Absicht und ob sie möglich ist.

Die alte Etikette erlaubte dem Sultan nicht, sich aus der Hauptstadt zu entfernen. Dennoch machte er von nun an häufig Jagdpartien und Besuche. Am 11 Februar unternahm er eine kleine Seefahrt auf dem Meer di Marmora, und besuchte in Rodosto den abgesetzten Großvezier, um mit ihm über den Krieg zu sprechen. Am 20sten kam er zurück. Am 3 März erließ er einen Hattischerif, der eine neue Kleiderordnung einführte, wodurch der Turban abgeschafft, und die weite luxuriöse orientalische Tracht mit einer mehr europäisch anliegenden knappen Kriegstracht vertauscht wurde. Er selbst stutzte sich den Bart, änderte seine Kleidung und hielt sich nicht mehr im Serail, sondern in der Kaserne zu Ramistschiftlik auf, wo er am 5 April das große Bairamsfest in dem neuen Costume feierte. Wir geben hier das Bild, das uns Mac-Farlane von der Person des Sultans entworfen hat. „Er war nicht mehr derselbe Mensch; er hatte seinen reichen Turban abgelegt, seine Federn, seinen diamantnen Reiherbusch und sein langes orientalisches Unterkleid. Dagegen erschien er im einfachsten Mili-

tärcostume. Er trug einen dunkelblauen Mantel, Kosakenpantalons und Stiefel mit Sporen; den Kopf bedeckte eine scharlachrothe Mütze mit einer Quaste von blauer Seide. Er ritt auf einem englischen Sattel mit langen Bügeln, und begab sich, bloß von sechs Officieren begleitet, in kurzem Galopp nach Daudpascha, um einem Kriegsrathe beizuwohnen, ehe eine Truppenabtheilung nach dem Balkan abging. In den Zügen des Sultans lag Festigkeit, Stolz und Sicherheit, zugleich aber ließ sich ein Ausdruck von Grausamkeit darin nicht verkennen. Seine Augenbrauen sind hochgewölbt, wie fast bei allen Orientalen, in seinen großen schwarzen Augen liegt keine besondere Tiefe; ihre Lebhaftigkeit aber, sein dichter Bart und die stolze Haltung seines Hauptes müssen nothwendig der Imagination imponiren, und entsprechen vollkommen den Ideen, die wir uns von einem orientalischen Despoten bilden. Er ist nicht sehr groß, hat aber schöne Schultern, eine hohe Brust, schön proportionirte Arme, die große Kraft verrathen."

Am 12 Mai verlegte der Sultan sein Hoflager nach dem Dorfe Tarapia, kehrte aber am 9 August wieder nach Ramistschiftlik zurück. Sich selbst an die Spitze des Heeres zu setzen, wagte er jedoch nicht, aus Furcht, nach einer persönlichen Niederlage sein heiliges Ansehen zu verlieren. Auch mußte er fürchten, daß die alten Anhänger der Janitscharen in Constantinopel sich empören würden, sobald er sich aus der Nähe dieser Stadt entfernte. Er zog es daher vor, sich nur mit der Organisation der Truppen zu beschäftigen, die er von Zeit zu Zeit dem Großvezier an den Balkan nachsandte, und überdieß die diplomatischen Unterhandlungen in Constantinopel zu leiten. Sein Betragen gegen die fremden Gesandten war der Form nach sehr zu-

vorkommend, obgleich er, was die Sache selbst betraf, sich bis zum Frieden von Adrianopel sehr stolz und hartnäckig zeigte. Gegen alle frühern Gebräuche besuchte er die Mutter und die Schwestern des dänischen Gesandten, Herrn von Hübsch, in ihrer Wohnung. Wir können uns nicht enthalten, eine Beschreibung dieses merkwürdigen Besuchs hier einzurücken: „Am 10 Jun. um 2 Uhr kam der Sultan zu Pferde, mit einem Gefolge von ungefähr sechzig Personen auf dem Landsitze der Baronin an, und wurde von ihr und ihren beiden unverheiratheten Töchtern im Garten empfangen. Der Großherr ließ sich auf der Terrasse nieder, und forderte Frau von Hübsch, die sich anfangs weigerte Platz vor ihm zu nehmen, mit vieler Freundlichkeit zum Niedersitzen auf. Er äußerte den Wunsch Zeichnungen von der Hand der Fräulein Emilie, die ihm gerühmt worden waren, zu sehen, betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, ließ sich die darauf vorgestellten Gegenstände erklären, verweilte besonders bei einer Abbildung des Vesuv, und fragte endlich die Zeichnerin, ob sie wohl unternehmen würde, sein Bildniß zu verfertigen. Auf die Antwort, daß sie im Figurenzeichnen nicht genug geübt sey, erwiderte der Großherr, sie möchte sich nach der Wiese begeben, um der Feierlichkeit des Kurban-Bairams, wobei die Großen des Reichs dem Souverän den Rockschoß küssen, beizuwohnen. Frau von Hübsch nahm sich die Freiheit, zu bemerken, dieser Act würde von zu kurzer Dauer seyn, als daß ihre Tochter ihn gehörig sollte auffassen können, der Großherr versicherte dagegen, er sollte so langsam vollzogen werden, daß es ihr an Zeit zum Zeichnen nicht mangeln würde. — Nach dieser ersten Unterhaltung verlangte der Sultan, Fräulein Emilie auf dem Forte Piano spielen zu hören, mehrere Bim-Baschis wurden abgeschickt, um das Instrument in den Garten zu holen, und

Fräulein von Hübsch spielte eine Stunde lang, zum nicht geringen Vergnügen des Sultans, der sie mit Lob überhäufte. Die ihm hierauf vorgesetzten Erfrischungen nahm der Sultan nicht an, befahl aber seinen Caffee zu serviren, reichte davon den Damen, und fragte, ob solcher (trotz der Abwesenheit des Zuckers) nach ihrem Geschmack wäre? — Nachdem auf diese Weise ein paar Stunden verflossen waren, begehrte der Großherr ins Haus hinauf zu steigen, wohin Frau von Hübsch und ihre beiden Töchter ihn begleiteten. Er begab sich hier in sämmtliche Zimmer, nahm Alles, was sich darin befand, genau in Augenschein, betrachtete mit besonderer Aufmerksamkeit die Bildnisse des verstorbenen Barons von Hübsch, und des verewigten Kaisers Alexander, und war nicht wenig verwundert, auch sein eignes, von einem fremden Maler verfertigtes, zu erblicken. Er fragte eine der Damen, ob sie es ähnlich finde und erhielt eine schmeichelhafte Antwort, die ihm Vergnügen zu machen schien. In dem nämlichen Zimmer ward der Sultan auch ein Gemälde des alten Thurms der Janitscharen gewahr, und konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß er dieses Gebäude habe zerstören, und einen neuen Thurm aufbauen lassen, worauf Frau von Hübsch ihm erwiderte, daß ihre Tochter auch diesen zu zeichnen nicht unterlassen würde. Zuletzt ließ er sich auf einem Sopha nieder, vor welchem ein Fernrohr stand, und beschaute eine Zeit lang durch dieses Fernrohr die umliegende Gegend. Der Besuch dauerte ungefähr drei Stunden, der Großherr machte den Damen unter vielen Danksagungen für die gute Aufnahme Geschenke, mit kleinen Goldstücken, die man als einen Beweis seiner besondern Gnade nicht ausschlagen durfte, und ließ nachher auch die Dienerschaft des Hauses beschenken. Beim Hinweggehen wiederholte er die Einladung zu dem Bairamsfeste, mit

dem Zusatz, daß Frau von Hübsch und ihre Familie die ihnen bestimmten Plätze bereit finden würden."

Eben so empfing der Sultan gegen alle Etikette den General Müffling ganz allein nur in Gesellschaft eines Dolmetschers, und nicht weniger Concessionen machte er den Gesandten Gordon und Orloff. Dieser Ton steckte den ganzen türkischen Hof an, und bei dem oben schon geschilderten Gastmahl am Bord der Blonde fügten sich die türkischen Großen ohne alle Gêne in die europäischen Sitten.

Constantinopel litt unterdeß durch die Blokade des Bosphorus und der Dardanellen bedeutend, indem die Zufuhren aus den Häfen des Mittelmeers und aus Odessa während der Dauer des Kriegs abgeschnitten waren. Die Hungersnoth wurde aber durch Landtransporte von Smyrna aus und durch weise Maßregeln des Sultans gedämpft. Er gab nämlich den Verkauf jeder Art von Lebensmitteln, die bisher nur zu einem bestimmten Preise verkauft und zum Theil in die Staatsmagazine abgeliefert werden mußten, völlig frei.

In den Provinzen stand es durchgängig sehr schlimm. Das gemeine Volk hing noch mit mehr Aberglauben an den alten Gebräuchen als die Großen, und die Partei der Janitscharen war noch nicht völlig ausgestorben. Es herrschte also eine große Mißbilligung gegen die Reformen des Sultans. Außerdem suchte sich, nach alter Gewohnheit, jeder Pascha so unabhängig als möglich zu machen und benutzte die Noth des Sultans, um ihm zu trotzen. Vor Allem that der mächtige Vicekönig von Aegypten, Mehemed-Ali-Pascha, nichts zur Unterstützung des Sultans. Er hatte zwar früher durch seinen Sohn Ibrahim Morea besetzen lassen, allein nur aus eigennützigen Absichten. Seitdem er durch General Maison von da vertrieben

worden war, machte er nur noch einen Versuch, sich Candia's zu bemeistern, der aber durch die Russen vereitelt wurde. Er versprach zwar, 12000 Mann gegen Paskewitsch zu stellen, unterließ es aber. Eben so wenig thaten die Barbareskenstaaten. Die Unthätigkeit des Pascha's von Scutari ist oben schon gerügt worden. Der Pascha von St. Jean d'Acre erläubte sich, unbekümmert um den Sultan, die größten Erpressungen gegen christliche Handelsleute und selbst gegen Engländer.

Hierzu kamen die partiellen Empörungen, die immer mehr überhand nahmen, je mehr der Sultan durch die Siege der Russen geschwächt wurde. Schon beim Beginn des Jahres waren die Albanesen in Epirus im Aufstande gegen den neuen Großvezier, und obgleich dessen Sohn Emin-Pascha die Rebellen wieder besänftigte, so dauerte doch die Ruhe nicht lange. Die Griechen, denen diese Diversion sehr zu Statten kam, verfehlten nicht, die Albanesen aufzuhetzen, die immer begierig nach Sold und Beute und die zügellosesten Soldaten in der Welt sind. Ihre Empörung überlebte den russischen Krieg und nahm im Jahre 1830 einen gefährlichen Charakter an. — Auch auf andern Punkten herrschten Unruhen. Im Junius ließ der Sultan Mehemed-Bey von Aleppo als Verschwörer hinrichten. Als er aber Naim-Bey zur Eintreibung der Steuern nach Aleppo sandte, wurde dieser von den Einwohnern ermordet, am 31 Julius. Doch gelang es dem Gouverneur der Stadt, Ali-Bey, die Rebellen mit blutigeu Köpfen zurückzuschlagen, am 5 August.

Weit gefährlichere Folgen hätte die große Verschwörung haben können, die zu Constantinopel in dem Augenblick ausbrach, in welchem die Russen sich dieser Hauptstadt näherten. Sie war von Anhängern der Janitscharen und Ulemas (die aristokratische Gelehrtenkaste) geleitet und hatte

die Ermordung des Sultans und die Vernichtung aller seiner Reformen zum Zweck. Sie ward aber früh genug entdeckt, und der Sultan überließ es dem energischen Kapudan-Pascha, sie zu unterdrücken. Dieser traf die kraftvollsten Maßregeln. Am 19 August begannen die Hinrichtungen. Den Anfang machte Hamid-Aga, Commandant der Dardanellen, der sich verdächtig gemacht hatte. Dann wurden noch 500 Individuen größtentheils bei Nacht hingerichtet und so der Aufruhr im Blut erstickt.

Nach dem Frieden brach ein neuer heftiger Aufstand in Natolien aus. Die Zeybecks, unregelmäßige Gebirgssoldaten, waren unzufrieden mit der türkischen Verwaltung, setzten die Beamten ab und verliehen ihrem Anführer Kel-Ali die oberste Gewalt. Es gelang Elez-Aga, sie aus Cassabar zu vertreiben, doch wurden sie erst durch die mit Elez-Aga vereinigte Macht von Ibrahim Pascha und Kara-Osman-Oglu am 18 December bei Baindir aufs Haupt geschlagen.

Aegypten hing eigentlich nur noch dem Namen nach mit der Türkei zusammen, und war in der That vollkommen unabhängig. Mehemed-Ali-Pascha benahm sich schon seit geraumer Zeit als unumschränkter Herr Aegyptens und der durch die Tapferkeit seines Schwertes unterworfenen Länder, Nubien und Arabien. Seine Politik lernt man am besten aus Burkhards Reisen kennen. Er würde sich unfehlbar schon von der Pforte losgerissen haben, wenn es nöthig wäre, wenn er nicht ohnedieß schon im Besitz einer factischen Souveränetät wäre. Insbesondere aber scheint er zu fürchten, durch einen offnen Abfall von der Pforte den Engländern Gelegenheit zu einer Einmischung zu geben, da es seine fire Idee ist, England

ſtrebe nach dem Beſitz Aegyptens, um eine directe Verbindung zwiſchen dem Mittelmeer und Oſtindien anzuknüpfen. Die beſtändigen Gerüchte, er werde ſich unabhängig erklären, ſcheinen demnach durchaus ungegründet.

Bekanntlich hat Mehemed-Ali ſchon früher als der Sultan zu reformiren angefangen. Er iſt ein entſchiedener Atheiſt und aus politiſchem Intereſſe gegen alle Religionsſecten tolerant. Wenn er gegen die Wechabiten in Arabien und gegen die Griechen auf Morea kämpfte, ſo geſchah es nur, um ſich in den Beſitz ihrer Länder zu ſetzen. In ſeiner Hauptſtadt Cairo ſelbſt begünſtigte er die Chriſten auf jede Weiſe, machte ſie zu ſeinen Günſtlingen, Officieren und Geſchäftsmännern und ſuchte durch ſie die Eingebornen zu civiliſiren. Beſonders ſtanden die Franzoſen bei ihm in Gunſt, um ſo mehr, je mißtrauiſcher er gegen England war. Allein auch bei ihm, wie beim Sultan, beſchränkte ſich Alles, was er für die politiſche Wiedergeburt ſeines Volkes that, auf die Vervollkommnung des Heeres und der Flotte. Er ließ in franzöſiſchen Häfen Schiffe bauen und ſeine Truppen völlig europäiſch kleiden und dreſſiren. Die innere Verwaltung der ihm unterworfenen Länder blieb aber höchſt unvollkommen. Freilich hat er uns am Schluſſe des Jahres zu Cairo auch das lächerliche Schauſpiel einer ägyptiſchen Nationalverſammlung gegeben, dieß iſt aber leere Spiegelfechterei, denn der Paſcha kann nichts Anderes als Deſpot ſeyn. Er fuhr fort, die Regierungsmonopole aufrecht zu erhalten, die immer mehr den Wohlſtand zu ruiniren drohten, indem er jeden nur einigermaßen bedeutenden Zweig des Handels und der Induſtrie der Concurrenz der Privatleute entzog und auf eigene Rechnung verwalten ließ. Dadurch bereicherte er zwar ſeinen Schatz,

allein die Kaufleute verarmten, die Schiffe und Karawanen verdünnten sich, die Fabriken und Gewerbe geriethen in Stocken, der Ackerbau wurde vernachlässigt. Das Volk wurde im wahren Sinne des Worts ausgebeutelt und zum Bettler gemacht, indem der Pascha allein seinen Beutel füllte. Es scheint auch nicht, daß er so bald von diesem Systeme abgehen wird, da er schwerlich in seinem Alter dem Grundsatz entsagt, den er nach seiner eigenen Aeußerung (bei Burkhardt) sein Leben lang befolgt hat: „Ein Herrscher muß in der einen Hand das Schwert und in der andern den Beutel führen, um mit jenem diesen zu füllen."

In gleicher Unabhängigkeit leben schon seit längerer Zeit, wie bekannt, die Barbaresken. Von Algier und Marokko, die bei der Geschichte des Jahres 1829 allein in Betracht kommen, wird bei Frankreich und Oesterreich die Rede seyn.

Die Moldau und Wallachei war in Folge des Kriegs in russische Hände gefallen, und als billige Entschädigung für die großen Kriegslasten, von denen diese Länder niedergedrückt wurden, sorgte Rußland dafür, daß sie durch die provisorische Militärverwaltung an bessere Ordnung gewöhnt und nachher durch den Frieden mit einer neuen wohlthätigen Verfassung beschenkt wurden. An die Stelle des Grafen Pahlen trat am 8 Februar General Zeltuschin als provisorischer Gouverneur und Divanspräsident der beiden Fürstenthümer, und da dieser am 25 October zu Bucharest starb, so folgte ihm der General Kisseleff. Alle diese Gouverneure wetteiferten, theils die beständig an verschiedenen Orten ausbrechende Pest zu bekämpfen und die nöthigen Lieferungen und Zufuhren an die russische Armee zu besorgen, theils die Wallachen an strenge Ordnung zu gewöhnen und ihre noch sehr an orien-

talische Formen gewohnten Bojaren etwas zu civilisiren. Ohne Zweifel wird die Schule, die sie zwei Jahre lang durchgemacht, für die künftige Verwaltung des Landes von guten Folgen seyn. — Servien sah, wie oben schon bemerkt worden, noch der Wiederherausgabe der früher von ihm abgerissenen fünf Districte, einer eben so hoffnungsvollen Zukunft entgegen.

Ueber das künftige Schicksal des türkischen Reichs sind so ziemlich alle Meinungen einverstanden. Es scheint unmöglich, daß es noch lange in seiner Intregrität bestehen könne, da einerseits die ihm unterworfenen christlichen Nationen immer mehr der Emancipation sich nähern, Griechen, Wallachen, Servier, Armenier, und andrerseits entweder mächtige Statthalter, wie die Deys der Barbaresken und der Vicekönig von Aegypten, oder trotzige Völkerstämme und Secten, wie die Wechabiten und alle andern Beduinen, die Berbern, Druſen, Kurden, Zeybeks und Albaneſen, entweder offenbare Feinde oder nur treulose Freunde des in sich selbst immer mehr versinkenden Türkenstammes sind, der überdieß nur der fünfte Theil so zahlreich ist als die nicht türkische Bevölkerung des Reichs. Unter den vielen möglichen Fällen dürfte der wahrscheinlichste der seyn, daß in nicht langer Zeit das türkische Reich sich zerstückeln und zum Theil erobert, zum Theil in kleine unabhängige Staaten getheilt werden wird.

7.

Rußland.

Wir werfen noch einen Blick auf die Verhältnisse Rußlands, die sich nicht unmittelbar auf die türkischen Angelegenheiten beziehen.

Bekanntlich hatte General Paskewitsch-Erivansky im Jahr 1827 den Krieg mit Persien glorreich geendet. Allein die Perser scheinen der Meinung gewesen zu seyn, ihr Schah habe etwas zu früh nachgegeben, und nur mit großem Unwillen sahen sie die Summen Geldes, die der Schah an Rußland zu zahlen hatte, aus dem Lande gehn. Der Nationalhaß, der sich auf diese Weise bis zur höchsten Bitterkeit steigerte, bedurfte nur eines kleinen Anlasses, um eine blutige Katastrophe herbeizuführen. Diesen Anlaß gab der russische Gesandte, Staatsrath von Gribojedoff durch eine unvorsichtige Handlung, die ihm in der persischen Hauptstadt Teheran in einem Volksauflauf das Leben kostete, am 12 April 1829. Folgender naiver Bericht gibt die sicherste Auskunft über das traurige Ereigniß: „Auszug eines Schreibens Sr. königl. Hoheit Ali Schahs an Se. königl. Hoheit den Prinzen Abbas Mirza. Da meine Befehle mir keine Wahl lassen, nehme ich mir die Freiheit zu versichern, daß der russische Gesandte von dem Tage seiner Ankunft in dieser Hauptstadt an, von dem Könige die größte Aufmerksamkeit und Achtung erhielt. Auch waren die Staatsminister Tag und Nacht beschäftigt, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihm etwas Angenehmes zu erzeigen, und sich so gegen ihn zu benehmen, daß ihm seine Zeit auf die vergnügteste Weise vorüberfließen und er mit allen Ehren von uns zur Heimath zurückkehren möchte. Manche Dinge, die vorfielen, wurden um seinetwillen übersehen; z. B. zwei Armenier von Teheran tödteten einen Mahomedaner, und suchten Zuflucht in dem Hause des Gesandten, der sich für sie verwendete. Der König begnadigte sie und entschädigte die Hinterlassenen des Mahomedaners. Ein Armenier aber Namens Rustan, der von Kindheit auf ein Sclave in Persien ge-

wesen, und von bekanntem schlechtem Charakter war und einige andere seines Gleichen, die den Gesandten begleitet hatten, wurden von ihm als Führer und Kundschafter angestellt. Das Benehmen dieser Leute war für das Volk beleidigend und unerträglich. Sie hetzten den Gesandten auf, sich Handlungen zu erlauben, die darauf berechnet waren, eine feindselige Stimmung zu erzeugen, und mit der der Regierung schuldigen Achtung im Widerspruche standen; z. B. ein Kuji von dem königlichen Zweige dieses Stammes, der eine Verletzung am Kopfe hat, die ihn irre reden läßt, ward in das Haus des Gesandten zugelassen, wo er, auf dessen Schutz vertrauend, alle möglichen beleidigenden und beschimpfenden Reden gegen des Schahs Regierung führte. Mirza Yakub, ein Armenier von Erivan, ein Eunuche, vormals Aufseher des ganzen königlichen Harems, der viele Jahre Vertrauen und Achtung genossen, später aber eine große Summe Juwelen und Gold mit sich genommen hatte, wendete sich in das Haus des Gesandten kurz nach dessen Ankunft in Teheran. Der Schah überließ dem Gesandten alle Ansprüche an Mirza Yakub, forderte aber, daß das von ihm mitgenommene Eigenthum zurückgegeben werde. Der Gesandte erwiderte, es sey nöthig, die Sache gesetzlich entscheiden zu lassen. Die Minister gaben ihre Einwilligung hiezu, Mirza Yakub aber, auf den Schutz des Gesandten zählend, trat mit Schmähungen gegen das Gesetz des Propheten und den Glauben des Islam auf, beschimpfte den Obersten der Priesterschaft, machte die persische Regierung lächerlich und verfluchte das persische Volk, so daß die Einwohner von Teheran aller Classen aufgereizt wurden und die Geduld verloren. Während sich die Dinge in diesem Zustande befanden, waren zwei armenische Frauen von Tukey in dem

Hause

Hause Allah Yar Khans, des vormaligen Asufedhowleh. Die Kundschafter des Gesandten gaben ihm hievon Nachricht, und veranlaßten ihn zu dem Glauben, als wären dieß zwei Gefangene von Georgien und Karabagh. Der Gesandte nahm sie in Anspruch. Allah Yar Khan erwiderte, sie seyen von Tukey und ständen in keiner Verbindung mit Rußland; der Gesandte aber wollte dieß nicht glauben und wurde dringend und heftig. Der König befahl Allah Yar Khan, die Frauen mit einem Manne seines Gefolges in das Haus des Gesandten zu schicken, damit dieser sie fragen und sich überzeugen könne, daß sie keine russischen Gefangenen seyen. Diesen Befehlen gehorchend sendete Allah Yar Khan sie ab, der Gesandte aber schickte den Mann zurück und behielt die Frauen. Bekanntlich kann nach persischer Sitte ein Weib nicht in dem Hause eines Fremden bleiben, ohne ihrem Rufe zu schaden; überdieß hatte in dieser Nacht Mirza Yakub ein Trinkgelag veranstaltet, und die Leute des Gesandten hatten eine öffentliche Dirne aus der Stadt gebracht. Als die zwei in dem Hause befindlichen Frauen diese Dinge sahen, begannen sie sich zu beklagen, und der Pöbel blieb bis zum Morgen in Aufregung, wo einige Leute forderten, daß die Frauen zurückgegeben werden sollten; sie wurden aber nicht zurückgegeben. Nun entspann sich ein Streit zwischen denen, welche die Frauen zurückforderten, und den Wachen des Gesandten. Auf beiden Seiten rottete man sich zusammen. Die Leute des Gesandten griffen die andern an, und erschossen mit Flinten und Pistolen mehrere von dem Volk aus der Stadt; die Verwandten der Getödteten mischten sich in den Kampf, und es entstand allgemeiner Tumult und Bewegung. Als der König von diesen Dingen Nachricht erhielt, sendete Se. Majestät mich und Se. königl. Hoheit den Prinzen

Imaum Wardi Mirza, Befehlshaber der Garden ab, mit zwei oder drei tausend Mann der Garden des Palastes und der Besatzung der Citadelle des Subays von Key. Wir rückten so schnell als möglich vor, straften das Volk und trieben es vor uns her; ehe wir aber das Haus des Gesandten erreichten, war bereits Alles vorbei, und Alles, was nicht hätte geschehen sollen, war geschehen. Nur dieß erreichten wir, daß der erste Secretär mit drei andern Individuen gerettet wurden; alle andern im Hause befindlichen Personen waren umgebracht. Selbst von den in dem Hause aufgestellten Feroschen des Schahs und von den Garden des Subays, die dem Pöbel widerstanden, wurden mehrere getödtet; von den Leuten, die mich begleiteten, waren gegen dreißig bis vierzig verwundet. Ich wollte, sie wären alle erschlagen worden, wenn ich damit ein solches Unglück hätte verhindern können. Ich schwöre vor Gott, bei dem Geiste des Königs, daß ich lieber gestorben wäre, daß ich mich lieber mit allen meinen Kindern zum Tode gebracht gesehen hätte, als diese Schmach zu erleiden."

Ein russischer Bericht sagt: „Außer dem Gesandten sind der zweite Secretär (Carl von Adelung, Sohn des berühmten Sprachforschers), ein junger Arzt (ebenfalls ein Deutscher), ein Dolmetscher und fünfzehn Diener des Gesandten aufs gräßlichste umgekommen. Als nämlich alle Aussicht zur Rettung verschwunden schien, da flüchteten sich die Unglücklichen in ein entlegenes Gemach des Gesandten, in der Absicht, hier wenigstens ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Jeder, der hineinzudringen versuchte, wurde niedergestoßen, und es gelang ihnen, sich auf diese Weise länger als eine Stunde zu vertheidigen. Endlich erkletterte der wüthende Pöbel den obern Theil des Gebäudes, und legte auf dem Fuß-

boden des über ihnen befindlichen Zimmers Feuer an. Die Flamme brach plötzlich von Oben herein, und mit ihr Steine, Balken, Kugeln und Dolche, denen in Kurzem alles unterlag. Nur der erste Secretär, von Maltsoff, der seine Wohnung auf einem entfernten Hofe des Gesandtschaftsgebäudes hatte, und außer ihm noch drei Bedienten entrannen dem Blutbade."

Der englische Gesandte benahm sich bei dieser Gelegenheit eben so edel als kraftvoll. Er stellte alle Russen unter seinen Schutz und drohte mit dem ganzen Zorne Englands, wenn ihnen noch die geringste Beleidigung zugefügt würde, da eine solche Verletzung des Völkerrechts alle Mächte gleich nahe angehe. Der Schah beeilte sich, der Rache Rußlands durch Betheurung seiner Unschuld und durch das Anerbieten jeder Genugthuung zuvorzukommen. Mehr als 1500 Perser erhielten die Bastonnade oder wurden verstümmelt. Man schnitt ihnen Nase, Ohren und Zunge ab. Um aber den Zorn Rußlands desto sichrer zu beschwören, ließ sich der Schah zu der unerhörten Demüthigung herab, den Kaiser durch einen persischen Prinzen von Geblüt persönlich um Verzeihung bitten zu lassen. Er sandte seinen eigenen Enkel, Chosrew-Mirza, Abbas Mirza's Sohn, ab, der sich zunächst nach Tiflis in das Lager des Grafen Paskewitsch und von da nach Petersburg zum Kaiser selbst begeben mußte. Indeß war der Schah doch auch so vorsichtig, auf alle Fälle einen Gesandten nach Constantinopel zu schicken, um, wenn der Kaiser von Rußland den Frieden brechen sollte, mit der Türkei gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Kaiser zeigte sich aber großmüthig und empfing den Prinzen Chosrew-Mirza in Petersburg sehr gnädig am 22 August. Ja er ging in seiner weisen Milde so weit,

dem Schah von Persien sogar einen Nachlaß von, wie es heißt, mehreren Millionen Silberrubeln an der noch rückständigen Kriegssteuer zu erlassen. Der Prinz verließ Petersburg am 30 October. Seine Reise war in vieler Hinsicht interessant. Er zeigte sehr viel Theilnahme für die ihm ganz neuen Dinge, die er in dem mächtigen und mit Riesenschritten in der Civilisation fortschreitenden Rußland sah. Seine Naivetät gab zu mehreren artigen Anekdoten Anlaß. Am 7 August fand sich noch ein andrer ausgezeichneter Gast in Petersburg ein, Muhamed Mustapha, Prinz der Afghanen. Dieses mächtige Volk, das zwischen den englischen Besitzungen in Ostindien und den russischen Besitzungen in Asien in der Mitte liegt, ist den Russen befreundeter als den Engländern.

Von den unerschöpflichen Hülfsquellen und der soliden Macht Rußlands gibt nichts ein so anschauliches Bild, als was in einem Bericht aus Petersburg in der Allg. Zeitung über den Zustand der Finanzen gesagt wurde: „Auf den schweren unerwarteten Krieg in Persien folgte unmittelbar ein noch schwererer in zwei Welttheilen, zu Lande und zu Wasser. Beide erforderten außerordentliche Anstrengungen und Geldopfer. Dessen ungeachtet hatten wir keine neuen Auflagen oder Steuern; unser ausländischer und inländischer Curs stand beständig sehr gut. Unsere Staatspapiere hielten sich ohne irgend eine bedeutende Fluctuation. Dabei gingen alle öffentlichen Bauten, alle großen öffentlichen Staatsunternehmungen und Arbeiten im ganzen Reiche mit unveränderter Schnelligkeit vorwärts. Der Kirilov'sche Canal, von 118 Werften, ein neuer Wasserweg, welcher eine ununterbrochene Communication zwischen Astrachan, Petersburg und Archan-

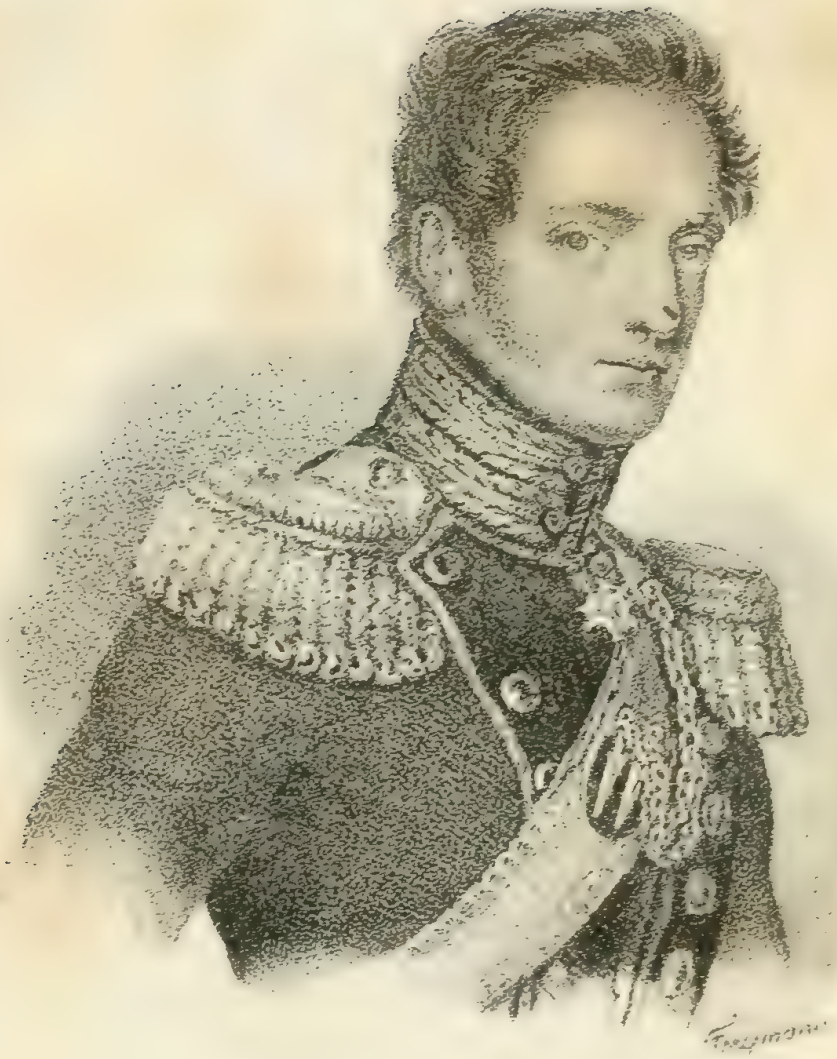
gel bewirkt, wurde im Jahr 1827 beendigt und eröffnet. Der neue Wasserweg, der die Moskwa mit der Wolga verbinden soll, ist in voller Arbeit. Er wird über 200 Werste lang und erhält 36 Schleusen. Der Windau'sche Canal schreitet eben so rasch seiner Vollendung entgegen. Die große kaiserliche Chaussee von Petersburg nach Moskwa wird in diesem Jahre beendigt seyn. Kurz alle Staatsunternehmungen gingen fort, als wären wir im tiefsten Frieden, und in allen Cassen war Geld, nirgends stockte es mit den Zahlungen. Im vorigen Jahre wurde noch eine bedeutende Summe von der auswärtigen Schuld abbezahlt und sehr viele Scheine der innern Schuldentilgungs-Commission eingelöst."

Hiezu kommt noch, daß Rußland von der Pforte eine verhältnißmäßig äußerst geringe Summe als Kriegsentschädigung forderte, und ihr später sogar einen Theil davon erließ, eben so wie es Persien einen Nachlaß gewährt hatte. Auch erließ der Kaiser am 18 December einen Ukas, nach welchem den Bewohnern von Neu-Rußland und den angränzenden Gouvernements, zur Vergütung der Kriegslasten, die sie zu tragen gehabt, alle rückständigen Abgaben zum Theil ganz, zum Theil halb erlassen wurden.

So sehr aber begünstigte der Himmel das russische Reich, daß es, während es nach Außen in siegreichen Kriegen seine Gränzen erweiterte, im Innern eine Potosi, eine immer zunehmende Quelle von edeln Metallen und Steinen entdeckte. Vor dem Jahre 1825 gewann Rußland aus seinen Goldwäschen am Uralgebirge nur jährlich bis 40 Pud, von 1825 — 1828 aber binnen 4 Jahren an Gold 1042 Pud, an Platina 143 Pud. Im Jahre 1829 forderte der Kaiser von Rußland den berühmten preußischen Reisenden, Staatsrath Alexander von Hum-

boldt auf, das Gebirg Ural zu bereisen, und diesem, der schon früher wegen der Aehnlichkeit der Gebirge Brasiliens mit denen des Ural vermuthet hatte, die letztern möchten gleich den erstern Diamanten enthalten, gelang es wirklich, auf seiner Reise am 22 Juni den ersten russischen Diamanten in einem Krystall zu entdecken, den ein Knabe in der Goldwäscherei der Gräfin Palier gefunden hatte. Seitdem wurden noch mehrere gefunden. — Ueber die Fortschritte, welche die Bergwerke auch in dem noch weiter entlegenen Altaigebirge machen, kann man sich aus dem jüngst erschienenen Reisewerk des Herrn von Ledebour belehren. Zur Beförderung des Handels errichtete Kaiser Nikolaus am 4 November zu Petersburg ein Handelsconseil, das dem Finanzminister berathend an die Seite treten soll. — Auch die Schulen und Gefängnisse erhielten eine verbesserte Einrichtung.

Auch von Polen wurde berichtet, daß dieses Land zusehends in Cultur und Wohlstand zunehme, und man wollte bemerkt haben, daß das benachbarte Schlesien schon anfinge, seine Concurrenz zu fühlen. Kaiser Nikolaus begab sich in diesem Jahre in die polnische Hauptstadt, um daselbst die bis dahin verschobene feierliche Krönung seiner selbst und seiner erhabenen Gemahlin vollziehen zu lassen. Er verließ Petersburg am 7 Mai, kam am 15 nach Warschau, und die Krönung erfolgte am 24sten. Alle Souveräne hatten außerordentliche Gesandte nach Warschau geschickt, den Kaiser und König zu beglückwünschen. Nach Beendigung dieser glänzenden Feierlichkeit sollte eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen zu Sibyllenort in Schlesien statt finden. Da sich aber der König unpäßlich befand, so reiste die Kaiserin zu ihrem erlauchten Vater nach Berlin, und



Kaiserin aller Reussen

der Kaiser selbst kam heimlich nach, um bei seiner Ankunft in Berlin eine desto angenehmere Ueberraschung zu bewirken. Die Majestäten kamen am 6 Junius in Berlin an, wo Fest an Fest sich reihte, ihre Gegenwart zu feiern. Bei dieser Gelegenheit wurde am 11 Junius der Prinz Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar vermählt. Am 12 Junius verließ der Kaiser Berlin und kam am 29 Julius nach Petersburg zurück. — Im November befiel ihn eine kurze Krankheit, die zufällig durch eine Erkältung verschlimmert wurde. Während der Nacht stürzte nämlich eine Porphyrvase in der Nähe des Betts, in welchem der junge Sohn des Kaisers, Großfürst Constantin, schlief, mit großem Geräusch herab. Der besorgte kaiserliche Vater verließ erschreckt sein Krankenlager und fand den jungen Prinzen zwar wunderbar unbeschädigt, zog sich selbst aber dadurch eine Erkältung zu, von der er sich indeß nach kurzer Zeit wieder vollkommen erholte.

II.

England.

1.

Die Emancipation der Katholiken.

England war berufen, als Beherrscher der Meere und Rival Rußlands, in den orientalischen Angelegenheiten eine große Rolle zu spielen; allein Sorgen, die es im Innern bewegten, hinderten es, seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft der äußeren Politik zu widmen.

In Folge der Reformation und der Vertreibung der Stuarts aus England hatten die Katholiken im brittischen Reich die wichtigsten politischen Rechte verloren, und dieß traf vorzüglich die Bevölkerung Irlands, die größtentheils katholisch blieb.*) Der Druck, der auf ihnen lastete, veranlaßte die Irländer häufig zu blutigen Empörungen, welche die Engländer jedoch immer gewaltsam wieder zu besiegen wußten. In den neuern Zeiten endlich, wo der Religionshaß beschwichtigt schien, und eine po-

*) Außer 5 Millionen in Irland lebten in London allein 180,000 Katholiken (also mehr als in Rom selbst), 80,000 in Glasgow, 60,000 in Manchester, 50.000 in Liverpool.

litische Aufklärung allgemein verbreitet war, vor welcher die Unterdrückung Irlands als eine baare Ungerechtigkeit und Unklugheit erscheinen mußte, fing man an, auf gesetzliche Gleichstellung der Irländer mit den Engländern und Schotten, auf die Emancipation der Katholiken zu dringen.

Je mehr allmählich unter den Protestanten selbst Stimmen zu Gunsten der Katholiken laut wurden, desto kühner traten auch die letztern auf. Der Zeitgeist war auf ihrer Seite. Redner, Schriftsteller vertheidigten die Emancipation mit Gründen, gegen die sich nichts einwenden ließ als rohe Gewalt. Ein so klares und von so vielen Seiten her anerkanntes Recht mußte aber endlich über die Gewalt siegen. — Da Anfangs bloße Bitten und Vorstellungen nichts halfen, waren die Irländer klug genug, den Augenblick zu benutzen, in welchem die Regierung durch andere wichtige Angelegenheiten ins Gedränge kam. Je mehr der dirigirende Minister, Herzog von Wellington, im Innern die Ruhe zu erhalten wünschte, um auswärts thätig seyn zu können, desto unruhiger wurden die Irländer, um ihn zu zwingen, sich die ihm so nothwendige Ruhe erst durch die ihnen so nothwendige Emancipation zu erkaufen. Sie bildeten eine große, über ganz Irland verbreitete Association, deren Zweck die Durchsetzung der Emancipation war, und diese durch Zahl, Geist und Entschlossenheit gefährliche Gesellschaft nahm eine Stellung ein, die der Regierung nur die Wahl ließ zwischen der Emancipation und dem Bürgerkrieg.

An ihrer Spitze stand Daniel O'Connel, ein Advocat, berühmt durch seine Beredsamkeit und große Kühnheit. Er leitete alle Unternehmungen der Katholiken, und ihre ganze Macht stand ihm zu Gebot. Dieser feste Mann war unwiderruflich entschlossen, die Emancipation um jeden Preis durchzu-

setzen, und er sprach diesen unerschütterlichen Willen im Namen seiner Landsleute durch einen entscheidenden Act aus, indem er sich von den s. g. Vierzig-Schillings-Männern der Grafschaft Clare, d. h. von der zahlreichen Masse der Bauern, die nur 40 Schillinge Steuern zahlten, in's Parlament wählen ließ, ohne sich zu dem, einem Katholiken unerlaubten Eide zu verstehen, den jedes Parlamentsglied abzulegen hatte. Es handelte sich nun darum, ob das Parlament ihn aufnahm oder nicht. Wenn nicht, so war der Bürgerkrieg unvermeidlich.

Dieß sah der Herzog von Wellington ein. Riß sich Irland von England los, so waren die Folgen nicht zu berechnen, und auf jeden Fall war dann das brittische Cabinet gehindert, im Orient so energisch aufzutreten, als es sein Interesse verlangte. Auf der andern Seite mußte es dem Herzog schmeicheln, der Emancipator, der Befreier Irlands zu heißen, und wenn ihm die Torypartei große Hindernisse in den Weg legte, so war es desto rühmlicher für ihn, sie zu besiegen. Er entschloß sich also, sich für die Emancipation zu erklären, und den König, so wie das Parlament dafür zu stimmen. Er brach deßhalb mit den Tories, seinen alten Freunden, und zog die Whigs, seine Feinde, an sich.

Es läßt sich nicht läugnen, daß er eine schwere Arbeit auf sich nahm, dabei mit großer Vorsicht und Entschlossenheit zu Werke ging und sie zu seinem Ruhm beendigte. Einmal geneigt, den Katholiken die Hauptsache zu bewilligen, dämpfte er den Trotz in ihrem Betragen so viel als möglich, um sich vor dem Vorwurf zu wahren, er sey von ihnen gezwungen worden. Er nahm also eine sehr barsche Miene an. Zu Anfang des Jahres verwendete sich der englische Vicekönig in Irland, Marquis von Anglesea auf eine warme Weise für die Irländer. Welling-

ton setzte ihn dafür ab und rief ihn am 19 Januar aus Dublin zurück. Ein anderer Protestant, Herzog von Leicester, hielt den folgenden Tag in Dublin eine Versammlung aller Katholikenfreunde und sandte deren Wünsche dem Minister ein. Aber Wellington antwortete verächtlich: „Ich habe von Ew. Herrl. eine Schachtel erhalten, worin sich die Erklärungen gewisser Protestanten zu Gunsten der von ihnen s. g. katholischen Emancipation befanden.“ Auch sandte er an Anglesea's Stelle den Herzog von Northumberland, einen bekannten Feind der Emancipation, als Vicekönig nach Dublin.

Dessen ungeachtet wurde die Emancipation das erste und wichtigste Geschäft des Parlaments, nachdem es sich am 5 Februar versammelt hatte. Peel, neben Wellington der ausgezeichnetste englische Minister, früher Feind der Katholiken, übernahm es, die Sache einzuleiten. Er trug zuerst eine Bill gegen die irländische Association vor, denn die Auflösung dieser gefährlichen Gesellschaft sollte der Emancipation selbst vorhergehen, damit es nicht scheinen möchte, die drohende Stellung dieser Gesellschaft habe dem Parlament die Emancipation abgetrotzt. Wenn die Irländer nicht gewußt hätten, daß dieser Bill die Emancipation selbst folgen werde, würden sie sich ohne Zweifel dagegen empört haben. In dieser Voraussetzung aber, und um den Engländern zu zeigen, wie friedlich sie gesinnt seyen, sobald man ihnen ihre Rechte bewilligen wolle, legten sie die Waffen nieder, und lösten die Association auf Shiels (eines andern neben O'Connel ausgezeichneten Irländers) Antrag zu Dublin schon am 13 Februar freiwillig auf, während die Bill selbst erst am 17 im Unterhause, am 24 im Oberhause und am 5 März vom König angenommen wurde.

Mit der Auflösung der Association waren natürlicherweise

alle Protestanten einverstanden. Als es sich nun aber um die Emancipation handelte, gerieth Alles in Gährung. Für dieselbe erklärte sich das ganze Ministerium aus Staatsgründen, — die Herzoge von Clarence, Sussex und Cambridge, jüngere Brüder des Königs, so wie der Herzog von Glocester, ihr Vetter, um sich populär zu machen, — im Oberhause vorzüglich die Marquis von Anglesea und von Lansdown, die Lords Holland und Plunkett ꝛc., — im Unterhause die berühmten Namen Huskisson, Francis Burdett, Brougham, Robert Wilson, Horton, Lord Palmerston, Mackintosh, General Murray und die ganze Whigpartei, theils aus Staatsgründen, theils aus Humanität; — viele protestantische Gesellschaften im Lande, welche Petitionen zu Gunsten der Emancipation einsandten, z. B. die Bevölkerung der Altstadt London (die stets den Whigs anhing im Gegensatz gegen die aristokratische Westseite der Stadt), die protestantischen Katholikenfreunde in Dublin und in Edinburgh, zu welchen letztern auch Walter Scott gehört, aus Humanität und Gerechtigkeit, — endlich die Radicalreformer, den berüchtigten Cobbet an der Spitze, die in der Emancipation den Anfang von großen Reformen erblickten und in ihren tumultuarischen Pöbelversammlungen das Volk zu stimmen suchten. Hierzu kam nun noch die ganze katholische Bevölkerung des Landes, die ruhig und dennoch drohend des Ausgangs harrte.

Gegen die Emancipation erklärte sich nur ein jüngerer Bruder des Königs, der Herzog von Cumberland, nach der alten Regel, daß immer ein Prinz des Hauses in England opponirt. Doch leitete ihn besonders der Grundsatz, daß das Haus Braunschweig auf dem englischen Thron mit dem Protestantis-

mus stehen oder fallen müsse. Er sah in allen Katholiken geschworne Feinde seiner Familie und der Ruhe Englands, und glaubte daher, man müsse sie eher ausrotten, als ihnen neue Mittel zu schaden in die Hände geben. — Im Oberhause waren gegen die Emancipation fast alle Bischöfe, ferner die Lords Eldon, Winchelsea, Falmouth, die Herzoge von Richmond, Newcastle ꝛc.; im Unterhause der geistvolle Sadler, Inglis, Bankes, Trant, Wetherell, und die ganze Torypartei. Es gab darunter eifrige Protestanten, die in der That die Wiederkehr der Jesuiten und der ganzen Hierarchie fürchteten, und eifrige Braunschweiger, die wie Cumberland dachten. Im Allgemeinen aber hegten die Tories vielmehr die Besorgniß, Irland möchte ein großes Gewicht in die Schaale der Whigs werfen, und das monarchische und demokratische Element zum Nachtheil des aristokratischen enger verbinden. Die protestantische Geistlichkeit aber sah in der Begünstigung der Katholiken eine Beeinträchtigung ihres Vorrechts und ihres Vortheils. Aus demselben Grunde erkärte sich auch die Universität Oxford, als von der Kirche völlig abhängig, gegen die Emancipation. Alle diese Gegner stützten sich zuletzt auf den großen Orange- oder Braunschweig-Klubb, der aus den wüthendsten Protestanten und Alt-Engländern zusammengesetzt war, sich über das ganze Land ausbreitete und der katholischen Association die Wage halten sollten. Der Herzog von Cumberland war der Vorsteher dieser zahlreichen und fanatischen Gesellschaft.

Beide Parteien bekämpften sich aufs hartnäckigste. Im Cabinet wendete der Herzog von Cumberland alle Mittel an, die Minister zu stürzen und den König gegen die Emancipation zu stimmen, indem er sein Gewissen in Beschlag zu nehmen, und seine Phantasie mit gräßlichen Bildern der Zukunft

zu erfüllen suchte. In beiden Häusern des Parlaments ließen die Redner ihre Batterien gegen einander spielen, während zugleich von allen Theilen des Landes her Bittschriften für oder wider die Emancipation einliefen, Bittschriften von denen die eine 40,000, die andre 50,000, die dritte 100,000, eine sogar 160,000 Unterschriften zählte. Die Bittschrift der irländischen Protestanten gegen die Emancipation, die der Herzog von Cumberland ins Parlament brachte, war aus 1800 Pergamentfellen zusammengesetzt. Im Lande selbst herrschte der größte Tumult. Man stritt auf allen Straßen und in allen Häusern. Am heftigsten gebärdeten sich die Braunschweiger, weil sie die Schwächern waren. Sie erlaubten sich jedes Mittel der List und des Fanatismus, um die Gemüther gegen die Katholiken zu erbittern. Sie schickten unzählbare Schmähschriften in alle Winkel des Landes aus, und sammelten überall Unterschriften für ihre Petitionen, wobei die gröbsten Betrügereien vorgingen. Mitten in diesem Tumult donnerten die Geistlichen von der Kanzel herab, und es schien, als ob das sechzehnte Jahrhundert wieder gekehrt sey, als ob der Papst, der Ablaßkram, die Inquisition, die Scheiterhaufen, die Dominicaner und Jesuiten schon vor den Thoren stünden. In Irland aber ging diese Partei noch weiter, die Braunschweiger in diesem Lande bewaffneten sich und mißhandelten die Katholiken, um sie zur Nothwehr zu reizen und dadurch einen Bürgerkrieg anzuzetteln, der ihnen lieber war als die Emancipation. Allein die Katholiken ließen sich nicht irreführen und behielten die ruhige Haltung bei, die ihnen den Erfolg sicherte.

Die Wahl eines Parlamentsgliedes zu Oxford war das Vorspiel des Kampfes. Die Universität entschied sich am 28

Februar gegen Peel für Inglis, und dieser kleine zufällige Sieg wurde von den Braunschweigern mit Affectation zu einer Wichtigkeit erhoben, die er nicht hatte. Weit wichtiger hätten die rastlosen Bemühungen des Herzogs von Cumberland beim König werden können. Schon hieß es, er habe ihn gegen die Emancipation gestimmt, und die Gemüther geriethen in die heftigste Bewegung, als man erfuhr, Wellington habe am 4 März mit allen übrigen Ministern im Conseil eine energische Erklärung gegeben und mit dem Austritt des ganzen Ministeriums gedroht, falls die Emancipationssache rückgängig würde, worauf der bisher unentschlossene König ihm definitiv seine Zustimmung gegeben.

In Folge dieses Conseils brachte Peel schon am folgenden Tag, am 5 März, den Vorschlag zur Emancipation vor das Parlament und hielt eine der denkwürdigsten und folgereichsten Reden, die je in England gehalten wurden. In der Emancipationsbill wurde verlangt: 1) die Katholiken sollen mit den Protestanten gleiche bürgerliche Rechte erhalten; 2) sie sollen in beiden Häusern des Parlaments gewählt werden können, ohne den bisher vorgeschriebenen Eid gegen die Transsubstantiation zu leisten; 3) doch bleiben sie, um einen Mißbrauch ihrer Gewalt zu verhüten, von den wichtigen Stellen eines Lordkanzlers (ersten Ministers) und des Vicekönigs von Irland ausgeschlossen, so wie von allen Stellen, die unter der Aufsicht der englischen Kirche stehen; 4) in kirchlicher Hinsicht werden die Katholiken den Dissenters gleich gestellt; 5) die Klöster dürfen nicht erweitert werden; 6) Jesuiten sind gänzlich auszuschließen; 7) es wird kein Concordat mit dem Papste geschlossen, und England verläßt seinen Grundsatz nicht, nie mit dem Papste zu unterhandeln. — Um aber den Triumph

der Katholiken bei Erscheinung dieser Bill zu mäßigen und den erbitterten Braunschweigern auch einen kleinen Triumph zu gewähren, schlug Peel zu gleicher Zeit eine zweite Bill zur Aufhebung des Wahlrechts der Vierzig-Schillingsmänner vor. Am 10 März wurden beide Bills dem Unterhause förmlich vorgelegt.

Nunmehr wurde der Tumult noch ärger als zuvor, weil man der Entscheidung näher kam. O'Connel und seine Anhänger erklärten sich heftig gegen die Einschränkungen der Emancipationsbill, sofern sie den Katholiken noch nicht Alles bewilligte, was sie auf völlig gleichen Fuß mit den Protestanten setzte, und gegen die Wahlentfähigung der Schillingsmänner. Allein die Irländer fanden es noch für gerathen, sich ruhig zu verhalten, und sie beschlossen in einer Versammlung zu Dublin am 16 März, sich nicht zu widersetzen. Desto zorniger gebärdeten sich die Braunschweiger. Am 19 März wurde Wellington, als er das Oberhaus verließ, vom Pöbel insultirt. Eine Menge Menschen umringten ihn und stießen die gröbsten Schimpfreden gegen ihn aus. Er gab seinem Pferde die Sporen, aber man verfolgte ihn bis in seine Wohnung. Am 21 März mußte sich Wellington mit Lord Winchelsea, dem eifrigsten Gegner der Emancipation, den er in Folge der Verhandlungen beleidigt hatte, duelliren. Er hatte den ersten Schuß und fehlte. Winchelsea war edel genug, seine Pistole in die Luft zu feuern und dem Herzog Genugthuung anzubieten.

In beiden Häusern wurde drei Wochen lang über die Emancipationsbill, äußerst heftig, und zugleich gründlich debattirt. Was die Heftigkeit betrifft, so erwähnen wir nur folgende kleine Scenen. Lord Eldon brachte eine Bittschrift von Frauen für die Emancipation. Lord King frug: ob es alte oder

junge

junge Weiber wären? Eldon sagte: manche Frau kenne die Gesetze des Landes besser und habe mehr gesunden Verstand als dieser oder jener Abkömmling eines Kanzlers (King stammt von einem Kanzler). Dieser erwiderte: wie die Bittschrift, so dächten alle alten Weiber in England. — Ein noch heftigerer Auftritt fand zwischen den Brüdern des Königs statt. Der Herzog von Clarence sprach mit Begeisterung für die Emancipation und nannte ihre Gegner „ränkesüchtig und niedrig." Dadurch fand sich der Herzog von Cumberland beleidigt, aber der Herzog von Sussex vertheidigte Clarence. Unter den Gründen gegen die Emancipation stand die Besorgniß vor dem unversöhnlichen Geiste des Papismus oben an. Der protestantische Erzbischof von Armagh, Lord Primas von Irland, äußerte sich: „Ich bin geneigt, zuzugeben, daß in gewissen Rücksichten manches Gute durch die Maßregel hervorgebracht werden möchte, wird aber irgend Jemand behaupten wollen, daß sie die römische Kirche tolerant machen, oder daß sie die katholische Geistlichkeit versöhnen werde mit dem Vorrang, den Rechten und Privilegien der Kirche, die sie als falsch und verdammungswürdig bezeichnet? Wird diese Geistlichkeit je die Macht über die Gefühle, Vorurtheile und Befürchtungen des Volks aufgeben, durch welche sie zu allen Zeiten den geistigen Despotismus zu erhalten wußte? Die fünf Millionen Katholiken werden, sobald einmal dieses Bollwerk gefallen ist, durch die Advocaten neuer Concessionen immer aufs Neue aufgeregt werden. Sie werden ihre Mitglieder ins Parlament senden, gewählt unter dem ausschließlichen Einflusse der inconstitutionellen Macht der katholischen Priesterschaft, welche diese Macht selbst wieder aus den Händen eines fremden Gewalthabers empfängt. Die Feindschaft der römisch-

katholischen Priesterschaft gegen die protestantische Kirche ist ewig, und muß es seyn. Dieser Clerus muß stets allein und gesondert stehen in einem protestantischen Staate. Er hat selbst den Markstein ewiger Trennung gesetzt, durch seine, der Natur, nicht aber der Politik widersprechenden Principien seiner collectiven Existenz, durch seinen anmaßenden, aber imponirenden Anspruch auf Untrüglichkeit, durch das gemeinsame Band mit dem Souverän eines fremden Staats, und vor Allem durch jenes Grundprincip seines Standes, das ihm gebietet, die ausschließlichen Interessen und die Oberherrschaft seiner Kirche höher zu schätzen, als Vaterland, Freunde und Verwandte.“ Auf einen noch wichtigeren Punkt machte der treffliche Redner Sadler aufmerksam. Er sagte: „Erst wenige Jahre ist es her, daß die arbeitenden Classen Englands Beschäftigung und Brod forderten; da sagten ihnen Demagogen, sie sollten die Parlamentsreform verlangen. In Irland hingegen, wo die Noth allgemein ist, machen die Aufreger dem Volke weiß, das, was ihm fehle, sey die Emancipation. Beide Fälle gleichen sich, und nur der Unterschied findet zwischen ihnen statt, daß man in dem einen Falle die Aufreger beim Kopfe nahm, in dem andern sie duldete, wo nicht insgeheim sie unterstützte. In dieser ganzen katholischen Emancipation finde ich keinen einzigen Vorschlag zu Gunsten der Masse des irländischen Volks, dieses braven, dieses großsinnigen, dieses langleidenden Volks, das nur der Narr der Großen beider Länder ist. Im Gegentheil sehe ich eine Maßregel (die Aufhebung des Vierzig-Schillings-Wahlrechts), die man ohne zu erröthen vorlegt, um die irländische Hütte ihres langgeübten Vorrechts zu berauben, und mit dem Raube dem katholischen Coronet einen neuen Glanz zu verleihen; fürwahr, dieß soll das

Land für den Augenblick zufrieden stellen, und für die Zukunft beruhigen! (Lauter Beifall.) Nie wird, nie kann Irland ruhig und zufrieden seyn, als bis die Wohlthaten der Civilisation und die Rechte der Menschheit bis auf die untersten Reihen des Volks ausgedehnt und gesichert werden. Gebt, um ihnen zu helfen, Gesetze im Geiste der Philanthropie; naht euch mit dem Licht des Verstandes und der Erfahrung ihren bisher unbenützten, meist unberührten innern Hülfsquellen; führt zur Unterstützung ihrer in Noth versunkenen Bevölkerung ein gemäßigtes System von Armengesetzen ein; verbreitet, statt der Priesterherrschaft, die Wohlthaten einer christlichen Erziehung; gebt Beschäftigung dem hungernden Volke, das sein tägliches Brod haben muß, dessen Arbeiten man nun verliert und dessen Charakter zerstört, indem man es unfreiwilligem Müßiggange und dem Bettelstabe überliefert. Irland bittet euch um einen Fisch und ihr gebt ihm eine Schlange; um Brod und ihr gebt ihm — Emancipation!" Für die Emancipation wurden dagegen alle Gründe der Menschlichkeit und Gerechtigkeit geltend gemacht, und Makintosh hoffte noch insbesondere, die Großmuth Englands gegen die Katholiken werde die Toleranz allgemein machen. „Es ist bekannt, daß Protestanten jetzt von allen Diensten und Ehrenstellen in den beiden Staaten jenseits der Pyrenäen ausgeschlossen sind, daß sie in Italien in Stellen nur heimlicher Weise geduldet werden, daß man sie sogar in Frankreich als ungeeignet zu manchen Stellen und Ehrenämtern betrachtet, wiewohl viele andre Functionen ihnen dort wie in Oesterreich geöffnet sind. Man darf mit Recht hoffen, daß eine freisinnige Politik gegen die Katholiken Englands auch eine entsprechende freisinnige Politik jener Regierungen gegen ihre protestantischen Unterthanen zur Folge haben werde."

Alle diese Gründe der Billigkeit und Humanität würden aber die harten Herzen brittischer Staatsmänner nicht erweicht haben, wenn nicht die Klugheit die Emancipation geboten, wenn nicht die dringende Gefahr eines Bürgerkriegs sie nothwendig gemacht hätte. Der Herzog von Wellington war aufrichtig genug, dieß offen einzugestehen. Er erklärte im Oberhause: „Ich, Mylords, habe eine längere Zeit meines Lebens als gar viele Menschen in Kriegsscenen zugebracht, besonders in Scenen bürgerlichen Kriegs, und ich kann sagen, daß ich gern mein Leben zum Opfer bringen würde, wenn ich damit einem Lande, das ich liebe, auch nur einen Monat Bürgerkrieg ersparen könnte. Nichts zerstört jedes Recht, jedes Eigenthum, jede Sittlichkeit so sehr, als wenn Nachbar aufsteht gegen Nachbar, Bruder gegen Bruder, wenn der Sohn die Hand erhebt gegen seinen Vater, der Diener gegen seinen Herrn. Dieß, Mylords, ist das Mittel, das man uns anräth; darauf mußten wir uns gefaßt halten, wenn wir uns nicht entschließen wollten, die Maßregeln vorzubringen, für die ich verantwortlich bin.“

Dieser entscheidende Grund siegte. In der Nacht vom 30 zum 31 März nahm das Unterhaus die Emancipationsbill durch Acclamation an, am 10 April auch das Oberhaus mit 213 gegen 109 Stimmen, und am 13 April wurde sie vom König bestätigt. Umsonst verließ Lord Winchelsea am 6 April das Oberhaus, um nie wieder in ein Haus zurückzukehren, worin man Englands Verderben beschließe; umsonst versuchte der Herzog von Newcastle noch zuletzt eine Kutschenprocession nach Schloß Windsor zusammenzubringen, um den König umzustimmen. Die Sache war entschieden. Am 23 April

erhielt die Bill Gesetzeskraft, zufällig am Todestage Shakespeare's, und grade im 1000sten Jahr der englischen Monarchie. Die altkatholischen Lords traten wieder ins Oberhaus, der Herzog von Norfolk, Graf Schrewsbury, die Lords Clifford, Arundel, Dormer, Strafford, Stourton. Sobald die Emancipation gesetzlich geworden, beruhigten sich ihre Gegner. Lord Eldon war so großmüthig, zu erklären, er werde nunmehr Alles thun, um das neue Gesetz aufrecht zu erhalten.

Am würdigsten benahmen sich die Katholiken. Obgleich unzufrieden, daß ihnen nicht Alles bewilligt worden, wozu sie sich berechtigt glaubten, erkannten sie doch mit Dank an, was geschehen war, und bemühten sich, den Zorn der Braunschweiger zu beschwichtigen. Sie beschlossen daher, in Dublin jedes Triumphgeschrei und jede öffentliche Feierlichkeit, welche die Protestanten hätte reizen können, zu unterlassen. O'Connel sagte: „Ich habe vielleicht meinem Lande einige Dienste geleistet, und mich um das Volk etwas verdient gemacht. Ich sah seine verachteten und unterjochten Millionen das Brandmal verlöschen, das ein armseliges Uebergewicht ihm aufgedrückt hatte. Die jämmerliche Aristokratie ist nicht länger mehr Herr des Volkes. Wir stehen nun auf gleichem Fuße, und das sogenannte protestantische Uebergewicht ist für immer vernichtet. Wir prahlen damit nicht; wir erstreben nichts weiter, als Bürger und nicht Sclaven zu seyn; ich freue mich dessen, nicht mit der Insolenz des Triumphs, sondern weil wir würdig sind, unsre Stelle neben ihnen zu nehmen, und weil sie nicht gut genug sind, unsere Herren zu seyn."

O'Connel versuchte, noch während der dießjährigen

Sitzung des Parlaments in demselben Platz zu nehmen, indem er mit Recht behauptete, er sey von den Schillingsmännern eher gewählt worden, ehe sie des Wahlrechts gesetzlich beraubt worden seyen. Man erkannte dieß an, verlangte aber, er solle noch den Supremateid leisten, da er ja auch eher gewählt worden sey, ehe dieser Eid den Katholiken erlassen worden sey. Er begab sich am 18 Mai ins Parlament, mußte es aber wieder verlassen, da er den Eid nach der alten Form nicht leisten wollte. Das Haus war mit Menschen angefüllt, die alle den Great Agitator sehen wollten. Alles starrte ihn an. Er schien ein Fünfziger, mit einem eher häßlichen als schönen Gesicht, das aber in allen Zügen Denkkraft und Festigkeit verrieth. — Er kehrte am 2 Junius nach Dublin zurück und wurde am 30 Julius abermals in der Grafschaft Clare nach der Bestimmung des neuen Gesetzes gewählt, so daß für die nächste Sitzung des Unterhauses seinem Eintritt kein Hinderniß mehr im Wege stand.

Irland war aber noch nicht beruhigt. Die Braunschweiger konnten ihren Groll nicht verhehlen, und je ruhiger und duldsamer sich die Katholiken verhielten, desto mehr glaubten sie sich an ihnen reiben zu dürfen. Am 12 Julius feierten sie das Jahresfest der Schlacht bei Antrim, von welcher Irlands Unterdrückung sich datirt. In der Nähe von Dublin und im Süden Irlands lief das Fest bei der Wachsamkeit der Behörden und Vorsicht der Katholiken ruhig ab, in den nördlichen Grafschaften aber, wo der Parteigeist immer am heftigsten getobt, wie in Fermanagh, Armagh, Tyrone, so wie auch in einigen Gegenden von Tipperary brachte es die ungezügelte Frechheit der Oranienklubbisten zu blutigen Kämpfen; denn wenn sie mit Abzeichen, Musik

O'CONNE

und Liedern mitten durch die von Katholiken bewohnten Orte zogen, welche dieselben an ihre vieljährige Erniedrigung erinnern sollten und mußten, wenn sie ihnen mit frechem Hohn die Fenster ihrer Wohnhäuser und Capellen einschlugen, Flinten und Pistolen vor dem Gesichte abfeuerten, Triumphbögen in den gangbarsten Straßen errichteten, unter welchen alle vorübergehenden Katholiken wie unter einem Joche hindurch mußten, wenn sie dieselben durch Schimpfworte und Drohungen aufs Aeußerste trieben, so darf man sich nicht wundern, wenn die Katholiken hier und da an Rache dachten, und Gewalt mit Gewalt abzutreiben suchten.

Bei Dunganon in der Grafschaft Tyrone fiel ein förmliches Treffen vor, worin sechs Menschen getödtet und zwanzig verwundet wurden. Eine Proclamation und strenge Verbotsmaßregeln des Vicekönigs von Irland machten diesen Unruhen ein Ende.

Fortwährend aber klagte man, daß die Aemter in Irland in den Händen der Protestanten bleiben und daß sich besonders die Justiz bei Processen die größten Parteilichkeiten gegen Katholiken erlaube. Als der schlimmste Umstand aber wurde angesehen, was Sadler in der oben angeführten Rede schon bezeichnet hatte, die feudalistische Abhängigkeit des armen irländischen Volks von den reichen protestantischen Gutsherren. Hier half die Emancipation nichts. Der reiche Herr fuhr nur um so hartnäckiger fort, die armen Bauern zu bedrücken, und da die letztern vor Gericht selten oder nie Hülfe fanden, so sahen sie sich zur Selbsthülfe gewissermaßen gezwungen. Dieß veranlaßte im October einen wichtigen Proceß zu Cork. Fünf Bauern, die sich verschworen hatten, drei Gutsherren zu ermorden, wurden zum Tode verurtheilt.

Aus den Verhandlungen geht hervor, daß die Herrschaften in jener Grafschaft mit den Bauern in beständigen Fehden leben, und daß jene, indem sie Alles thun, was sie dürfen, d. h. was die aristokratischen Gesetze ihnen erlauben, diese zu der Selbsthülfe treiben, zu welcher der Bedrückte immer seine Zuflucht nimmt, wenn es ihm nicht an dem Muthe fehlt, im Nothfall sein Leben daran zu wagen, gleichviel ob im offnen Kampfe oder am Galgen! Denn fast in demselben Augenblicke, wo dieser Proceß verhandelt wurde, und Niemand an dem Schicksal der Angeklagten zweifeln konnte, ward in derselben Gegend ein Geistlicher, Namens Gring, der Bruder eines vor drei Jahren erschossenen Beamten wenige Schritte von seinem Hause ermordet, aller Wahrscheinlichkeit nach aus Rache, indem er eben aus einer Gerichtssitzung zurückkehrte, wo er 37 Bauern wegen rückständiger Zehnten hatte pfänden lassen! Ein andrer Mann wurde verwundet und seine Mutter erschossen, wie man vermuthet, weil sein Bruder wichtiges Zeugniß gegen einige Bauern angeboten hatte, die sich wegen einer Gewaltthätigkeit zu Clonmell im Kerker befanden! Alles dieses sind indessen Uebel, welche von der Religion unabhängig zu seyn scheinen, obgleich freilich die Herren meistentheils Protestanten und die Bauern Katholiken sind.

Die gesellschaftlichen Elemente Irlands, so äußerte sich ein Schreiben aus London in der Allg. Zeitung, sind so widerstrebend und unzusammenhängend, die Abwesenheit jedes Bandes, das die Bewohner dieses Landes gemeinsam umschlösse, ist so fühlbar, und das von dem Daseyn harter Eroberungsgesetze und Institutionen unzertrennliche und rachsüchtige Mißtrauen so groß, daß man in Erwägung der zahlreichen Umbildungen, die das staatsbürgerliche Leben Irlands nach der

nunmehr erlangten allgemeinen politischen Gleichheit zu einer praktisch friedlichen Ausgleichung der Parteien noch fordert, jenen großen Schritt — die Emancipation — im Gegensatze eines bekannten Wortspiels, nur als den Anfang eines Anfangs bezeichnen kann. Kein Land in Europa, sogar die elendesten und aufs schlechteste regierten nicht ausgenommen, leidet an so vielen heterogenen Verhältnissen der Einwohner zu einander, als Irland; es sind dieß die Folgen einer von einem freien Volke ausgegangenen Eroberung eines Nachbarlandes, dem mit der einen Hand seine freien Institutionen genommen und mit der andern Zwangsgesetze aufgelegt wurden. Der vollkommensten Versammlungs-, Sprech- und Druckfreiheit wie England sich erfreuend, dienen diese großen Gaben nur dazu, das in den Verhältnissen der verschiedenen Classen und Parteien im Volke entwickelte Grelle und Unbillige stets mit den lebhaftesten Farben zu zeigen. Die Geringeren und Aermeren drückt ihre verzweifelte Lage zu sehr, als daß sie nicht die höher Stehenden, besonders die Gutseigenthümer als Besitzer ursprünglich aus vielen Gründen confiscirter Ländereien als ihre natürlichen Feinde ansehen sollten. Es braucht nur an das Uebel des Außerlandwohnens so vieler großen Landeigenthümer, und des daraus entstandenen allgemeinen Systems der Unteragentschaft, wie auch der schweren Verschuldung der irländischen Güter an England, an den Mangel verständiger Armengesetze oder Armenordnungen bei einer allgemeinen Zehntbelastung in den Händen von Geistlichen und Laien, an den, namentlich aus weltlichen Interessen entstehenden Conflict der Hierarchie beider Kirchen, an den beengenden ausschließenden Corporationsgeist der bisher herrschend gewesenen politischen Partei in den Städten, an die Parteilichkeit der Geschwornen-

männer beider Glaubensparteien, da, wo die Verbrechen im Charakter des religiösen und politischen Fanatismus liegen, endlich an den so oft stattgehabten Wechsel der höchsten Regierungspersonen Irlands und der Regierungspolitik in Downing-Street, die bis vor wenig Jahren noch ausschließlich englisch war, es braucht nur an alles dieses erinnert zu werden, um sich von der Wahrheit der oben aufgestellten Behauptung zu überzeugen. Die Gleichstellung aller Religionsparteien, die festeste und erste Grundlage zum künftigen innern Frieden Irlands konnte unmöglich diesen letzten großen Endzweck sogleich erreichen. Das aus ihr entsprießende Gute, mit allen Modificationen des Bestehenden, kann sich nur langsam entwickeln, wo hingegen alle Uebel einer langjährigen Mißverwaltung fast noch in vollem Umfange bestehen.

Unter diesen Umständen faßte O'Connel den kühnen Plan, die Unionsacte zwischen Irland und England dergestalt aufzuheben, daß zwar beide Länder fortwährend durch das Band der Krone verbunden bleiben, aber jedes sein eigenes Parlament erhalten sollte. Durch dieses Mittel hoffte er, Irland auch die politischen Rechte zu gewähren, die ihm nach Erringung der kirchlichen Rechte noch mangelten. Bei einem Gastmahl am 16 November in Dublin sprach er also: „Es gibt ein grünes Land, auf dem zu wohnen mein Herz entzückt ist, das all meine Liebe vereint, und dem all mein Streben geweiht ist. Es ist die schönste Insel, über die je die Sonne leuchtete, und die Gott mit den auserwähltesten Gaben der Natur gesegnet hat. Sie hält den besten, sie bildet den letzten Ring der Länderkette Europa's; sie liegt am nächsten den Republiken der westlichen Welt und ist das natürliche Depot der einen wie der andern. Sie hat die trefflichsten Häfen, die

im Stande sind, die Flotten aller Welt aufzunehmen. Die Flüsse, die von ihren stolzen Bergen strömen, können tausend und aber tausend Gewerke treiben. Ihre Bevölkerung hat allen Leiden und einer siebenhundertjährigen Mißherrschaft zum Trotz an Zahl und Kraft zugenommen. Wie kann dieses Land allein glücklich werden? durch Gerechtigkeit. Und wie wird diese erlangt? durch eine einheimische Legislatur. Wir sind zu gut, um fortwährend eine bloße Provinz zu bleiben, und kein Volk lebt, das gut genug wäre, unser Herr zu seyn. Irland muß wieder werden, was es war, unabhängig, an England zwar geknüpft durch das goldne Band der Krone, aber im Besitz einer eigenen einheimischen Legislatur. Von den Protestanten hängt es ab, ob dieß so werden soll; wollen sie, daß Irland unabhängig werde, so verspreche ich ihnen, es soll gelingen. Was mich betrifft, so werde ich nie aufhören für unsre Unabhängigkeit zu kämpfen; vielmehr sollen sich alle Irländer mit einander vereinen, Protestanten, Dissenters und Quäcker, kurz alle, was für Namen sie haben mögen, sollen ihre irländischen Brüder zur Unabhängigkeit ihres Landes aufrufen. Und dieser Tag wird kommen, dessen bin ich so gewiß, als daß morgen die Sonne am Horizont aufgehen wird. Unmöglich kann Irland länger eine bloße Provinz seyn. Es ist doppelt so bevölkert und weit mehr würdig der Unabhängigkeit als Portugal, das einen unabhängigen Staat bildet. Es trägt in sich doppelt so viel politische Macht als Spanien, das ein unabhängiger Staat ist. Es verdient an unabhängiger Macht bei weitem den Vorrang vor den Staaten Italiens. Es hat mehr Bevölkerung und Energie als Preußen, das doch in der neuen Weltgeschichte eine große Rolle gespielt hat. Es hat eine mehr zusammenhängende

Kraft und politische Gewalt als das neue Königreich der Niederlande, dessen Monarch die Religion seiner redlich gesinnten Unterthanen mit Füßen trat. Es ist kraftvoller als Schweden, Dänemark oder zwanzig Republiken Südamerika's; und selbst Nordamerika's glorreicher Adler kann in die Sonne der Freiheit nicht mit festerem Auge blicken. Nie habe ich an meinem Lande verzweifelt, selbst damals nicht, als ich kaum fünf oder sechs Männer zusammen bringen konnte. Wir waren eine Art politischer Vogelfreier; wir wurden kaum bemerkt, und die einzige Aufmerksamkeit, welche uns die Oranienmänner schenkten, war, daß sie uns zeigten, wie sehr sie uns verachteten. Fast die ganze Presse war gegen uns, und wer es wagte, unsere Partei zu nehmen, wurde in düstre Kerker geworfen, wo der redliche John Magee seine Treue gegen Irland mit dem Leben bezahlte, und wo Hugh Fitzpatrik starb, der letzte Märtyrer seines Vaterlandes. Zu jener Zeit standen vereinigt gegen uns, die Regierung, der Hof, die Polizei, die Yeomanry, das Gesetz und die Kirche, und mit allen diesen Gegnern war die Mehrzahl des englischen Volks verbündet, dessen Vorurtheile gegen uns aufgethürmt wurden; und dennoch wuchsen wir, die so klein begonnen hatten, immer höher und höher, bis wir endlich unsre Emancipation errangen. Jeder Irländer, mag er Protestant seyn oder Katholik, ist in der Frage betheiligt; und in der Hoffnung, daß ich zum Ende führe, für was ich zu kämpfen nie aufhöre, rufe ich aus: Alt-Irland', wie es seyn soll!"

Man ist indeß der Meinung, daß es O'Connel mit der Ausführung eines so schwierigen Planes, als es die Aufhebung der Union zwischen England und Irland seyn würde, nicht Ernst

sey, und daß er nur die Irländer in Aufregung erhalten wollte, um über ihre Interessen zu wachen.

Im December wurde das künftige Kirchenwesen Irlands organisirt. Bei Erledigung eines Bisthums soll das Capitel in Gemeinschaft mit der Geistlichkeit des ganzen Sprengels drei Candidaten wählen, aber Zeugnisse beibringen, daß sie brittische Unterthanen und unbescholtenen Rufes sind. Dann hat der Papst aus diesen dreien Einen zu wählen. Auf diese Weise ist das Ernennungssystem ein durchaus einheimisches geworden. Der neue Bischof muß nothwendig ein loyaler brittischer Unterthan seyn, und der Papst besitzt nicht einmal ein Veto. Indem der Papst diese neue Einrichtung anerkannte, und somit von der Strenge der römischen Grundsätze etwas nachließ, erwies er sich für die Toleranz erkenntlich, welche ihrerseits die Engländer durch die Emancipation an den Tag gelegt hatten.

2.

Zustand Englands.

Das Parlament, das am 5 Februar eröffnet und am 24 Junius vertagt wurde, nahm außer der katholischen Emancipation zwar noch einige Sachen von Wichtigkeit vor, z. B. die Parlamentsreform, die Noth der Armen, das Handelsmonopol der ostindischen Compagnie, kam aber darüber zu keinem Schluß. Man machte dem Parlament wegen seiner Lauigkeit und Gefügigkeit in den Willen Wellingtons bittre Vorwürfe, die aber zu nichts fruchteten.

Wellington, der durch die Emancipation sich sehr po-

pulär machte und eine Zeit lang die Whigpartei für sich gewann, herrschte seitdem fast unumschränkt, so daß der König in der That nicht unrecht gehabt hätte, wenn er wirklich, wie es hieß, gesagt haben sollte: „Wellington ist König von England, O'Connel König von Irland und ich bin der Dechant von Windsor." Georg IV ließ seinem Minister vollkommen freie Hand und beschäftigte sich in seinem prachtvollen Lustschloß Windsor, wo ihn fortwährend Kränklichkeit fesselte, mit seinen Privatvergnügungen, vorzüglich aber mit seiner Liebhaberei an Pferderennen. Unter den Brüdern des Königs waren gerade die thätigsten, der Herzog von Clarence wegen seiner Theilnahme für die Griechen, der Herzog von Cumberland wegen seines Eifers gegen die Emancipation, durch Wellington von aller Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Der erstere, nächste Thronfolger des kinderlosen Königs, war selbst schon alt, kränklich und kinderlos. Hoffnungsvoll blühte dagegen die schöne Prinzessin Victorie von Kent heran, die Tochter des dritten Bruders König Georgs IV, also zweite Thronfolgerin von England, die am 24 Mai ihren zehnjährigen Geburtstag feierte, und dabei die Glückwünsche der Königin Maria von Portugal empfing, die mit ihr in dem gleichen jugendlichen Alter stand. Die Zeitungen haben uns von der Prinzessin Victorie gemeldet: Sie genießt einer trefflichen Gesundheit, ist aber für ihr Alter sehr klein. Sie besucht ihre Lehrstunden sehr fleißig und zeigt große Leichtigkeit im Auffassen. Sie liebt die Musik ungemein, und hat darin schon große Fortschritte gemacht. Ihre Mutter erzieht sie in strenger Frömmigkeit.

Die Hauptvorwürfe, welche die schwache Opposition dem Herzog von Wellington machte, betrafen die auswärtige Politik, daher auch, nächst Wellington selbst, Lord Aberdeen, Min.-

VICTORIA

Queen von Großbritannien

ſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſich den meiſten Haß zuzog. Die Summe dieſer Vorwürfe ward in folgender Phraſe der Oppoſition niedergelegt: „Geht in den Norden und hört die Ausdrücke der Bitterkeit und Verachtung, mit denen England von der ruſſiſchen Regierung um unſerer Wankelmüthigkeit, von dem ruſſiſchen Volke um unſerer Illiberalität willen angegriffen wird. Geht nach Deutſchland, und ihr werdet vergeblich das Lob ſuchen, das der Name Englands hervorzurufen pflegte, als Canning deſſen Schickſale lenkte. Die Türkei beklagt ſich, wir hätten ſie betrogen. Griechenland betrachtet uns als ſeinen Feind. Durchſchifft den Canal, und ihr werdet in Frankreich die Gefühle alter Eiferſucht, die Cannings Politik beinahe ganz erlöſcht hatte, mit faſt unglaublicher Heftigkeit wieder aufgelebt ſehen. Segelt nach Portugal, und ihr werdet ſehen, daß wir dort von allen Parteien gehaßt ſind und daß keine uns traut, während die Tauſende, die in Folge der Aenderung unſerer Politik aus ihrer Heimath verbannt wurden, Verwünſchungen ausſtoßen über die brittiſche Treuloſigkeit, und eine Warnung für alle ſind, nicht auf brittiſchen Schutz zu zählen.“

In der That war England in der öffentlichen Meinung Europa's tief geſunken, ohne dafür ſeinen Egoismus hinlänglich befriedigt zu haben. Im Orient ſchlug Alles zum Vortheil der Ruſſen aus, und wenn ſich der Herzog von Wellington dagegen durch die Aufrechthaltung des Don Miguel und durch die Einſetzung des Miniſteriums Polignac in Frankreich ein Gewicht auf der Wagſchaale geben wollte, ſo war dieß wenigſtens ein ſehr zweideutiger und prekärer Gewinn im Vergleich mit den ſoliden Reſultaten der ruſſiſchen Feldzüge. Aber die Ehre? nun die Meinung Europa's iſt darüber entſchieden, daß der Bundesgenoß des Sultans, des Don Miguel und der Congregation in Frank-

reich den ehrenvollen Beruf verkannt, der England zur natürlichen Beschützerin der Volksfreiheiten macht. Indeß ist in England immer schon der gute Wille, dem eigenen Vortheile nichts zu vergeben, hinreichend, um auch die ungerechteste Politik gegen das Ausland zu entschuldigen, selbst wenn der Erfolg dem guten Willen nicht entspricht, und da man nicht in Abrede stellen konnte, daß Wellington diesen guten Willen habe, so blieb seine Politik immerhin ächt englisch und populär, ja die Opposition zu Gunsten der Humanität würde gänzlich haben schweigen müssen, wenn Wellington mit seiner Politik größere Erfolge errungen hätte.

In Bezug auf die innern Angelegenheiten Englands befestigte sich das Ansehen Wellingtons vorzüglich durch die Emancipation der Katholiken. Diese in jeder Hinsicht sowohl humane als kluge Maßregel machte vieles Andere wieder gut. Allein es blieben auch hier noch manche wichtige Punkte übrig, worüber die Opposition gerechte Klage führte. Die Emancipation half, wie oben schon gezeigt worden, der drückenden Armuth der Irländer nicht ab, und in England selbst nahm das Elend des Volkes reißend überhand, ohne daß die Regierung kräftige Maßregeln dagegen ergriffen hätte. Während es Wellingtons Stolz nicht ertragen konnte, daß die englische Presse den Tadel offen aussprach, und während er kleinliche Angriffe gegen diese alte geheiligte Preßfreiheit machte, mußte er sich von denselben Journalen, die er anklagen und bestrafen ließ, Folgendes sagen lassen: „Der Herzog von Wellington, der Held von Waterloo, das militärische Idol aller Höfe Europa's, der Favoritminister Georgs IV läßt sich herunter, das Old-Bailey-Gericht zu besuchen — wo die Diebe versammelt sind und die Missethäter, wo die Landstreicher und Winkeladvocaten ihre Ju-

biläen

bilden feiern — um mit zwei Anklagebills gegen ein paar unbedeutende Individuen aufzutreten, die weder sein Silber gestohlen, noch seinen Wein getrunken, noch seine Garderobe berührt, sondern bloß über seine Politik das Urtheil gesprochen und seine elenden, inconstitutionellen Maßregeln verspottet haben. Dieß Benehmen ist so unwürdig, so unedel, so kleinlich, so verächtlich, daß wir von allen Ministern, welche die letzten Tage unseres verehrten Monarchen besudelten, den Herzog von Wellington zuletzt als unsern persönlichen Ankläger erwartet hätten. Wir klagten seine Apostasie an, setzten seine politischen Irrthümer auseinander, lachten über seine Unwissenheit, bedauerten sein eigenwilliges, gebieterisches Wesen, dachten aber nie so niedrig von ihm, um zu glauben, daß er als ein Anklagekrämer gegen das Morning Journal nach Old-Bailey kommen werde. Aber unglücklicherweise für ihn hat er diese Thorheit begangen. Statt dem Kaiser von Rußland Bedingungen vorzuschreiben, verfolgt er ein Londoner Zeitungsblatt; statt die Noth des Landes zu erleichtern, denkt er darauf, an Einem Manne seine Rache auszulassen" (Morning Journal).

Man weiß, daß die Ungleichheit des Vermögens nirgends größer ist, als in England. Man darf nur bedenken, daß die reichen Engländer als Staatsgläubiger jährlich 29 Millionen Pfund Sterling bloß an Zinsen ziehen, welche größtentheils die ärmere Bevölkerung in Steuern und Zöllen bezahlen muß. (Nur $^1/_{64}$ der Staatsschuld wird an auswärtige Staatsgläubiger verzinst.) Während dort ein Theil des alten Adels und viele Kaufleute und Fabrikherren ein Vermögen besitzen, das Millionen nur in Zinsen trägt und manches kleine Königreich aufwiegen könnte, darbt der größte Theil des gemeinen Volks, die Pächter auf dem Lande und die Fabrikarbeiter

in den Städten, im bitterſten Elend. Bekanntlich ſind in England alle Lebensmittel bei Weitem theurer als auf dem Continent, und doch wetteifern die reichen Landbeſitzer, das Pachtgeld zu erhöhen, und die reichen Fabrikherren, den Arbeitslohn zu erniedrigen. Die Pächter, die nicht ſo viel zahlen können, müſſen die Pacht verlaſſen und Bettler werden. Die Fabrikarbeiter müſſen mit einem unglaublich geringen Lohn vorlieb nehmen und Hungers ſterben. Die Weber in Nottinghamſhire und Leiceſterſhire erhalten, wie der Demagoge Cobbet, ihr unermüdeter Vertheidiger, ſagt, wöchentlich nur 6 Pences (18 Kreuzer). Auch zeigen ihr mageres Ausſehen, ihre entfleiſchten Körper, ihre hohle Stimme von den ſtrengen Faſten, die ſie, obgleich wider Willen, beobachten. Erdäpfel gehören für ſie ſchon zu den Luxusartikeln. Mehrere leben allein von geſalzenem Kraute. Andere nähren ſich von geſottener Kleie. Der Leſer weiß, daß die letztere ein Mittel iſt, welches in Pferdekrankheiten häufig gebraucht wird.

Manche Fabricanten und Manufacturiſten zahlen ihre Arbeiter nicht mehr in Gelde, ſondern liefern ihnen die zum Lebensunterhalte nöthigen Bedürfniſſe, ſo ſelten ſind jetzt Baarſchaften geworden. Ja noch mehr: „ſie ſchließen Uebereinkünfte mit den Barbieren ihrer Arbeitsleute ab, um dieſelben zu einem gewiſſen Preis monatlich oder nach dem Duzend raſiren zu laſſen. Die Arbeiter würden ſich gern gegenſeitig raſiren, wenn man ihnen dazu einen kleinen Beitrag bewilligte, aber man will ihnen durchaus kein Geld geben. Es herrſcht ein ſtrenges Tauſchſyſtem im eigentlichen Sinne des Wortes. Aber das iſt noch nicht Alles. Mehrere Barbiere von Birmingham, einſehend, daß dieſe Raſirerei im Großen ihrem Geſchäft ſchade, haben bekannt machen laſſen, daß ſie bereit wären, Jeden gegen Abgabe eines

geräucherten Härings (letztere sind in dieser Gegend sehr wohlfeil) zu barbiren.“ Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die Geduld zuweilen reißt, das menschliche Gemüth gegen das Unerträgliche sich empört. Die immer mehr verbesserten Maschinen, durch welche so viele Hände entbehrlich und so viele Arbeiter brodlos werden, sind der vorzüglichste Gegenstand des Hasses bei diesen Arbeitern. Auch die, welche noch Arbeit finden, müssen sich gefallen lassen, daß ihnen bei jeder Gelegenheit der Sold geschmälert wird, weil der Fabricant bei einer so großen Concurrenz von Händen das Minimum vorschreiben kann, um das sie ihm arbeiten müssen. Dieß Mißverhältniß hat schon oft partielle Empörungen der Arbeiter erzeugt, die, von der Verzweiflung des Hungers getrieben, die neuen Maschinen zerstörten und mit gewaffneter Hand die Fabrikherren zu einer Erhöhung des Arbeitslohnes zu zwingen versuchten. Auch im Frühjahr 1829 brachen wieder solche Unruhen aus, am 27—29 April zu Hundsfield, 28—30 April zu Rochdale, 4—5 Mai zu Manchester, 5—7 Mai zu London in den Stadtvierteln Bethnal-Green und Spitalfield, 8 Mai zu Stockport. Ueberall wurden Fabriken zerstört, bis es dem Militär, obwohl nicht ohne Blutvergießen, gelang, die Meuterer auseinander zu treiben. Nachher blieb es ruhig, weil die Ehrfurcht vor dem Gesetz in England zu stark ist, als daß dergleichen locale Unordnungen üble Folgen haben könnten; allein es geschah auch nichts, um einem künftigen noch größeren Unglück dieser Art vorzubeugen. Das Elend nimmt mit der Bevölkerung zu. Am Ende muß dieser Krebsschaden Englands geheilt werden, oder er wird die ganze Organisation des Landes zerrütten. Im Parlament kam die Sache zur Sprache, doch nur, um wieder, wie schon öfters, vertagt zu werden. Die Armen suchten sich auf

ihre Weise selbst zu helfen, indem sie immer mehr das System der Verbindungen ausbildeten. Diese großen Gesellschaften, zunächst nur zur wechselseitigen Abhülfe des äußersten Elends gestiftet, dürften leicht einen politischen Charakter annehmen, wenn die Regierung und das Parlament nicht endlich diese Selbsthülfe durch weise Maßregeln überflüssig machen. Ein Londoner Correspondent in der Allg. Zeitung sagt darüber: „Unter den Fabrikarbeitern scheint die Idee der Zusammenwirkung sich immer mehr begründen zu wollen; fast allenthalben in den größeren Städten bilden sich Vereine zur gegenseitigen Unterstützung. Die meisten fangen damit an, daß sie die zum Hausbedarf nöthigen Dinge im Großen kaufen, sie nach dem Bedürfniß jedes Einzelnen unter sich vertheilen, und so die Vortheile des Kleinhändlers in allen Fächern selbst genießen. Andere haben Land gepachtet, welches sie gemeinschaftlich bearbeiten, und wenn sie ihre Producte zu Markte bringen, finden sie nicht nur den Betrag ihres Taglohns, sondern auch alle die Vortheile, welche sonst der Capitalist, für den sie zu arbeiten pflegten, aus ihrem Schweiße zog. Ein Aehnliches soll an manchen Orten mit Webern, Messerschmieden u. s. w. statt finden. Diese Mittel müssen nothwendig zur Erhebung der Masse, und (wenn sie allgemein werden sollten) zu einer gänzlichen Umgestaltung des gesellschaftlichen Verbandes führen. Doch ist dieses noch in weiter Ferne, indem es noch lange dauern wird, ehe das gemeine Volk aus seiner Unwissenheit, Trägheit und Trunkenheit hervor, seinen wahren Vortheil erkennen wird."

Mit der Abhülfe der Volksarmuth steht die Parlamentsreform im genauen Zusammenhang. Auch diese ist längst dringend verlangt worden, aber noch immer nicht zu Stande gekommen. Sie wurde auch in der Parlamentssitzung des Jah-

res 1829 berathen, aber wieder vertagt. Bekanntlich handelt es sich darum, den s. g. Boroughs, den elenden, oft kaum bewohnten Flecken, die von den Zeiten Wilhelms des Eroberers her das Recht besitzen, ein Parlamentsglied zu wählen, dieses Recht zu entreißen und es auf die großen und volkreichen Städte überzutragen, welche, weil sie erst in den letzten Jahrhunderten entstanden sind, noch nicht im Parlament repräsentirt werden. Längst verlangt dieß eine weise Politik, weil das Wahlrecht der Boroughs zu den schändlichsten Bestechungen Anlaß gibt, und Leute ins Parlament bringt, die weit weniger geeignet sind, das Interesse des Volkes zu schützen, als es die Deputirten der großen Handelsstädte seyn würden. Man versuchte in diesem Jahr der Stadt Birmingham das Wahlrecht eines jener alten Flecken zuzuwenden, aber der Versuch scheiterte an der Macht der übeln Gewohnheit und an den Intriguen derer, denen das Bestechungssystem eben recht ist. Indeß feuerten doch die Verhandlungen über diesen Gegenstand im Parlament die alten Demagogen Hunt und Cobbet an, aufs Neue die seit mehreren Jahren unterbrochenen großen Volksversammlungen zu halten, in denen die Parlamentsreform von den Radicalreformers besprochen und als vox populi geltend gemacht wurde.

Indeß geschah im Jahr 1829 manches Löbliche in England. Es wurde eine neue Universität in Bristol gestiftet außer der, welche schon im Herbst 1828 zu London gestiftet worden war. Beide haben den Zweck, der englischen Jugend einen zeitgemäßern Unterricht zu ertheilen, als es bisher bei dem alten lateinischen und orthodoxen Schlendrian der einzigen Landesuniversität zu Oxford der Fall war. Ferner wurde endlich die seit Jahrhunderten vernachlässigte Polizei zu London neu und besser organisirt. Am Tunnel, dem berühmten Gang unter der

Themse, wurde fleißig fortgearbeitet, und überhaupt stand das Bau- und Maschinenwesen im höchsten Flor.

Was die Colonien anbelangt, so geschah auch hiefür manches Gute. Die englischen Schiffe bewachten die Meere und fuhren fort, überall den Sclavenhandel zu zerstören. Am 1 Februar nahmen sie an der Küste von Africa ein spanisches Schiff mit 4—500 Sclaven nach einem sehr hartnäckigen Kampf. Am 13 März wurden auf der Insel Trinidad die farbigen Freien den Weißen bürgerlich gleichgestellt. Dasselbe geschah am 6 April auf der Insel Sainte-Lucie. Neu-Süd-Wales erhielt eine repräsentative Verfassung. Eine neue Colonie am Schwanenfluß auf der Westseite von Neuholland fing an in Flor zu kommen, wurde aber durch Ueberschwemmungen sehr gefährdet. Am Cap starb im Februar Chakka, der berühmte König der Kaffern. Später machten die Buschmänner einen kurzen räuberischen Einfall. — Mit Nordamerica walteten noch Gränzstreitigkeiten wegen Canada ob, worüber freundschaftlich unterhandelt wurde. Dagegen legte England auf den Bermudischen Inseln, als einem Centralpunkt für die westindische Schifffahrt große Befestigungen an. In Canada selbst war man aber nicht ganz mit der englischen Verwaltung zufrieden und beschwerte sich über Beamtenwillkür.

Ostindien bot eine wichtige Frage dar. Das Privilegium der ostindischen Compagnie wird 1854 verfallen; es frägt sich nun, soll es erneuert werden, oder soll die englische Regierung selbst die Verwaltung der Colonie übernehmen? Whitmore brachte, von zahlreichen Bittschriften unterstützt, den Antrag ans Parlament, der Compagnie die Privilegien nicht zu erneuern. Dieser Antrag hängt mit dem Interesse Englands

aufs innigste zusammen. Das Handelsmonopol, welches die Compagnie bisher besaß, schloß alle englischen Schiffe vom indischen und chinesischen Handel aus, während es doch nicht verhindern konnte, daß andere Nationen sich die Vortheile dieses Handels aneigneten. Ferner durfte, denselben Privilegien zufolge, kein Engländer Landeigenthum in Ostindien besitzen. Diese Vorrechte einer Gesellschaft, die Anfangs nützlich und nothwendig gewesen seyn mögen, hörten auf dieß zu seyn, als die Colonie unermeßlich zunahm. Schon längst hätte die Concurrenz allen Engländern freigegeben werden müssen, und es wird ohne Zweifel geschehen, sobald der Termin jener Vorrechte abgelaufen ist. Dießmal wurde die Entscheidung des Parlaments noch verschoben. Doch wurde es in Ostindien den Engländern erlaubt, Ländereien auf 60 Jahre zu pachten, welches sich dem Erbbesitz schon bedeutend näherte. Es verdient bemerkt zu werden, daß es dem Lord Bentink, Generalgouverneur von Ostindien, 1829 gelang, endlich die Verbrennung der indischen Weiber am Grabe ihrer Gatten abzuschaffen.

Auch hörte man von einigen Unruhen, die in diesem Jahr in Ostindien vorfielen. Die Compagnie wagte es, den Sold ihrer Officiere herabzusetzen, welche keineswegs geneigt waren, sich dieß gefallen zu lassen, sondern im Anfang des Jahres eine drohende Adresse eingaben. Da die Macht in ihren Händen war, so beeilte man sich, sie zufrieden zu stellen, und die Besorgnisse, die man Anfangs von einem Aufstande der Truppen hegte, verschwanden wieder. — Dagegen gab es im Mai einige kriegerische Vorfälle an der Gränze, die durch die feindseligen Bewegungen des Radscha Tirut Singh und der hierauf erfolgten Ermordung zweier britti-

scher Offiziere veranlaßt worden waren. Die Engländer griffen Tirut Singh an, und er mußte flüchten. Im November fiel eine kleine Empörung in den von den Birmanen eroberten Provinzen vor, die aber durch die Hinrichtung von 13 Verschwornen beigelegt wurde. — Ferner meldeten die Zeitungen, daß der König von Queda aus dem Lande vertrieben, und der König von Laos in Hinterindien von den Siamesen gefangen und sammt seiner Familie in einem großen eisernen Käfig dem Volke vierzehn Tage lang zur Schau ausgestellt worden sey. Neben dem Käfig lagen die Marterinstrumente, mit welchen sie nachher hingerichtet wurden, mit Ausnahme des Königs, der schon vorher vor Gram starb.

Wir schließen hier die wenigen Nachrichten über

China

an, die uns seit 1829 zugekommen sind. Im Laufe des Winters, der diesem Jahr vorher ging, hatte der Kaiser eine große tartarische Empörung glücklich gedämpft. Am 25 Januar wurde zu Peking Changkiuhr, das Haupt des Aufstandes, vom Kaiser persönlich verhört und darauf sogleich hingerichtet. Er betrug sich sehr freimüthig und behauptete, er sey nicht als Empörer zu betrachten, da die acht mahomedanischen Städte, deren er sich bemächtigt, im rechtmäßigen Besitz seiner Vorfahren gewesen. Der Kaiser erließ hierauf eine Proclamation: „Den fünf großen Bergen und vier großen Strömen China's sollen durch besonders dazu vom Kaiser ernannte Personen Opfer dargebracht werden; ein Gleiches soll allen Tempeln und Grabmalen der Kaiser aller vergangenen Geschlechter geschehen, so wie dem Grabe von Confucius an seinem Geburtsorte in der

Provinz Schantung; die Gouverneure der Provinzen sollen Tempel und Gräber alter Kaiser und Könige aufsuchen und ausbessern lassen; die Verwandten verstorbener Civil- und Militärbeamten sollen Ehrentitel erhalten; den Generalen und Subalternen, die für ihr Vaterland gefochten haben, sollen alle Vergehen, deren sie sich etwa schuldig gemacht haben, verziehen werden; den Studenten der Nationalhochschule werden vierwöchentliche Ferien bewilligt. — Es folgen sodann Gnadenbezeugungen für das Militär und die Polizei, Begnadigungen für alle, die sich gegen die Gesetze vergangen, mit Ausnahme von Capitalverbrechen; Befehle zu Wegeverbesserungen; zur Ausstattung von Hospitälern und zur sorgfältigen Unterstützung von Wittwen, vaterlosen Kindern und kinderlosen Greisen. Am Schlusse heißt es: Der große Potentat, der vom Himmel und der schaffenden Natur die Regierung der Welt empfing, befiehlt, Alles dieses dergestalt bekannt zu machen, daß Alles, was unter der Decke des Himmels lebt, solches hören könne."

Der Kaiser hat auch eine Ode auf die Einnahme und Zerstörung der Aufrührer-Stadt Changkiuhr verfaßt. Uebrigens scheint sich der Geist der Neuerungen, der den Sultan in Constantinopel ergriffen, selbst bis nach Peking verbreitet zu haben, denn der Kaiser von China hat in diesem Jahre der alten Etikette zum Trotz mit äußerster Liberalität seinem jüngern Bruder erlaubt, im Bezirk des innern Palastes spazieren zu gehen, und seinem 84jährigen Oheim, vor ihm zu erscheinen, ohne niederzuknien. Diese Liberalität erstreckte sich indeß nicht bis auf die englischen Kaufleute, die um Abschaffung der drückenden Auflagen gebeten hatten, und denen der Kaiser antworten ließ: „Betrachtet das himmlische Reich, seine rei-

chen Ernten, seine Berge voll Fülle. Sein Schatz ist voll zum Ueberströmen! Was kann ihm an den erbärmlichen Waaren von euch barbarischen Nationen allen liegen! Wenn ihr dermalen, wo die Abgaben an den Hof gesandt werden, die alte Regulirung ändern wollet, so werde ich es als ein Zwangsmittel ansehen. Die Folge wird seyn, daß ihr euch selbst des Lebens berauben werdet, das euch vom himmlischen Reich gegeben wurde, und wieder entzogen werden wird; fortan wird euer Benehmen einen solchen Grad von Beleidigung abgeben, der eure Vertreibung herbeiführen wird."

Dagegen ließ der Kaiser strenge Gerechtigkeit gegen die Mörder einer französischen Schiffsmannschaft üben. Sie wurden am 30 Januar 1829 hingerichtet. — Aus Canton meldete man daß daselbst die Blattern und eine Ueberschwemmung viele Menschen weggerafft haben. Auch soll daselbst die Lust zum Selbstmorde gleich einer Epidemie herrschen, und es sollen zuweilen 10 — 20 Frauenzimmer an einander gebunden sich freiwillig ins Wasser stürzen.

Ueber die Statistik des seinem Gebiet wie seiner Bevölkerung und seinen Hülfsmitteln nach unermeßlich reichen und mächtigen China findet man in der Allg. Zeitung von 1830 Nr. 211 ff. einen sehr interessanten Aufsatz, auf den wir verweisen, da uns der enge Raum nicht erlaubt, ihn hier mitzutheilen.

III.

Frankreich.

1.

Die Lage Frankreichs vor Eröffnung der Kammern des Jahres 1829.

Seit dem Sturze Napoleons und der Wiedereinsetzung der Bourbons hatte sich Frankreichs unermeßliche Kraft und Thätigkeit von den äußern Angelegenheiten mehr auf die innern geworfen. Es hatte die erste Rolle auf dem großen europäischen Schauplatz an Rußland und England abgetreten, und obgleich es seine Truppen früher nach Spanien, später nach Griechenland zur Pacification dieser Länder absandte, so wurde ihm diese thätige Rolle doch mehr durch eine allgemeine Combination der großen Cabinette zugetheilt, als daß es sich dieselbe völlig selbstständig gewählt hätte.

Während Frankreich nun die Früchte seiner Revolution, die Charte, die beiden Kammern, die Geschwornengerichte, die Preßfreiheit, eine besser geordnete Administration, ein besser vertheiltes Grundeigenthum, eine erhöhte Industrie und eine in jeder Hinsicht verständigere und gereiftere Bildung im ungestörten Frieden genoß, war seine Kraft doch in seinem

Innern selbst gefesselt durch die beiden großen einander bewachenden Parteien, in die es seit der Restauration zerfiel. Seit dieser Zeit war Frankreich weniger mit dem Gleichgewicht Europa's als mit seinem eignen Gleichgewicht beschäftigt. Jede seiner großen Parteien, hier die Ultras, dort die Liberalen, strebten das Uebergewicht zu erhalten, während die Gemäßigten von beiden Parteien das Gleichgewicht suchten. In diesen wechselseitigen Bestrebungen bestand der ganze Inhalt der innern Geschichte Frankreichs seit vierzehn Jahren.

Unter dem kraftvollen Ministerium Villele erhielt die Ultrapartei entschieden das Uebergewicht. Sie gewann dem Hofe den Sieg über die Pairskammer, indem sie dieselbe mit ihren Creaturen in Masse bevölkerte, und über die Deputirtenkammer, indem sie durch eine Veränderung des Wahlgesetzes die Wahl aus den Händen der zahlreichen wohlhabenden Mittelclasse in die Hände der wenigen Reichen spielte. Sie gewann der alten Aristokratie eine Milliarde als Entschädigungssumme für ihre Verluste in der Revolution, und der alten Kirche den Einfluß aufs Volk durch Begünstigung der Jesuitenschulen und Missionare. Allein es war nicht mehr möglich, ein Frankreich herzustellen, wie es vor 1789 gewesen. Das Ministerium Villele mußte fallen, sobald es zu weit ging, oder vielmehr, sobald es seinen Zweck erreicht hatte. Denn es konnte nur sein Zweck seyn, die royalistische Partei zu befestigen, zu erhalten, ihr so viel Kraft zu geben, daß sie der liberalen Partei das Gegengewicht zu halten im Stande war, keineswegs aber ihr Uebergewicht bis zur Vernichtung der liberalen Partei zu treiben. Dieses Ministerium scheint nur insofern zu viel verlangt zu haben, um so viel zu erhalten, als möglich war. Es hat höher auf-

geschlagen, damit ihm nicht zu viel abgeschlagen würde. Nachdem aber die ersten der durch die Charte constituirten Gewalten, der König, durch die Energie des Ministeriums Villele eine mehr als bisher Achtung gebietende Stellung erlangt hatte, durfte und mußte die Anspannung wieder nachlassen. Nachdem man der Sache versichert war, durfte und mußte man die Personen beseitigen, auf die man zugleich den Parteihaß geschickt ableiten konnte. Man hatte die neuen Pairs, das veränderte Wahlgesetz, die Milliarde, die Aufhebung der Nationalgarde; man brauchte nicht mehr reelle Vortheile, und opferte dagegen unbedenklich Villele, die Jesuiten und die Censur auf, um durch diese Concessionen die Gemüther zu versöhnen. Es liegt in diesem Gange sehr viel voraussichtliche Klugheit, und wehe der Regierung, daß sie auf diesem Wege nicht fortgegangen ist.

Villele gab dem Königthum eine reelle Kraft, wie sie die ihrer Natur nach immer bloß ideale Legitimität allein den Bourbons nicht geben konnte; aber Villele gab dem Königthum mit der Kraft nicht zugleich das Vertrauen des Volks, die Liebe. Um sich auch dieser zu versichern, ihr wenigstens entgegenzukommen, wurde das Ministerinm Villele, das nach den einmal errungenen Vortheilen nicht weiter nöthig war, durch ein dem Volk mehr schmeichelndes, aus dem gemäßigten Centrum gewähltes vergleichungsweise liberales Ministerium ersetzt, wurden die Jesuiten, die man eben so geschickt als Sündenböcke, wie als Schreckbilder zu brauchen wußte, mit Eclat aus dem Lande gejagt, wurde der Preßfreiheit mit brittischer Großmuth der Zügel frei gelassen. Diese Concessionen befriedigten die Menge, und selbst die Unterrichtetsten hofften, die liberale Richtung des Miniſte-

riums werde weiter verfolgt werden, sobald sie einmal eingeschlagen sey, da in Frankreich Schwung und Gegenschwung in der Regel die gleiche Höhe erreichen.

So begann das Jahr 1829 für Frankreich sehr hoffnungsvoll. Die Parteien hatten sich freundlich genähert, nur die Jesuitenfreunde und unbedingten Anhänger der Autokratie grollten und bedienten sich der Preßfreiheit, um in den Blättern der Gazette de France und der Quotidienne ihrem Aerger über die Freude der Liberalen Luft zu machen und zugleich das Concessionssystem der Regierung bitter zu tadeln. Die Nation im Ganzen bezeugte dagegen der Regierung ihr Zutrauen, und als das ministerielle Blatt, der Moniteur, am 15 Januar berichtete, daß das Einkommen des Jahres 1828 das des Jahres 1827 um 28,865,000 Fr. übertroffen habe, so galt dieß allgemein als Beweis, daß auch die materiellen, die dem Volk wie der Regierung wichtigsten Interessen bei dem neuen liberalen System gewonnen hätten, und hierin lag zugleich die Bürgschaft für die Fortdauer dieses Systems. Auch die unter General Maison nach Griechenland geschickte französische Expedition schmeichelte dem Rechts- und Ehrgefühle der Nation, die sich längst für die Griechen entschieden hatte und in jener Expedition zugleich eine Handlung des Ansehens und der Kraft sah, die Frankreich in Europa Gewicht und Ehre gab. Obgleich zu Anfang des Jahres bereits ein Theil der Expedition aus Morea zurückkehrte, so konnte dieser Umstand doch den guten Eindruck der Pacification Morea's nicht auslöschen, da die Expedition ihren Zweck ja erreicht hatte, und eine hinlängliche Anzahl Truppen zurückbleiben sollte, um die den Griechen erkämpfte Freiheit ferner zu beschützen.

Allein in den ersten Tagen des Januar ereignete sich ein

Umstand, der dem alten Mißtrauen wieder Nahrung gab. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Laferronnays, wurde von einem Schlaganfall getroffen und mußte von den Geschäften abstehen. Dieß war ein Verlust für alle Parteien. Herr von Laferronnays machte bei seinem edlen Charakter und durch seine geprüfte Treue auf alle Meinungen tiefen Eindruck. Die liberale linke Seite der Kammer liebte ihn, und seine Geburt, seine Auswanderung während der Revolution gaben ihm Ansehen bei Hofe und bei der royalistischen Partei der rechten Seite. Mehr als irgend ein Andrer war er geeignet, das System der Mäßigung und Versöhnung aufrecht zu erhalten und in seiner Person den Frieden Frankreichs zu repräsentiren. Man fing an, zu fürchten, seine Stelle möchte durch einen Minister besetzt werden, der Villele's System erneuern könnte, und diese Furcht wurde noch lebhafter, als der Fürst von Polignac, damals französischer Gesandter in England, am 20 Januar London verließ und einen Monat lang in Paris zubrachte. Deutlich bezeichnete man ihn als den Nachfolger Laferronnays und fing in demselben Maß, in dem man seine Einsetzung nahe glaubte, auch an, ihn zum Gegenstande des Nationalhasses zu machen. Man sah in ihm den erklärten Freund der Jesuiten, den Feind der Charte und der Nation, den Verräther der Nationalinteressen an England, den Schüler und das Werkzeug Wellingtons, und er schien um so gefährlicher, als ihm eine lange persönliche, durchs Unglück bewährte Freundschaft mit Carl X ein Ansehen und eine Macht verleihen mußte, wie sie nicht leicht ein andrer Minister neben dem König gewinnen würde. — Allein die Besorgnisse waren voreilig. Polignac wurde nicht zum Minister gewählt, vielmehr schien das wichtigste Geschäft, das er in Paris verrichtete,

nur die laute und öffentliche Versicherung seiner constitutionellen Grundsätze, seiner Anhänglichkeit an die Charte zu seyn. In einem Ministerrath am 25 Januar entschloß sich der König, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einstweilen unbesetzt zu lassen und nur provisorisch den Minister der Justiz, Graf Portalis, damit zu beauftragen, dagegen das Justizministerium eben so provisorisch dem General-Domainendirector Bourdeau zu geben. Man billigte die Wahl dieser achtungswerthen Männer, allein man tadelte ziemlich bitter das provisorische Verfahren. Der französische Stolz ertrug es nicht, während die wichtigsten Angelegenheiten von den großen europäischen Cabinetten zu verhandeln waren, mit einer bloß provisorischen Diplomatie aufzutreten. Später trug der König das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten dem Herzog von Laval-Montmorency an, der damals Gesandter in Wien war, und es ausschlug. Darauf wurden am 14 Mai Portalis und Bourdeau definitiv in ihrem Amt bestätigt, allein das Ministerium hatte damals schon seiner Schwäche wegen den Credit verloren.

2.

Die französischen Kammern im Jahre 1829 vom 27 Januar bis zum 31 Julius.

Am 27 Januar eröffnete der König im Louvre die dießjährige Sitzung der Kammern, und hielt in eigener Person die Thronrede. Diese Rede war in Bezug auf die äußere Politik Frankreichs überaus friedfertig, in Bezug auf die innere Poli-

tik

tik überaus wohlwollend, und brachte einen so guten Eindruck hervor, daß sie in den liberalen Blättern allgemein gelobt und nur in den Ultrablättern getadelt wurde. Ueberdieß wählte der König Herrn Royer Collard, ein berühmtes Haupt der gemäßigten Liberalen, zum Präsidenten der Deputirten-Kammer.

Wenn man heute sieht, was binnen anderthalb Jahren aus Frankreich geworden ist, kann man auf jene Tage der Eintracht und wechselseitigen Anspruchslosigkeit nicht zurückblicken, ohne im Namen Carls X tief zu erröthen. Die Geschichte wird nie vergessen dürfen, daß beim Antritt der Kammern von 1829 die große liberale Partei mit wahrer uneigennütziger Hingebung, liebenswürdiger Bescheidenheit und einer beinah naiven Versöhnlichkeit einem König entgegen gekommen ist, der in demselben Augenblick nur Mäßigung heuchelte, um die Kammern und das Volk desto sichrer in das Netz zu locken, das die geheime Propaganda bereits ausgestellt hatte.

Gleich in der ersten Sitzung beider Kammern hatten beide Parteien Gelegenheit, ihre Neigung zum Frieden auszusprechen und sich wechselseitig Concessionen zu machen. Am 5 Februar hielt Fürst Polignac, der zum Besuch aus London gekommen war, in der Pairskammer eine Rede, worin er sein constitutionelles Glaubensbekenntniß ablegte und der Nation jeden Verdacht auszureden suchte. Er sagte unter Anderm: „Die Verläumdung muß erröthen, mir Gesinnungen zugeschrieben zu haben, die so ganz nicht mit den meinigen in Einklang stehen. Meine Stimme, edle Pairs, widerspricht denselben; mein Leben wird ihnen immer widersprechen. Für mich, meine Herren, erscheint der feierliche Vertrag, auf dem unsere monarchischen Grundsätze beruhen, als ein himmlisches Zeichen, das Ruhe und Heiterkeit verkündet; ich erblicke darin einen

sichern Hafen gegen neue Stürme, ein neutrales Land, Erinnerungen, die nicht ohne Gefahr wären, eben so unzugänglich wie unnützem Bedauern; ich sehe darin den Thron mit mächtigen Garantien zur Ausübung seiner Vorrechte umgeben, weil sich zu dem Gefühle des öffentlichen Wohls, das eine Festhaltunng geheiligter Rechte gebietet, die Empfindung der Dankbarkeit gesellt, durch die neuen Wohlthaten aufgeregt, die über ein Volk gebreitet sind, das gewohnt ist, ihm so viel Glück und Ruhm zu verdanken. Ja, meine Herren, unsere Institutionen scheinen mir Alles zu vereinen, was einerseits Kraft und Würde des Throns, anderseits eine gebührende Nationalunabhängigkeit ansprechen können; ich habe daher, in Uebereinstimmung mit meinem Gewissen und meiner Ueberzeugung, die feierliche Verpflichtung auf mich genommen, zu ihrer Aufrechthaltung beizutragen."

Wie sich nun hier in der Pairskammer eines der bedeutendsten Organe der Ultrapartei entschieden mäßig und versöhnlich aussprach, so antwortete hierauf die liberale Partei in der Deputirtenkammer mit der gleichen Mäßigung und Versöhnlichkeit, indem der am 10 Februar von Salverte erneuerte Vorschlag einer Anklage des Ministeriums Villele nur von wenigen ihrer heftigsten Mitglieder unterstützt, und durch die schonende Gesinnung der andern verworfen wurde.

So hoffnungsvoll sich die Sitzung der Kammer von 1829 anfangs anließ, so entsprach sie doch diesen Hoffnungen im Verfolge durchaus nicht. Der Hauptfehler lag darin, daß sich das liberale Ministerum Martignac mit der liberalen Linken der Kammer nicht so fest vereinigte und keine so entschiedene Majorität erlangte, wie früher das Ultraministerium

Villele sich mit der royalistischen Rechten vereinigt und eine entschiedene Mehrheit errungen hatte. Daß diese Vereinigung des Ministeriums mit der Linken nicht zu Stande kam, hatte verschiedene Ursachen, die wir näher kennen lernen wollen. Zunächst fällt die Schuld auf das Ministerium. Es konnte allerdings in vielen Fällen der Linken nicht so weit entgegenkommen, als diese wünschte und forderte, weil es durch den königlichen Willen gebunden war, weil es eine geheime Partei am Hofe gab, die dem liberalen Ministerium die Wage hielt, dessen Schritte hemmte, und nur darauf bedacht war, es zu stürzen, um es durch ein neues royalistisches Ministerium unter Polignac zu ersetzen. Allein wenn das Ministerium Martignac insofern Entschuldigung verdient, so beging es auch auf der andern Seite Fehler, die es hätte vermeiden können. Seine Schwäche fühlend, war es unklug genug, dieselbe bedecken zu wollen, und der Kammer gegenüber eine Stärke zu affectiren, welche, ohne ihm zu nutzen, das gute Einverständniß trübte. Es zeigte sich hartnäckig in Kleinigkeiten, und suchte bei wichtigen Angelegenheiten mit glänzenden Reden, worin besonders Martignac sich auszeichnete, den Mangel der Energie zu beschönigen. Es scheute sich, der Linken nachzugeben, theils um sich beim König in Gunst zu erhalten, theils um zu beweisen, daß es von den überlegnen Talenten der Linken nicht unterjocht, daß es selbstständig sey. Darum nahm es ein System an, welches man das Schaukelsystem nannte, indem es sich bald zur Linken, bald zur Rechten neigte, und sich durch das Gleichgewicht der Kammer zu erhalten suchte, da es doch wohl hätte einsehen sollen, daß ein gemäßigtes Ministerium, das dem Villele'schen folgte, nothwendig nur durch das Uebergewicht der Linken bestehen konnte oder fallen mußte. — Die Linke beging nicht weniger Fehler. Die

äußerste und reine Linke träumte zu frühzeitig von ihrem Siege, verlangte von dem Ministerium zu viel auf einmal, war besonders in Kleinigkeiten hartnäckig gegen dasselbe, reizte dessen Ehrgeiz und ließ sich durch den eignen Ehrgeiz zu weit fortreißen, indem sie sich fürchtete, zu schwach zu erscheinen. Sie legte unklug den Accent auf die kleinen persönlichen Differenzen mit dem Ministerium und nicht auf die im Wesentlichen mit ihr übereinstimmende Gesinnung desselben. — Das linke Centrum benahm sich am ungeschicktesten und unschicklichsten, da es, eine gewisse Selbstständigkeit affectirend, seine Stimme nicht selten der Linken entzog und mit der Rechten stimmte, auch bei den Debatten eine große Lauigkeit zeigte, die Sitzung öfters versäumte ꝛc. — Das rechte Centrum, gebildet aus dem Verein, an dessen Spitze Agier stand, handelte am klügsten und würdigsten, indem es zwar gewöhnlich seinen Grundsätzen zufolge mit der Rechten stimmte, aber in allen Fällen, wo die Rechte hinterlistig es nur auf den Sturz des Ministeriums absah, mit der Linken gegen die Rechte, um ein so gemäßigtes und wohlwollendes Ministerium Frankreich zu erhalten. — Die Rechte handelte mit großer Ueberlegung und eben so viel Treulosigkeit. Sie wußte aufs geschickteste den Zwiespalt zwischen dem Ministerium und der Linken zu benutzen, um beide zu entkräften. Wollte sich das Ministerium auf das Centrum stützen, so machte die rechte Seite mit der linken gemeinschaftliche Sache, um ihm die Majorität der Stimmen zu entreißen. Wollte sich das Ministerium auf die Linke stützen, so entriß ihm die Rechte wieder die Mehrheit, indem sie sich mit dem Centrum vereinigte. Wollte es sich auf die Rechte selbst stützen, so wies sie es ab und stimmte mit der Linken und dem Centrum zugleich gegen es. Auf diese Weise machte sie es

dem Ministerium sowohl als der Linken unmöglich, eine sichre Mehrheit in der Kammer zu erhalten, und durch die treulose und spöttische Weise, mit der sie in ihren Abstimmungen wechselte, machte sie die Kammer noch überdieß lächerlich. Der für das Komische sehr empfängliche Geist der Franzosen unterstützte sie bei dieser Absicht. In den Protokollen liest man alle Augenblick: „man lacht, langes Gelächter, allgemeines Lachen, herzliche Fröhlichkeit in der ganzen Kammer."

Es scheint ein verabredeter Plan der Ultras gewesen zu seyn, theils dem König, theils dem Lande zu beweisen, daß ein liberales Ministerium nicht bestehen könne, und da sie sich der liberalen Linken selbst bedienten, das Ministerium zu schwächen, so kann man ihnen wenigstens große Klugheit nicht absprechen, obgleich ihr treuloses Verfahren mit dem Namen des politischen Pessissimus gebrandmarkt worden ist und zu werden verdient. Diese Partei hatte notorisch den Fürsten von Polignac als Minister in Petto.

So wurde durch die Ungeschicklichkeit der Liberalen und durch die Ränke der Ultras jede schöne Hoffnung vereitelt, die sich an die Ständeversammlung des Jahres 1829 unter einem beliebten und geachteten Ministerium geknüpft hatte. Indeß ist diese Sitzung eben durch die neue Tactik der Parteien und durch das Beispiel, durch die politische Lehre, die sie gab, sehr interessant. Sie ist es ferner durch die vielen glänzenden Reden, die während dieser Sitzung gehalten wurden, und worin sich eine ungemein cultivirte staatsökonomische Intelligenz aussprach. Es fand sich in der Kammer der Gemeinen diesesmal ein seltener Zusammenfluß von erfahrnen Staatsmännern, wodurch die Debatten über die Verwaltung und über die Finanzen Frankreichs höchst lehrreich und glänzend

wurden. Der Minister Martignac wetteiferte in der Tribunenberedsamkeit mit den berühmtesten Rednern der Kammer, und je schöner die Reden von beiden Seiten waren, desto mehr beklagte man, daß so wenig gethan würde.

Die Kammer verhandelte mehrere neue Gesetzentwürfe von bloß örtlichem Interesse, betreffend den Militärcodex, die Bestrafung der Duelle, das Tabaksmonopol, die Flußfischerei, die Posten ꝛc. Das Ministerium beging durch seine Hartnäckigkeit, das verhaßte Tabaksmonopol beizubehalten, den ersten Fehler gegen die linke Seite, die es nicht hätte reizen sollen. Der wichtigste Entwurf, welcher der Kammer vorgelegt wurde, betraf eine neue Municipal- und Departementaleinrichtung, auf welche die Erwartung im höchsten Grade gespannt war, da diese Institute mit Recht für nicht minder wichtig gehalten wurden als die Charte selbst. General Sebastiani sagte daher: „Ludwig XVIII gab dem ganzen Staat eine Charte, Carl X wird sie den Departementen und den Gemeinden geben." Bisher wurden die Beamten der Provinzen, so wie der einzelnen Städte und Dörfer von der Regierung ernannt, und das Volk hatte dabei keine Stimme. Nach dem neuen Gesetz sollten dem Präfecten Departementalconseils, und dem Maire Municipalconseils in demselben Sinne beigegeben werden, wie dem Ministerium die Kammern zur Seite stunden, und diese Conseils sollten wie die Kammern vom Volk gewählt seyn und dessen Interesse im einzelnen Departement und in der einzelnen Gemeinde eben so wahrnehmen, wie die Kammern im Großen das Interesse von ganz Frankreich. Diese Einrichtung ist eine Consequenz des Repräsentativsystems. Der Stufenleiter, die vom Maire zum Präfecten und zum Minister aufsteigt, muß eine andere entsprechen, die vom Gemeinderath

zum Departementalrath und zur Kammer aufsteigt. Diese Räthe müssen im Kleinen die Maires und Präfecten controliren, wie die Kammer im Großen die Minister controlirt. Noch ist dieser wichtige Grundsatz in unsern modernen Repräsentativstaaten keineswegs angewandt. So lange man ihn nicht befolgt, hinkt das Repräsentativsystem.

Die Minister legten den Entwurf der beiden Gesetze den 9 Februar der Kammer vor. Der Entwurf war doppelsinnig. Er erkannte den Grundsatz an, machte aber bei der Ausführung große Einschränkungen. Er schränkte ein, ließ aber der Kammer Freiheit, ihn auf eine ungleich liberalere Weise umzugestalten. Die Minister hofften, sich durch ihn sehr beliebt zu machen, allein da sie der Wille des Königs band, so durften sie in ihren Concessionen nur sehr klug seyn. Ihr Entwurf schlug also zwar jene Conseils der Departemente und Gemeinden vor, erlaubte aber nur den Höchstbesteuerten die Räthe zu wählen, so daß die Mittelclasse, das eigentliche Volk, keinen Antheil an der Wahl erhielt und diese in der Hand der Reichen, mithin auch der Regierung blieb. Diese Einschränkung ging so weit, daß man nicht einmal denen, die jährlich 300 Franken steuerten und dadurch berechtigt waren, Deputirte in die Kammern selbst zu wählen, erlauben wollte, Departemental- und Gemeinderäthe zu wählen. In Hinsicht der Gemeinden war der König nicht abgeneigt, ein wenig nachzugeben, aber die Departementalräthe verlangte er, ihrer größern Wichtigkeit wegen, so viel als möglich von der Krone abhängig und vom Einfluß des Volks unabhängig. Aus diesem Grunde wünschten die Minister, das Gemeindegesetz möchte vor den Kammern zuerst verhandelt werden. Die Schwierigkeit wegen des Departementalgesetzes wurde dann weiter hinausgeschoben und die Bewilligung des Gemeindegesetzes mußte die Gemüther günstig

stimmen. Allein die Kammer wollte die Schwierigkeiten nicht hinausschieben, sie wollte auf einmal und vollständig siegen. Sie vergaß die Regel, daß ein kleiner Vortheil, der uns gewiß ist, dem großen, der ungewiß ist, vorgezogen werden muß. Sie hätte Frankreich einstweilen ein gutes Gemeindegesetz geben können, und beraubte es desselben indem sie zuviel auf einmal wollte. Die Minister drohten, beide Gesetze zurückzunehmen, wenn die Kammer nicht das Gemeindegesetz zuerst verhandeln wolle. Die Kammer gab nicht nach, sondern nahm am 20 März das Departementalgesetz zuerst vor. Dadurch erbitterte sie die Minister gegen sich, so wie sie durch das Tabaksmonopol erbittert worden war, und die rechte Seite fachte diesen ausbrechenden Zwiespalt noch lebhafter an, indem sie treulos die linke Seite gegen das Ministerium unterstützte, diesem die Majorität entriß und ihm die erste empfindliche Niederlage beibrachte. — Die Kammer blieb bei diesem Siege nicht stehen. Sie bekämpfte den Entwurf selbst Schritt vor Schritt, und wie ihn die Minister zu sehr im monarchischen Geist abgefaßt hatten, so veränderte ihn die Kammer so sehr im demokratischen Geist, daß den Ministern nichts weiter übrig blieb, als beide Entwürfe zurückzunehmen. Am 8 April entschied die Kammer über die Amendements, und so wie die Minister Martignac und Portalis keine Hoffnung mehr sahen, ihren Entwurf, so wie ihn der König gewollt, durchzusetzen, verließen sie den Sitzungssaal, und kamen nach einer kleinen halben Stunde mit einer königl. Ordonnanz wieder, durch welche beide Gesetzesentwürfe zurückgenommen wurden. Die Rechte triumphirte, und die Linke mußte sich beschämt gestehen, sie hätte bei ein wenig mehr Nachgiebigkeit Frankreich durch die Einführung des Gemeindegesetzes einen großen Dienst leisten können.

Von nun an war an keinen glücklichen Erfolg der Kammer mehr zu denken. Das Vorgefallene hatte sowohl die Minister als die linke Seite gereizt und entmuthigt, die rechte allein jubelte und sah bereits ihren Sieg vorher. Das Wichtigste, was ferner noch vor der Kammer verhandelt wurde, betraf das Budget. Bei dieser Gelegenheit hörte man sehr belehrende und geistvolle Reden, da sich treffliche Financiers und mehr als ein Necker in der Versammlung befanden. Allein man sagte, die Kammer verstehe nur gut zu sprechen, aber nicht zu votiren, denn sie tadelte Alles, was die Minister zu viel verlangten, und bewilligte es doch. Sie klagte über Verschwendung und gab doch aufs Neue Geld her. Die hauptsächlichsten Gegenstände der Klage waren folgende: 1) Der Cumulus, oder die Anhäufung vieler Gehalte auf Einem Kopf. So bemerkte man, daß der Erzbischof von Rouen zu gleicher Zeit als Cardinal 30,000, als Erzbischof 25,000, als Groß-Almosenier 100,000, als erster Chorherr von St. Denis 20,000, als Pair 12,000, und von den Departementalgeldern 25,000 Fr., also zusammen 212,000 Fr. Gehalt bezöge. 2) Die geheimen Pensionen, die Privatbesoldungen der Ultrapartei. 3) Der militärische Hof des Königs, der 62 Adjutanten hat, worunter drei Ausländer allein jährlich 70,000 Fr. kosten. 3) Die Schweizertruppen, welche Frankreich jährlich ungeheure Summen kosten und überdieß sehr unpopulär sind. 4) Der Luxus der Flotte, da Fankreich seine Seemacht in diesem Jahr ohne Noth und mit dem größten Aufwande vermehrt hatte. 5) Die ungleiche Vertheilung der Steuern, worunter besonders die kleinen Weinbergbesitzer litten, die daher auch eine Petition bei der Kammer eingaben. 6) Der hohe Zoll, wodurch manche wichtige Einfuhrartikel übertheuert wurden. 7) Die

Ungerechtigkeit gegen die Invaliden der alten Armee, denen man noch immer ihre Gehalte entzog oder schmälerte, während so viele Summen unnütz an die Günstlinge der Ultras und Neulinge der Restauration verschwendet wurden. Es kam darüber zu sehr lebhaften Erörterungen; allein die Kammer bewilligte am Ende Alles, was die Regierung verlangte, sowohl die Zuschußcredite zum Jahr 1828, als das Budget von 1830, und machte nur so unbedeutende Reductionen daran, daß dieser Contrast der Handlungen mit den Reden die Kammer zum Gespött machte. Die einzige Reduction von Bedeutung betraf 179,865 Fr., welche der Ex-Justizminister Peyronnet zur Erbauung eines prächtigen Salons benutzt hatte. Diese weigerte sich die Deputirtenkammer zu bewilligen, und verurtheilte den Exminister selbst zur Bezahlung; allein die Pairskammer stimmte in diesem Falle gegen die Deputirtenkammer, und ließ den Beschluß nicht durchgehen. Die Pairs waren von den Deputirten durch die Strenge, mit welcher sie ihre Dotationen untersucht und ihre Gehaltsanhäufungen getadelt hatte, etwas gereizt und rächten sich auf diese Weise. Ueberdieß saßen in der Pairskammer noch 73 von Villele ernannte Pairs, welche gegen Peyronnet, einen ehemaligen Clienten Villele's, nicht stimmen durften.

Die Großmuth, mit welcher die Kammer die Credite und das Budget bewilligte, erklärt sich theils aus der Apathie, welche sich so auffallend in dieser Sitzung zeigte, theils auch aus den Hoffnungen aller Parteien. Die Linke hoffte auf die Fortdauer eines liberalen Ministeriums, die Rechte auf den baldigen Eintritt Polignacs. Beide hatten also Grund, ein reichliches Budget zu bewilligen, indem beide erwarteten, daß es ihrer Partei zu Gute kommen werde.

Nachdem diese Finanzangelegenheiten berichtigt waren, ging die Kammer am 31 Jul. auseinander. Aus Unwillen über die Schwäche, Apathie und Nutzlosigkeit dieser Kammer gaben zwei angesehene Deputirte, die Herren d'Argenson und Chauvelin, ihre Entlassung ein. In den Journalen wurde die Kammer mit bitterm Spott verfolgt. Man gab ihr die Devise: „Ich komme, du kommst, er kommt, wir kommen, ihr kommt, sie kommen. Ich verspreche, du versprichst ꝛc. Ich spreche, du sprichst ꝛc. Ich gehe fort, du gehest fort ꝛc." Auch hieß es: „Die Kammer trennt sich unzufrieden mit den Ministern, die Minister mit der Kammer, die Deputirten unzufrieden mit den Pairs, die Pairs mit den Deputirten, die Linke unzufrieden mit der Rechten, die Rechte mit der Linken, viele Deputirte unzufrieden mit sich selbst, und Frankreich mit der ganzen Kammer."

3.

Das Ministerium Polignac.

Kaum war die Kammer entlassen, so geschah, was die Ultras längst gewünscht und vorbereitet hatten. Der König dankte das liberale Ministerium ab und ernannte ein neues Ultraministerium. Alles scheint bei diesem verhängnißvollen Schritt übel berechnet gewesen zu seyn. Frankreich genoß der Ruhe, man stürzte es aufs Neue in Unruhe; die liberale Partei hatte sich, unbedeutende Zänkereien mit den Ministern abgerechnet, sehr gemäßigt benommen und der Regierung mehr als je Vertrauen bewiesen, man reizte sie aufs Neue zu einer stürmischen Opposition; die Regierung fing an, populärer zu werden, und sie

machte sich aufs neue unpopulär. Es ist nicht möglich, daß die Regierung in Frankreich, der in politischer Erfahrung und in constitutioneller Gesinnung und Energie gereiften Nation gegenüber, eine stärkere Stellung gewinnen kann, als sie sie unter Villele gewonnen. Sie genoß ungestört alle Vorzüge dieser Stellung, und sie selbst setzte sie wieder aufs Spiel, indem sie, ohne von der Nation im mindesten gereizt oder gedrängt zu seyn, dieselbe aufs Neue beleidigte, herausforderte.

Nachdem Villele der Regierung alle die Vorrechte errungen, die sie bedurfte, war ein neues und noch heftigeres Ultraministerium nicht mehr nöthig, vielmehr im höchsten Grade der Regierung verderblich, weil es natürlicherweise den Argwohn erregen mußte, es wolle noch viel weiter gehen als Villele, die Charte verletzen, die Nation ihrer bisherigen Freiheiten berauben und den alten Despotismus, wie er vor der Revolution war, wiederherstellen. Die Namen und der bekannte Charakter der neuen Minister rechtfertigte diesen Argwohn.

Schon am 28 Jul. hatte sich Fürst Polignac unvermerkt wieder in Paris eingefunden, und acht Tage nach dem Schluß der Kammer, am 8 August wurde die längst gegrabene Mine gesprengt, und eine königliche Ordonnanz verkündete einen gänzlichen Wechsel des Ministeriums. Das ganze Ministerium Martignac wurde entlassen, und zwar in Ungnade, da keines seiner Mitglieder, wie es sonst Sitte war, zum Pair ernannt wurde. Man sagt, der König habe Martignac und Roy allein beibehalten wollen, diese hätten sich aber entschieden geweigert, mit Polignac zu arbeiten.

Ernannt wurde 1) der Fürst von Polignac, Sohn der als Freundin der Königin Maria Antoinette in der Revolution berühmten Gräfin von Polignac, mit der königlichen Fami-

lie emigrirt und persönlicher Freund des jetzt regierenden Königs, bisher Gesandter in London — zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten an die Stelle von Portalis. Diese Wahl mußte die Franzosen erbittern, weil Polignacs Name theils von den Zeiten seiner Mutter her, theils wegen seiner eigenen früheren Handlungen im höchsten Grade unpopulär war. Man konnte es ihm nicht vergessen, daß er 1814 eine heftige Protestation gegen die Charte eingelegt hatte. Trotz seiner im Frühjahr in der Pairskammer gehaltenen constitutionellen Rede glaubte man ihn für einen geschwornen Feind der französischen Freiheit halten zu müssen, man haßte ihn als den entschiedenen Freund der Jesuiten, was ihm den Uebelnamen Paul-Ignace zuzog, und überdieß war er als ein Mann ohne Talent, als ein flacher Höfling bekannt, der nicht einmal Kraft genug besaß, um das Steuer des Staats zu handhaben.

2) General Bourmont, Günstling des Dauphins, zum Kriegsminister an die Stelle von De Caur. Sein Name war noch mehr verhaßt als der des Fürsten Polignac, denn Bourmont war es, der vor der Schlacht bei Waterloo verrätherisch die Armee verließ und zu den Alliirten überging, und Bourmont war es, der, als Adjutant des Marschalls Ney, von ihm mit Wohlthaten überhäuft, ihn, den Tapfersten der Tapfern, denuncirte und dem Tode überlieferte.

3) Labourdonnaye, berühmter Deputirter der Rechten, zum Minister des Innern an die Stelle von Martignac. Royalist im strengsten Sinne, hatte er sich längst durch seine Energie und Kühnheit gefürchtet gemacht. Von ihm waren im Jahre 1815 die sogenannten politischen Kategorien erfunden worden, d. h. die Proscriptionslisten derer, die bei der Restauration nach der Stufenleiter ihrer Gefährlichkeit für

die Bourbons verfolgt werden sollten. Seinem grausamen Gemüth, seiner rücksichtslosen Gewaltthätigkeit traute man das Schlimmste zu. Sobald er ins Ministerium trat, glaubte man allgemein, die Charte werde durch einen Staatsstreich vernichtet werden. Allein Labourdonnaye genoß vor seinen Collegen doch den Vorzug, daß er gefürchtet wurde, während sie nur verachtet und verspottet wurden. Das französische Volk ist immer geneigt, Energie zu ehren, selbst am Feinde.

4) Montbel, ein alter Trabant Villele's und berüchtigter Jesuitensclave, zum Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichtswesens. Die liberalen Blätter erlaubten sich, ihn als äußerst unwissend und bigott und als ein unterthäniges Werkzeug darzustellen.

5) Courvoisier, früher Liberaler, dann Proselyt des Villeleschen Ministeriums und affectirter Jesuitenknecht (daher er auch seine beiden Söhne nach Freyburg in der Schweiz in die Jesuitenschule schickte), zum Minister der Justiz, an die Stelle von Bourdeau. Auch er war so unpopulär, daß das Handelstribunal es verschmähte, ihm die Aufwartung zu machen.

6) Chabrol, früher Seeminister unter Villele, zum Finanzminister an die Stelle von Roy. Er wurde als bloße Maschine Villele's betrachtet.

7) Baron d'Haussez, ebenfalls eine politische Null, zum Seeminister, an die Stelle von Hyde de Neuville; nachdem der allgemein geschätzte Admiral Rigny, der die französische Flotte im Mittelmeere befehligte, diese Stelle ausgeschlagen hatte, um nicht die Popularität zu verlieren.

Kaum war dieses neue Ministerium ernannt, als ein allgemeiner Schrei des Unwillens aus ganz Frankreich wider-

hallte. Je weniger Kraft die letzte Deputirtenkammer entwickelt hatte, desto energischer brach nun der Nationalunwille in den Journalen aus, und der Ton der Opposition stimmte sich beinahe bis auf die Höhe von 1789. Das durch seinen Witz beliebte und einflußreiche Journal, der Figaro, erschien mit schwarzen Rändern in Trauer. Das Journal des Debats sprach unverhohlen seine Befürchtungen in einem berühmt gewordenen Artikel aus. „So ist es also noch einmal zerrissen das Band der Liebe und des Vertrauens, das das Volk an den Monarchen knüpfte! Siehe da noch einmal den Hof mit seinem alten Groll, die Emigration mit ihren Vorurtheilen, das Priesterthum mit seinem Freiheitshasse sich auf Frankreich und seinen König werfen. Was es errang durch 40 Jahre voll Mühen und Leiden, entreißt man ihm; was es zurückstößt mit aller Macht seines Willens, mit aller Kraft seiner Wünsche, zwingt man ihm gewaltsam auf. Und welche treulose Rathschläge konnten so sehr die Weisheit Carls X irre leiten, und ihn in dieser Zeit, wo die Ruhe um ihn die erste Bedingung des Glücks ist, in eine neue Bahn der Zwietracht stürzen? Und warum? Was haben wir gethan, daß sich unser König auf diese Weise von uns trennt? War das Volk je seinen Gesetzen gehorsamer? Wo hat die königliche Autorität den geringsten Angriff erlitten, wo hat die Justiz irgend ein Hinderniß ihrer Gewalt gefunden? Ist die Religion nicht stets von unserer Ehrerbietung umgeben? Vor einem Jahre, zu dieser nämlichen Zeit, besuchte Carl X seine Nordprovinzen; wir rufen sein Gedächtniß an: mit welchen Beweisen der Liebe und des Danks ward er empfangen? Das rührende Bild eines von seinen Kindern umgebenen Vaters ward damals zur glücklichen Wirklichkeit; heute würde er noch

überall getreue Unterthanen, aber von unverdientem Mißtrauen schmerzlich ergriffene Herzen finden. Was hauptsächlich den Ruhm dieser Regierung ausmachte, was um den Thron die Herzen aller Franzosen vereinigte, war die Mäßigung in der Ausübung der Gewalt, die Mäßigung! Heute ist diese unmöglich. Die, welche jetzt die Angelegenheiten leiten, wollten sie auch gemäßigt seyn, sie könnten es nicht. Der Haß, den ihr Name in allen Gemüthern weckt, ist zu tief, um nicht zurückgegeben zu werden. Gefürchtet von Frankreich werden sie ihm furchtbar werden. Vielleicht in den ersten Tagen werden sie die Worte Charte und Freiheit stammeln wollen: ihre Ungeschicklichkeit, diese Worte auszusprechen, wird sie verrathen; man wird darin nur die Sprache der Furcht oder der Heuchelei erblicken. — Werden sie eine Stütze in der Gewalt der Bajonette suchen? Die Bajonette haben Intelligenz, sie kennen und achten das Gesetz. Werden sie, da sie unfähig sind, nur drei Wochen lang mit der Preßfreiheit zu regieren, sie zurückziehen wollen? Sie könnten es nicht, ohne das von den drei Gewalten angenommene Gesetz anzutasten, d. h. ohne sich außerhalb dem Gesetz des Landes zu stellen. Werden sie diese Charte zerreißen, die Ludwig XVIII die Unsterblichkeit und seinem Nachfolger die Macht verleiht? Sie mögen sich wohl bedenken! Die Charte hat jetzt eine Autorität, an der alle Bemühungen des Despotismus scheitern würden. Dem Gesetz zahlt das Volk eine Milliarde; den Ordonnanzen eines Ministers würde es keine zwei Millionen bezahlen. Mit den ungesetzlichen Steuern würde ein Hampden erstehen, um sie zu brechen. Hampden! ist es noch nöthig, diesen Namen des Kampfs und des Kriegs zurückzurufen? Unglückliches Frankreich! Unglücklicher König!"

Der

Der Constitutionnel nannte das Ministerium einen Bund der Aristokratie (Polignac) mit der Treulosigkeit (Bourmont) der Unwissenheit (Montbel) und dem Haß der Verfolgung (Labourdonnaye). Monate lang ergossen sich die zahlreichen liberalen Blätter von ganz Frankreich, die Organe der überwiegenden Mehrheit des Volkes, in furchtbaren Anklagen und Drohungen, in vernichtendem Spott und Hohn über die Minister, die ihrerseits, entweder von dieser unerwarteten Wirkung geschreckt, oder aus Politik, dem Sturme eine völlige Ruhe und Unthätigkeit entgegensetzten, und die Preßfreiheit nicht aufhoben, sondern nur die heftigsten Journale wegen einzelner Artikel anklagten und in den Ultrablättern sich vertheidigen ließen. Diese Unthätigkeit vermehrte aber den Argwohn. Man erwartete jeden Augenblick einen Staatsstreich, bis man sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Minister nur aus Furcht sich ruhig verhielten, daß sie unentschlossen zwischen dem Wunsch, etwas zu thun, und der Besorgniß vor der Unausführbarkeit schwankten.

Wie kam der König dazu, dieses Ministerium zu wählen? Man schob ihm vorzüglich zwei Beweggründe unter. Zunächst scheinen es ihm die Ultras, und unter ihnen besonders die geheime Propaganda der Jesuiten, dringend zur Pflicht gemacht zu haben, dem System der Nachgiebigkeit gegen die Liberalen ein Ende zu machen, und dieß in dem günstigen Augenblicke zu thun, wo sich die Liberalen schwach und ungeschickt gezeigt hatten. Der König selbst soll ausgesprochen haben: Keine Concessionen mehr! (Point des concessions! j'agis et je ne cesserai d'agir dans les intérêts de la religion et de la royauté.) — Auf der andern

Seite unterstützte Wellington den Wunsch Polignacs, Minister zu werden, aufs kräftigste, um die auswärtige Politik Frankreichs von der englischen abhängig zu machen. Man sprach von einem Plane, den Martignac mit dem russischen Cabinet eingegangen sey, um gemeinschaftlich mit Rußland England entgegenzuwirken. Es soll dabei auch von einer Abtretung der preußischen Rheinprovinzen an Frankreich, und Hannovers an Preußen die Rede gewesen seyn, was jedoch ins Reich derjenigen Hypothesen gehört, die man seit geraumer Zeit bald als Reiz, bald als Schreckmittel beliebig zu gebrauchen pflegt, ohne daß sie mehr sind als Hypothesen. Genug, Martignac schien sich zum russischen Interesse hinzuneigen, und Wellington kam ihm durch die Unterstützung Polignacs zuvor, der sofort dem englischen Interesse das Uebergewicht und dadurch dem russischen Gesandten in Paris, Pozzo di Borgo, Anlaß gab, in der gegen das neue Ministerium sich erhebenden Opposition mit genannt zu werden.

Das Ministerium wurde nun auch aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet. Man sagte, es drohe den Umsturz der Verfassung, die Vernichtung aller constitutionellen Freiheiten, und es sey verkauft an England, es setze in der auswärtigen Politik Frankreichs Interesse dem englischen nach. Grund genug, dieses Ministerium im höchsten Grade verhaßt zu machen. Auch waren es keineswegs die Liberalen allein, die es mißbilligten, auch unter den Anhängern des Königs selbst erhob sich eine Opposition dagegen, besonders gegen Bourmont, dessen mit einem unauslöschlichen Schimpf gebrandmarkter Name das Ministerium entehrte, und gegen Labourdonnaye, von dem man fürchtete, er werde die Sachen so auf die Spitze stellen, daß eine zweite

Revolution ausbrechen könnte. Die ausgezeichnetsten Mitglieder des Staatsraths, z. B. Cambon, Agier, Alexander de Laborde, Villemain, Bertin de Vaux, Hely d'Oisel, gaben ihre Entlassung ein, und dasselbe that sogar der berühmte Chateaubriand, Gesandter in Rom, anerkannter Royalist und Freund der Kirche, der es aber verschmähte, unter einem solchen Ministerium zu dienen. Dazu kam noch, daß die Partei Villele aus persönlichen Rücksichten Polignac nicht günstig war, weil sie lieber Villele selbst an der Spitze der Geschäfte gesehen hätte. Endlich gab es auch eine Partei am Hofe selbst, die sogenannte Whistpartie des Königs, welche vor der bloßen Möglichkeit einer neuen Emigration zu zittern schien, und dem König Vorstellungen zu machen wagte, aber durch ein Taisez-vous! zum Schweigen gebracht wurde.

Unter solchen Umständen hatte das Ministerium allerdings eine sehr mißliche Stellung, und mit Recht sagte das Journal des Debats: „Himmel, welches Leben! Alle Morgen unter der Ruthe der öffentlichen Meinung durchmüssen! Welches Leben, besonders für Menschen, die sich aussprachen endlich das Joch dieser Freiheiten zu brechen! O wie bitter werden sie diese ersehnte Gewalt finden! Eingeschlossen in die Presse, wie ein Verbrecher in ein mit Nägeln ausgeschlagenes Faß, müssen sie von Wunde zu Wunde rollen, ermattend und blutend, bis zur Schwelle der Deputirtenkammer, um hier jämmerlich den Geist aufzugeben!"

Das Sonderbarste scheint, daß Carl X Energie mit Männern versuchte, welche sich theils allgemein verächtlich gemacht hatten, theils nicht Talent genug besaßen. Darauf legte auch die Opposition beständig den Accent und wenn sie früher das Mini-

sterium Villele das beklagenswerthe (déplorable) genannt hatte, so nannte sie jetzt das Ministerium Polignac das unmögliche (le ministère impossible).

Der König hatte sich indeß einmal zur Energie entschlossen und fürchtete den größten Beweis von Schwäche zu geben, wenn er sich corrigirte. Das Ministerium verfehlte überdieß nicht, ihn an seinen Bruder Ludwig XVI zu erinnern, der durch seine allzufurchtsame Bereitwilligkeit, sein Ministerium zu ändern, seinen Gegnern die Macht in die Hände gespielt hatte. Endlich übte der König bei der Wahl seiner Minister nur ein constitutionelles Recht, und es stand nur der rechtmäßigen Opposition in den Kammern zu, sich über wirkliche Handlungen der Minister zu beklagen. Die Kammern waren aber nicht mehr versammelt, und die Minister hatten noch gar nicht gehandelt.

So lange Labourdonnaye im Ministerium und sein Günstling, der durch seine Härte in der Sache des General Berton verschriene Mangin an die Stelle des allgemein beliebten Belleyme zum Polizeipräfecten von Paris ernannt war, hegte man ernstliche Besorgnisse vor Staatsstreichen und hielt die Unthätigkeit der Minister nur für trügerisch. Man sagte: „die guten Tage des Titus waren die, wo er etwas that; die guten Tage des Nero waren die, wo er nichts that.“ Auf alle Fälle hielt sich die Opposition gefaßt, und suchte jeder möglichen Gewaltthätigkeit der Minister durch eine außerordentliche Maßregel vorzubeugen, nämlich durch einen Verein zur Verweigerung ungesetzlicher Steuern. Dieser Verein entstand zu Anfang des Septembers in den Departementen der ehemaligen Bretagne, und man bemerkte, daß eben da auch die ersten Unruhen in der Revolution aus-

gebrochen waren. Sein Plan lautete also: „Wir unterzeichnete Einwohner beiderlei Geschlechts in den fünf Departements der ehemaligen Provinz Bretagne, in dem Gerichtsbezirk und unter dem Schutz des königlichen Gerichtshofes zu Rennes, durch unsere eigenen Eide und durch jene unserer Familienhäupter an die Pflicht der Treue gegen den König und der Anhänglichkeit an die Charte gebunden; in Betracht, daß eine Hand voll politischer Unruhestifter das verwegene Project zu versuchen droben, die Grundlagen der durch die Charte geheiligten constitutionellen Bürgschaften umzustürzen; im Betracht, daß, wenn die Bretagne in diesen Bürgschaften den Ersatz derjenigen finden konnte, die der Vertrag ihrer Vereinigung mit Frankreich ihr sicherte, ihre Pflicht und ihr Interesse es erfordern, dieses Ueberbleibsel ihrer Freiheiten und Vorrechte zu bewahren, und es in ihrem Charakter und ihrer Ehre liegt, den edlen Widerstand ihrer Vorfahren gegen die Uebergriffe, die Launen und den Gewaltmißbrauch der ministeriellen Macht nachzuahmen; in Betracht, daß der Widerstand durch Gewalt ein furchtbares Unglück wäre; daß er ohne Motiv seyn würde, wenn der Weg zum gesetzlichen Widerstand offen bleibt; daß das sicherste Mittel, der Zuflucht zur richterlichen Gewalt den Vorzug zu verschaffen, darin besteht, den Unterdrückten eine brüderliche Solidarität zu sichern, — erklären, unter den Banden der Ehre und des Rechts: 1) daß wir Jeder für die Summe von 10 Franken, und solidarisch die auf die Wahllisten von 1830 Eingetragenen auch noch für das Zehntel des Betrags ihrer Steuern, subscribiren, welche Summe wir auf die Aufforderung der Generalprocuratoren, falls sich zu deren Ernennung nach Art. 5 Anlaß findet, zu bezahlen uns verpflichten. 2) Diese Subscrip-

tion wird einen der Bretagne gemeinschaftlichen Fonds bilden, der dazu bestimmt ist, die Subscribenten für die Kosten zu entschädigen, die ihnen zur Last fallen könnten in Folge der Weigerung, öffentliche Abgaben zu bezahlen, die ungesetzlicher Weise auferlegt würden, sey es ohne die freie, regelmäßige und constitutionelle Mitwirkung des Königs und der in Gemäßheit der Charte und der jetzigen Gesetze constituirten beiden Kammern, die durch ein Wahlsystem gebildet würden, das nicht nach denselben constitutionellen Formen votirt worden wäre. 3) Im eintretenden Falle des officiellen Vorschlags entweder zu einer inconstitutionellen Veränderung im Wahlsystem oder zu der ungesetzlichen Einführung der Abgaben, werden zwei Bevollmächtigte von jedem Bezirk sich in Pontivy versammeln, und sobald ihrer zwanzig beisammen sind, können sie unter den Subscribenten drei Generalprocuratoren und Unterprocuratoren in jedem der fünf Departements ernennen."

Die Association der Bretagne wurde bald in der Normandie, dann im Elsaß und später fast in ganz Frankreich nachgeahmt, und verfehlte nicht, den Ministern große Besorgnisse zu erregen. Ohne Zweifel hat diese Volksmaßregel großen Einfluß auf den Sturz Labourdonnaye's geübt. Dieser kraftvolle Mann wollte mit Gewalt durchgreifen. Er erklärte, er werde den Ersten, der ihm die Steuern weigern würde, schon zu treffen wissen. Aber Polignac und die andern Minister dachten anders und hielten es für nöthig, aufs Neue ihre constitutionellen Grundsätze zu proclamiren. Triumphirend ruft nun das Journal des Debats: „Nach langem grausamem Zaudern erklärt ihr, man müßte den Verstand verloren haben, wenn man etwas gegen die Charte unternehmen wollte! Warum habt

ihr das nicht schon früher gesagt? Man hätte nicht an euch gedacht. Die Leute, die nichts von der Charte wollen, und wenigstens aufrichtig genug sind, es offen zu sagen, hätten sich anderswo umgesehen. Man hätte der Armee den Schmerz erspart, den Grafen Bourmont an ihrer Spitze zu erblicken, der Kammer die Demüthigung, Herrn de Labourdonnaye als ihren beabsichtigten Führer zu sehen, ganz Frankreich den Schimpf, den ihr ihm anthatet, indem ihr behauptetet, es lasse sich durch euch regieren, durch euch, die ihr es mit Fluch und Schande bedeckt habt. Also um das Regime der Charte festzustellen, geschah es, daß die Herren Labourdonnaye, Polignac und Montbel kühn versuchten, das Widerstreben des Landes zu überwinden und sich der Gewalt zu bemächtigen? Wem hofft man solche Thorheiten weiß zu machen? Zu was soll es helfen, daß man uns als Einfaltspinsel behandelt, nachdem man uns bisher als Aufrührer bezeichnet hat? Nein, nein, die Mission dieser Menschen, sie haben es selbst gesagt, war, den Thron und den Altar zu retten, und man weiß, was sie unter dem Altar und dem Throne verstehen! Sie verzichten auf Staatsstreiche, weil sie Furcht fühlen. Ihr hattet die Censur, ihr hattet die gewaltsame Einführung von zweihundert Creaturen in die Kammer nöthig; die Drohung der Weigerung der Abgaben läßt euch heute verläugnen, über was ihr vielleicht gestern noch brütetet. Die Furcht rettet zum hundertstenmal Frankreich vor euren feindlichen Anschlägen. Sehet da, euch auf die Charte reducirt! Ihr ginget zu Grunde durch Staatsstreiche; aber wie könntet ihr leben mit der Kammer und den Wahlcollegien? Euer Todesurtheil ist also unterschrieben. Beklagt euch nicht über die Ungerechtigkeit Frankreichs, das so gemäßigte, so constitutionelle Leute hartnäckig

zurückweist. Euer Glaubensbekenntniß kommt zu spät; ihr hättet es machen sollen, ehe es für euch zur Nothwendigkeit wurde. Man hält nicht viel auf die Bekehrung von Sterbenden. Werden sie wieder gesund, lebt wohl dann all ihr guten Versprechungen! Die Schlacht ist verloren; ihr bittet um Waffenstillstand. Streckt zuerst die Waffen, wenn nicht das siegreiche Frankreich fortfahren soll, gegen euch anzurücken. Man traut euren Eiden nicht, weil es Leute unter euch gibt, die sich nichts aus einem Eide machen. Man lacht über eure neugebackene Anhänglichkeit an unsere Institutionen, weil ihr seit 15 Jahren versucht, sie zu zertrümmern, weil ihr gestern noch die klarsten Principien derselben bestrittet, weil ihr nicht Einen Freund habt, der nicht ein Feind der Charte wäre."

Um den Gemüthern noch mehr Schwung zu geben, improvisirte der alte General Lafayette, der constitutionelle Abgott Frankreichs und Nordamerica's, eine Reise nach Lyon, wo er unter den rauschendsten Ehrenbezeugungen empfangen wurde, im September. Die Regierung war klug genug, die Bevölkerung in ihrem Jubel nicht durch unzeitige Dazwischenkunft der Polizei zu stören, was zu gewaltthätigen Auftritten geführt und die Gemüther noch heftiger gereizt haben würde. Doch wurde der Maire von Visille abgesetzt, weil er Lafayette feierlich empfangen hatte. Man bemerkte, daß zu Visille sich im Beginn der Revolution die empörten Stände von Dauphiné versammelt hatten.

Mittlerweile fuhr das Ministerium in seiner Unthätigkeit fort. Die einzige Lebensthätigkeit, die man an ihm bemerkte, bestand aus matten Anklagen gegen die liberalen Journale, aus matten Versicherungen seiner Anhänglichkeit an die Charte, und aus matten Versuchen, sich durch kleine Concessionen po-

pulär zu machen. Die Rückzugsgehalte der Soldaten wurden vermehrt, um diese für Bourmont günstiger zu stimmen, und dagegen wurden die Gehalte der Präfecten verringert und im Finanzpersonal eine Reduction vorgenommen. Zwar wurde die Buchhändlerpolizei aufgehoben und die Literatur der gemeinen Polizei unterworfen, um bequemer die Journale beaufsichtigen zu können, doch wagte man nicht den geringsten Eingriff in die Preßfreiheit. Man hoffte, die Journale würden sich am Ende ausschreien.

Das Ministerium handelte aber wesentlich deßwegen nicht, weil es über den Plan, nach welchem gehandelt werden sollte, nicht einig war. Es gab vier royalistische Parteien, wovon wenigstens drei im Ministerium repräsentirt wurden. Die Partei Polignac, die man auch die englische nannte, war zur Mäßigung, zum Warten, zum Laviren gestimmt; die Partei Labourdonnaye wollte dagegen handeln und Gewaltstreiche thun; die Partei Villele, der im Ministerium Montbel und Chabrol anhingen, stand zwischen beiden und suchte Villele wieder ans Ruder zu bringen. Endlich wünschte die Whistpartie des Königs ein Ende der gefährlichen Spannung durch Veränderung des Ministeriums. Die beiden ersten Parteien bekämpften sich im Ministerium selbst, indem sie es beide zu erhalten wünschten. Die beiden andern bekämpften es von Außen, um es zu verändern. Unter jener opponirenden Hofpartei verstand man die Herzoge von Guiche, Fitz-James, Duras, zu ihr gesellte sich auch der russische Gesandte, Pozzo di Borgo.

Es dauerte lange, ehe die Verwicklungen dieser verschiedenen Parteien sich auflösten. Die Gemäßigten siegten dießmal. Man wollte nicht das Aeußerste wagen, da die

Association der Bretagne und die ganze Stimmung Frankreichs eine zweite Revolution befürchten ließ, wenn man Gewalt brauchte und die Gesetze verletzte. Also mußte man auch den Schein der Gewalt vermeiden und folglich mußte Labourdonnaye, auf den deßfalls alle Augen gerichtet waren, aus dem Ministerium weichen. Die Villelesche Partei hätte gern auch Polignac entfernt, aber dieser wurde durch seine angenommene Mäßigung und durch den persönlichen Willen des Königs gehalten. Man hätte auch Bourmonts Entfernung gern gesehen, aber ihn stützte die Gunst des Dauphins. Labourdonnaye mußte austreten, und diese Zurücksetzung machte, daß er wie Villele und die Hofpartei in die royalistische Opposition gegen das Ministerium trat. An seiner Stelle wurde Montbel Minister des Innern, und an Montbels Stelle Guernon de Ranville, ein ehemaliger Chouan und gewandter Kopf, Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichtes. Da nun mit Labourdonnaye der einzige Mann ausgetreten war, der Polignac den Vorrang streitig machen konnte, und man vor allen Dingen im Ministerium Einheit haben wollte, so wurde Polignac zum Präsidenten des Ministerialconseils ernannt, am 12 November.

Aber auch in dieser neuen Gestaltung behielt das Ministerium seine Unthätigkeit bei. Die Kammern, von denen man eine Entscheidung hoffte, wurden für das kommende Frühjahr angesagt, und so blieb die Katastrophe des großen Drama's auf das nächste Jahr verschoben.

L. A. POURDONTAIE

4.

Andere Angelegenheiten Frankreichs.

Von der Expedition nach Morea ist oben schon die Rede gewesen. Während dieselbe ihrem Ende entgegen ging, bereitete sich eine neue von eben so großer Wichtigkeit vor. Schon seit einiger Zeit fanden Zwistigkeiten zwischen Frankreich und Hussein-Bey, dem Dey von Algier, statt. Der letztere hatte noch von der Zeit der französischen Republik her eine Forderung von 14 Millionen an Frankreich zu machen, die von der französischen Regierung auf 7 Millionen reducirt und dem Juden Bacry übermacht worden war, der seine Verpflichtungen gegen den Dey nicht erfüllt hatte. Der Dey erneuerte nun und übertrieb seine Forderungen. Duval, französischer Consul in Algier, unterhandelte mit ihm, und die Sache würde sich zuletzt haben gütlich beilegen lassen, wenn nicht ein Zufall die Unterhandlungen abgebrochen hätte. In einer Audienz beim Dey soll sich Duval etwas zu vertraulich auf den Armsessel des Dey gelehnt haben, worauf ihm dieser mit seinem Fächer einen Schlag gab. Nach dieser völkerrechtswidrigen Mißhandlung seines Gesandten beschloß Frankreich, eine drohende Stellung anzunehmen und ließ einstweilen Algier durch eine kleine Escadre blokiren. Die Feindseligkeiten, die bei dieser Blokade vorfielen, sind von geringer Bedeutung. Am 24 Mai 1829 wurden zwei algierische Feluken gezwungen, auf den Strand zu laufen und eine zerstört. Am 17 Jun. dagegen geriethen einige französische Boote ebenfalls auf den Strand, wobei 24 Franzosen gemordet wurden, deren Köpfe man in Algier zur Schau trug. Am 3 August wurde ein Par-

lamentär an den Dey geschickt, der ihn folgendermaßen angeredet haben soll: „Der allerchristlichste König schickt mich zu dir, um dir zu wissen zu thun, daß er nicht dein Feind ist und den Krieg nicht wünscht; da du ihm aber in der Person seines Consuls eine Beleidigung zugefügt hast, so wünscht er zu wissen, welche Genugthuung du ihm zu geben gesonnen bist?" Der Dey soll hierauf geantwortet haben: „Christenhund, schätze dich tausendmal glücklich, daß ich deinen Kopf nicht vor meine Füße rollen lasse; entferne dich aufs eiligste und sage deinem Herrn, daß ich ihm keine Genugthuung schuldig bin und daß er mir Genugthuung schuldig ist." Als das Parlamentärschiff hierauf wieder absegeln wollte, aber wegen widriger Winde unter den Kanonen von Algier einige Stunden länger sich aufhielt, wurde es von mehreren Batterien heftig beschossen. Diese neue Verletzung des Völkerrechts nöthigte Frankreich, nunmehr Ernst zu gebrauchen. Zwar starb Herr Duval am 23 August, was auf die Beseitigung des Streits einen guten Einfluß hätte haben können, aber der Dey hatte Beleidigung auf Beleidigung gehäuft und keinen Versöhnungsvorschlag mehr angenommen; also mußte sich Frankreich entschließen, sich durch eine förmliche Belagerung und Eroberung Algiers Recht zu verschaffen. Zu diesem Entschluß wurde die französische Regierung noch durch zwei wichtige Interessen angetrieben, theils nämlich durch das Handelsinteresse, da die Zerstörung der dem Handel so gefährlichen Raubstaaten schon längst die Aufgabe der europäischen Politik war, theils durch das persönliche Interesse des Ministeriums Polignac, dem eine so glänzende Eroberung Ansehen und Popularität verschaffen zu müssen schien. Wir behalten uns vor, über die Motive und Erfolge der Expedition nach Algier uns im zweiten Jahrgange dieses

Taschenbuchs umständlicher auszulassen, da die Katastrophe ins Jahr 1830 fällt.

Frankreich unternahm 1829 noch eine andere kleine, in Europa kaum bemerkte Expedition. Es sandte nämlich am 15 Jun. von der Insel Bourbon aus acht Schiffe nach Madagaskar, wo Veränderungen eingetreten waren, die den dortigen französischen Niederlassungen gefährlich zu werden drohten. Nachdem nämlich der sehr zur Civilisation sich neigende, allgemein geachtete König der Ovas auf Madagaskar, Radama, gestorben war, hatte seine Wittwe die Regierung übernommen eine despotische und den Franzosen abgeneigte Fürstin, welche die Niederlassungen derselben überfallen ließ. Die französische Expedition nahm indeß am 18 September das Fort Teintingue in Besitz und am 10 October Tamatave mit stürmender Hand. Später aber sollen die Franzosen beim Angriff auf Foulpointe 30 Mann verloren haben und zurückgeschlagen worden seyn. Der Ausgang ist noch nicht bekannt worden.

Auf einigen andern Colonien ereigneten sich Vorfälle, die der Humanität des französischen Charakters wenig Ehre machen. Im Jahre 1828 hatte der edelmüthige Seeminister Hyde de Neuville eine Ordonnanz durchgesetzt, vermöge welcher die farbigen Leute den Weißen vor Gericht gleich gestellt wurden. Die Weißen waren aber keineswegs geneigt, sich dieser Neuerung zu unterwerfen, und sie protestirten dagegen zu Guadeloupe und Martinique, indem sie nach einem unsterblichen Ausdruck Cannings „einen Aufstand für die Freiheit der Peitsche" machten. Auch dauerte leider der Negerhandel, trotz aller Verbote der Regierung, in den französischen Colonien fort.

Die älteste und schönste, aber nunmehr frei gewordene Co-

lonie Frankreichs, Hayti, befand sich in einer sehr unangenehmen Lage durch den mit der französischen Regierung eingegangenen Vertrag, kraft dessen die schwarze Republik den im Negeraufstande vertriebenen weißen Pflanzern die enorme Summe von 150 Millionen Franken Entschädigung zahlen sollte. So löblich es war, daß Frankreich den neuen Negerstaat anerkannte und auf seine Souveränetät Verzicht leistete, so unklug war auch eine so übertriebene Forderung, da deren Erfüllung unmöglich scheint. Die Pflanzer, die vielleicht etwas erhalten hätten, wenn weniger gefordert worden wäre, erhielten nichts. Frankreich stellte den Präsidenten der schwarzen Republik, Boyer, zur Rede, aber die Republik war eben zu arm, um ihren Verpflichtungen nachzukommen. Man schloß nun am 10 April einen neuen Vertrag, wodurch der Zahlungstermin jener Entschädigungssumme bis auf 40 Jahre ausgedehnt wurde. — Man wollte übrigens bemerkt haben, daß auf Hayti zwischen den Gelben, d. h. den Mulatten, welche die ersten Stellen im Staat inne haben, und den Schwarzen, d. h. den Negern, welche die überwiegende Masse des Volkes bilden, viel Eifersucht herrsche.

Am 24 Februar 1829 ereignete sich ein unangenehmer Vorfall in Mahon auf der Insel Minorca. Hier geriethen französische und nordamericanische Matrosen von daselbst sich zufällig aufhaltenden Schiffen in Streit und der französische Schiffslieutenant Mesnard, der Ruhe stiften wollte, wurde von den Nordamericanern auf eine brutale Weise umgebracht. Die Thäter wurden indeß der spanischen Behörde zur Bestrafung ausgeliefert.

HEINRICH

Herzog von Bordeaux.

FRANZ

IV.

Portugal und Brasilien.

1.

Die Sache der Donna Maria da Gloria, legitimer Königin von Portugal.

König Johann VI von Portugal verließ im Jahre 1807 Lissabon, in Folge der Napoleonischen Invasion, und verlegte seine Residenz nach Rio Janeiro in Brasilien. Im Jahre 1821 kehrte er nach Lissabon zurück, nachdem er seinen ältesten Sohn Don Pedro als Regenten in Brasilien zurückgelassen hatte. Pedro aber machte sich eigenmächtig 1822 zum Kaiser von Brasilien, und wurde als solcher 1825 von seinem Vater anerkannt, nachdem er für seine Person auf die Thronfolge in Portugal verzichtet hatte. Johann starb 1826; Pedro setzte anfangs eine Regentschaft in Portugal ein, erklärte dann aber, da er einmal für seine Person entsagt hatte, seine älteste Tochter, Donna Maria da Gloria (geboren 1819) zur rechmäßigen Nachfolgerin König Johanns in Portugal. Als solche wurde sie auch von allen Höfen anerkannt, und Don Miguel, Pedro's jüngerer Bruder, der sich damals in Wien aufhielt, beeilte sich ebenfalls, seiner Nichte zu huldigen. Niemand konnte ihr von Rechts wegen den portugiesischen Thron

ſtreitig machen, da ſie nach dem Recht der Erſtgeburt und der weiblichen Thronfolge, welche beide in Portugal gelten, als die älteſte Tochter des älteſten Bruders dem jüngern Bruder vorgezogen werden mußte.

Pedro wünſchte indeß, das Intereſſe ſeiner Tochter, mit dem ſeines jüngern Bruders aufs innigſte zu verbinden. Deßhalb verlobte er Donna Maria mit Don Miguel und ernannte dieſen zum Regenten Portugals während der Minderjährigkeit ſeiner Braut. Allein Miguel war, um die Regentſchaft zu übernehmen, nicht ſobald aus Wien nach Liſſabon zurückgekehrt, als er den Haß der Prieſter-, Adels- und Pöbelpartei gegen die conſtitutionelle Regierung benutzte, eine Revolution erregte, die Verfaſſung ſtürzte und ſich durch eine feile Cortes-Verſammlung zum unumſchränkten König von Portugal erklären ließ. Es ſchien dieſem leidenſchaftlichen Jüngling unerträglich, nur Regent und nicht ſelbſt König zu ſeyn, ſich einem Kinde unterzuordnen und nicht vielmehr die Zügel der Herrſchaft allein zu übernehmen.

Dieſer Schritt verſtieß zu ſehr gegen die Grundſätze der Legitimität, als daß die europäiſchen Höfe den neuen König hätten anerkennen ſollen, und Miguel verfuhr überdieß gegen die Conſtitutionellen und gegen die Anhänger der legitimen Königin ſo unmenſchlich grauſam, daß ein allgemeines Geſchrei des Unwillens ſich in ganz Europa gegen ihn erhob. Allein ohne auswärts anerkannt zu ſeyn, befeſtigte er ſich doch in ſeiner uſurpirten Gewalt. Die abſoluten Royaliſten und die Prieſterpartei huldigten ihm, weil er in ihrem Sinne handelte. Die Conſtitutionellen, die ſich aus demſelben Grunde für Donna Maria entſchieden, waren die Minderzahl und mußten theils das Land verlaſſen, theils wurden ſie ſchaarenweiſe hin-

MARIA DA GLORIA

Königin von Portugal

hingerichtet oder in die Kerker geschleppt. Pedro war durch die Abneigung der Brasilianer, sich für ihr altes Mutterland aufzuopfern, so sehr gebunden, daß er mit Mühe nur so viel Geld auftrieb, um die in England, Frankreich und auf der Insel Terceira zerstreuten Anhänger seiner Tochter zu unterstützen, keineswegs aber an eine Truppensendung aus Brasilien selbst denken konnte. Die europäischen Mächte waren mit der Lösung der großen orientalischen Frage beschäftigt und konnten einstweilen ihre Aufmerksamkeit noch nicht auf Portugal richten. In England sprachen sich zwar die Whigs sehr entschieden für Donna Maria aus, aber die wichtige Angelegenheit der irländischen Emancipation ließ sie neben der des Orients wenig an Portugal denken. Die Tories und das Tory-Ministerium unter Wellington waren dagegen entschieden für Miguel gestimmt, trotz seiner Illegitimität. Sie waren theils immer geneigt, die absolute Gewalt gegen die constitutionelle zu begünstigen, theils hofften sie dem Don Miguel die Anerkennung seiner Krone für große Vortheile zu Gunsten Englands verkaufen zu können. In Frankreich war das liberale Ministerium gegen Miguel, das spätre royalistische Ministerium Polignac aber wieder für ihn. Die Ultras, die Jesuiten waren alle seine entschiedenen Anhänger. Sie vergaßen die sonst von ihnen so heilig geachtete Legitimität, die sonst von ihnen so tief verabscheute revolutionäre Usurpation, weil in diesem Falle die legitime Königin constitutionell, der usurpirte König aber ein Ultra war. Von jeher nahm man Grundsätze nur aus Interesse an, und wenn die Grundsätze dem Interesse widersprachen, wurden sie ihm aufgeopfert. Nicht die Idee, sondern der Nutzen regiert.

Don Pedro hatte seine Tochter nach Europa gesendet. Sie

befand sich in England in einer sehr traurigen Lage. König Georg IV behandelte sie persönlich mit Wohlwollen, that aber nichts für sie. Wellington that dagegen alles, was ihr zum Nachtheil gereichen konnte. Der Bevollmächtigte Pedro's, Marquis von Palmella, und ihr Begleiter, Marquis von Barbacena, wurden in England nur scheel angesehen und übermüthig behandelt. Zu der Abneigung, ihr beizustehen, gesellten sich noch besondere Streithändel mit Brasilien, die wir später erwähnen werden, wodurch die Lage der unglücklichen Königin und ihrer Getreuen immer unleidlicher wurde.

Da unter diesen Umständen den portugiesischen Flüchtlingen ihr längerer Aufenthalt in England sehr erschwert wurde, beabsichtigten sie, unter dem Commando des General Saldanha, sich nach Brasilien einzuschiffen, um unter Pedro's Schutz zu treten. Da sie aber erfuhren, daß eine der azorischen Inseln, Terceira, ein wohlbefestigter Waffenplatz, der Königin Maria treu geblieben sey, so änderten sie ihren Entschluß und wollten sich auf dieser Insel festsetzen, um von hier aus, wenn sie gehörige Streitkräfte gesammelt haben würden, die Wiedereroberung Portugals zu versuchen. Allein Wellington, der unter dem Vorwande der strengsten Neutralität für Donna Maria nichts hatte thun wollen, handelte jetzt handgreiflich zu Gunsten Don Miguels. Er ließ nicht nur die Portugiesen vor ihrer Abfahrt aus England entwaffnen, sondern schickte ihnen auch zwei Fregatten, Pallas und Royalist, nach Terceira voraus, um sie nöthigenfalls mit Gewalt an einer Landung daselbst zu hindern.

Am 6 Januar segelte Saldanha mit etwa 600 Mann seiner waffenlosen Truppen auf einem Transportschiffe von Plymouth ab. Am 16 langte er vor Terceira an, und eines

seiner Schiffe machte eben Anstalt zum Ausschiffen, als es augenblicklich von einer der englischen Fregatten beschossen wurde, wobei ein Portugiese das Leben verlor. Ohne Waffen und zum Widerstand unfähig, mußte Saldanha sich der Gewalt unterwerfen. Der englische Commodore Walpole erklärte ihm auf die insolenteste Weise und mit Beiseitsetzung aller üblichen Formen, er solle sogleich, sogleich gehorchen, und sich entfernen. Saldanha erzählt selbst: „Der Himmel, die Erde, die Könige und Völker mögen es erfahren, daß während ich mich aufs äußerste beeilte, meine Antwort zu schreiben, die Kanonen von Neuem ertönten und die Kugeln derselben durch unser Takelwerk flogen. Dieß Alles fand in einem der Königin Donna Maria II, der Freundin und ältesten Verbündeten Sr. brittischen Majestät, gehörigen Hafen statt. Ich bot darauf jeder Gefahr Trotz, bestieg einen Kahn, und fuhr nach dem Ranger, wo ich meinen Brief dem Commodore selbst übergab, aber statt aller Antwort nur die wiederholte Zumuthung den Hafen zu verlassen, und neue Drohungen, wenn ich nicht gehorchen würde, erhielt. Ich kehrte hierauf an Bord der Susanne zurück, und bemerkte zu meinem großen Erstaunen bei meiner Ankunft, daß die vier Transportschiffe sich zwischen den beiden englischen Fregatten befanden, die ihre Kanonen gerichtet hatten und bereit waren, uns in Grund zu bohren, wenn wir mit der Ausfahrt aus dem Hafen länger zögern würden. Da ich nun einsah, daß ein längerer Widerstand zu nichts dienen würde, als unnützer Weise das Leben einer großen Zahl von Unterthanen Ihrer Majestät auszusetzen, und da ich mich überdieß als Kriegsgefangenen zwischen zwei englischen Fregatten betrachtete, so befahl ich den Transportschiffen, den Fregatten zu folgen, die in der Richtung nach Nord-

oft abſegelten. Auf dieſe Art aus dem Hafen um 4 Uhr Nachmittags fahrend, ſteuerten wir bis um acht Uhr Abends. Um dieſe Stunde war die Suſanne durch einen Windſtoß genöthigt einen Reff zu machen; bald aber gab uns ein Kanonenſchuß die Kunde, daß es uns nicht frei ſtünde, für die Sicherheit unſerer Fahrt zu ſorgen. Daſſelbe geſchah auch der Brigg Minerva, und die beiden Schiffe waren genöthigt, wieder mit vollen Segeln zu fahren, in Gefahr, ihre Maſten zu verlieren oder ſelbſt umzuſchlagen. Um nun das Feuer der Batterien der engliſchen Fregatten zu vermeiden, waren wir genöthigt, aufs genaueſte auf ihre Manöuvres zu achten und ihnen zu folgen. — Wir ſchifften bis Nachmittag am 17 unter dem Geleite der zwei engliſchen Fregatten; darauf trennte ſich die eine von uns, die andere begleitete uns fortwährend, und fuhr fort, bei der geringſten Abweichung, die die Gewalt des Windes nöthig machte, uns durch ſcharf geladene Kanonenſchüſſe wieder zu ſammeln.“

Endlich ſegelte am 24 auch die andere engliſche Fregatte davon, und Saldanha entſchloß ſich nun nach Breſt zu gehen, wo er am 30 ankam. Seine energiſche Proteſtation gegen das völkerrechtwidrige Betragen Englands diente wie natürlich zu nichts, als daß die Sache der geflüchteten Portugieſen in England nur noch mißlicher wurde. England entſchuldigte ſein Verfahren damit, daß es auf die Erhaltung ſeines Handels mit Portugal habe bedacht ſeyn müſſen, Don Miguel würde denſelben gefährdet haben, wenn England nicht die feindſelige Rüſtung auf Terceira verhindert hätte.

In Breſt wurden die Portugieſen unter dem damaligen gemäßigten Miniſterium Martignac ſehr gut aufgenommen. Eine Deputation der Bürgerſchaft erklärte dem General Sal-

danha, „sie kennen den Muth der großherzigen Vertheidiger der Institutionen, welche Portugal von seinem rechtmäßigen Könige gegeben worden seyen, und sie hoffen, daß der französische Boden für sie gastfreundlicher seyn werde, als der englische. Einstweilen böten sie ihm alle guten Dienste an.“ Saldenha begab sich darauf nach Paris, wo man ihn ebenfalls sehr gut aufnahm. Hier gab man am 26 März zum Besten seiner Gefährten einen glänzenden Ball, dem die angesehensten Personen beiwohnten, und der 56,000 Fr. eintrug. Man bemerkte dabei auch die Marquise von Loulé, Schwester Don Miguels, mit ihrem leidenden, melancholischen Gesichte, und ihrem Gemahl, einem schönen Mann, welche beide ebenfalls aus Portugal verbannt in Paris lebten. Nur die französischen Ultras sahen diesen Ball mit scheelen Augen an, und da in derselben Nacht zufällig ein Brand in Paris ausbrach, so schrieen sie dieß als ein Zeichen des Himmels, als die göttliche Mißbilligung des Festes aus.

Auch in Havre kamen am 1 Februar 140 geflüchtete Portugiesen aus England an. Die französische Regierung duldete die Flüchtlinge auf ihrem Boden, theilte sie in drei Depots und gab ihnen den nothdürftigen Unterhalt. Als aber am 8 August das Ultraministerium Polignac zur Herrschaft gelangte, drohte man, sie weniger glimpflich zu behandeln und im Lande zu zerstreuen, was die Bitten einiger vornehmen Damen verhindert haben sollen. Marquis von Palmella bat, sie alle nach Ostende bringen zu lassen, um sie einzuschiffen. Hier versammelten sie sich im October, und am 2 November fand sich auch die Gräfin Villaflor bei ihnen ein, um ihrem Gemahl nach Terceira zu folgen, wo sie am 26 December anlangten.

Während auf diese Weise die Expedition von Saldanha von Terceira zurückgewiesen und in Frankreich aufgehalten wurde, glückte es den übrigen geflüchteten Portugiesen nichtsdestoweniger, ihren Plan auszuführen, und Terceira zu einem bedeutenden Waffenplatz ihrer Partei zu machen. Es wurden zwar noch einige theils aus England, theils aus Frankreich abgesegelte Schiffe mit portugiesischen Flüchtlingen durch die beiden englischen Fregatten von der Landung auf Terceira abgehalten, doch gelang es dem nordamericanischen Schiff, James Cropper, 7 — 800 Mann glücklich auf die Insel zu bringen. Obgleich die Engländer das Schiff anhielten und der Capitän der Pallas, Fitz Clarence, selbst sich an Bord desselben begab, wurden sie doch durch die Unbefangenheit des Nordamericaners getäuscht, der sich ganz unschuldig stellte und sie mit der Lecture der neuesten Zeitung aus London zu beschäftigen wußte, während er die Flüchtlinge im Schiffsraume versteckt hielt. Man erlaubte ihm, auf Terceira zu landen, um frisches Wasser einzunehmen, und er bediente sich sogleich dieser Gelegenheit, um alle Portugiesen auszuschiffen. Natürlich herrschte zwischen den Engländern auf der Fregatte, und den auf Terceira befindlichen Portugiesen keine sehr freundliche Stimmung, und als die Fregatte Pallas Leute ans Land schickte, um sich mit frischem Wasser zu versehen, soll es unter den englischen Matrosen und portugiesischen Schildwachen zu blutigen Händeln gekommen seyn.

Die Engländer zogen indeß ihre Schiffe noch im Laufe des Februars zurück, indem sie durch das Blokadegeschwader des Don Miguel selbst abgelöst wurden. Sobald nämlich der Usurpator erfuhr, daß die Anhänger der rechtmäßigen Königin Terceira zur Basis ihrer künftigen Operationen gewählt hat-

ten, rüstete er einige Schiffe aus, um die Insel einstweilen blokiren, und jede fernere Landung der Constitutionellen auf derselben verhindern zu lassen, bis er eine noch größere Flotte zur förmlichen Eroberung derselben würde absenden können. Die Blokade Terceira's wurde am 27 Februar in Lissabon proclamirt, nachdem die sichere Nachricht eingegangen war, daß die Blokadeschiffe vor der Insel angekommen seyen. Dieses Geschwader verfuhr sehr gewaltthätig gegen alle Handelsschiffe, die sich in der Nähe der Insel blicken ließen, und schonte selbst nicht die englische Flagge. Im Vertrauen auf die geheime und offene Gunst Wellingtons erlaubten sich die Miguelisten jede Unverschämtheit sogar gegen brittische Unterthanen, und die englischen Oppositionsblätter beklagten sich aufs bitterste über die Geduld, mit welcher das Ministerium den Beleidigungen zusah, welche die englischen Schiffe Falkin und Conach durch Don Miguels Geschwader vor Terceira erfuhren. Auch zwei americanische Schiffe wurden genommen, wofür Portugal aber später Entschädigung geben mußte.

Es kostete Don Miguel nicht wenig Mühe, eine Seemacht zusammenzubringen, um Terceira zu erobern; da seine Finanzen und der Zustand Portugals überhaupt sich in der tiefsten Erschöpfung befanden. Erst am 16 Jun. lief die Expedition von Lissabon aus. Aber noch ehe sie vor der Insel angekommen war, gelang es am 22 Jun. dem Grafen Villaflor, der im Namen der Königin Maria, das Commando auf Terceira übernehmen sollte, daselbst glücklich zu landen, obgleich sein Schiff von Miguels Blokadeschiffen beschossen wurde. Am 23 legte die provisorische Regierungsjunta ihre Gewalt in die Hände Villaflors nieder, der die Besatzung musterte, und ihr eine von Donna Maria eigenhändig gestickte Fahne überreichte.

Es herrschte der lebhafteste Enthusiasmus auf der Insel, und man war bereit, sich aufs tapferste gegen den Angriff Don Miguels zu vertheidigen. Man warf neue Verschanzungen und Batterien auf, um die Landung des Feindes noch schwieriger zu machen. Die Besatzung betrug im Ganzen 1800 Mann. — Die Flotte Don Miguels bestand im Verein mit dem schon früher vor der Insel stationirten Blokadegeschwader aus 1 Linienschiff, 3 Fregatten, 2 Corvetten, 5 Briggs und 3 kleinern Schiffen. Sie führten sieben Bataillone Landungstruppen mit sich und eine gute Artillerie. Ihre Gesammtmacht betrug 3500 Mann. Es sollen sich auch Richter und Henker dabei befunden haben, um die Constitutionellen auf Terceira zu bestrafen. Diese Flotte langte am 19 Julius, also nach einer ungewöhnlich langen und mühsamen Fahrt bei den azorischen Inseln an und landete auf S. Michael, einer Don Miguel ergebenen Insel. Die Truppen befanden sich in üblem Zustande und litten an Krankheiten. Erst nach einigen Wochen waren sie wieder in Stand gesetzt, den Angriff auf Terceira zu unternehmen, der am 11 August ausgeführt wurde und an der Tapferkeit der Constitutionellen schmählich scheiterte. Graf Villaflor selbst gibt darüber folgenden Bericht: „Am 29 Julius Abends zeigte sich die feindliche Escadre, 20 Segel stark, auf der Höhe der Insel. Sey es, daß sie durch die Windstille und durch die Süd- und Süd-Ostwinde aufgehalten wurde; sey es, daß sie den verläumderischen Gerüchten, die man über den Geist und die Stimmung der Bevölkerung verbreitete, Glauben beigemessen, und innere Unruhen erwartete, um ihre Operationen zu erleichtern; sey es endlich, daß sie verschiedene Angriffsmittel vereinigen wollte, genug sie fuhr fort zu laviren bis zum 10 August. An diesem Tage bemerkte ich die Absicht,

Villa de Praya anzugreifen, deſſen Beſatzung dem tapfern Bataillon der Freiwilligen der Königin anvertraut war. Am folgenden Morgen beim Anbruch des Tages erſchien die Escadre, um ihre Bewegungen beſſer zu verbergen, unter dem Lande, den Buchten gegenüber, weſtlich von Angra und dem Schloſſe; dann aber als der Wind ſtärker wurde, und Regenſchauer den Horizont verdunkelten, veränderte die Escadre die Stellung, und zeigte ſich plötzlich in der Bucht von Villa de Praya. Die Nähe des Landes, die Nebel und Regenſtöße verbargen ihre Bewegungen, ſo daß man erſt um 11 Uhr das Linienſchiff Juan VI erblickte, das die Avantgarde bildete, gefolgt von allen Schiffen der Escadre, mit Ausnahme der Corvette, die man auf der Höhe von Angra gelaſſen hatte. Das Fort des Hafens begann das Feuer, das die Escadre erwiderte, indem ſie ihre Bewegung ſo weit fortſetzte, als das Waſſer ihr geſtattete; dann warf ſie Anker, zog ihre Segel ein, und ſetzte eine gut unterhaltene Kanonade fort; das Fort, das gleichfalls zu feuern fortfuhr, beſchädigte bald das Linienſchiff, zerſtörte einen Theil ſeines Takelwerks, und verwundete viele Mannſchaft an deſſen Bord. Vergebens verſuchte der Feind durch das Feuer aus hundert Geſchützſtücken die Freiwilligen des Forts einzuſchüchtern; ſie dachten nur an die ihnen anvertraute Vertheidigung und erwarteten mit kaltem Blute die Ausſchiffung des Feindes. Um 4 Uhr ſchickte dieſer, ohne das Feuer einen Augenblick einzuſtellen, eine Colonne in ſeinen Landungsbooten und griff das Fort Eſpirito Santo an. Sogleich wurden Verſtärkungen abgeſendet, um dieſen Punkt zu unterſtützen, und die tapfern Soldaten begannen, unter dem Feuer der Batterien der feindlichen Flotte und der beiden Kanonenböte, welche die Landung deckten, ein ſo wohl unterhal-

tenes Kleingewehrfeuer, daß es ihnen gelang, einige der Landungsfahrzeuge zur Entfernung zu zwingen. Indessen stürzte die größere Zahl der feindlichen Truppen sich dreist auf die Felsen, erkletterte das Fort Espirito-Santo, das geräumt wurde, und einige von ihnen drangen in dasselbe ein. Die Absicht des Feindes war, sich des Forts der Felsenspitze so wie der Höhen zu unserer Linken zu bemächtigen, um seine weiteren Operationen zu decken; die Tapferkeit der Freiwilligen aber vereitelte diesen Entwurf. Die Höhen erkletternd, die das Fort beherrschen, drangen sie mit gefälltem Bajonnet ein, vertrieben den Feind, und besetzten die Felsenspitze. Der Feind, erschreckt von dem Feuer, das seine Boote zerschmetterte, und mit einer zweiten Colonne beschäftigt, die gegen unsre rechte Flanke gerichtet war, zog die Boote zurück, so daß seine erste Colonne, die aus seinen besten Truppen bestand, zwischen dem Meere und den von unsern Füsilieren besetzten unzugänglichen Höhen blieb. In diesem Augenblick rückten die Truppen der Insel, die beim Beginn des Angriffs aufgebrochen waren, in Villa de Praya ein. Die erste Colonne des Feindes, ihres Befehlshabers und mehrerer tödtlich verwundeter Officiere beraubt, und von einem Hagel von Kugeln angegriffen, ward in die vollständigste Flucht gejagt. Verzweifelnd riefen die Soldaten mit großem Geschrei nach ihren Booten; aber vergebens; sie blieben unsrem Feuer ausgesetzt, während die feindlichen Schiffe das ihrige auf die Küste richteten. Während das Geschütz der Escadre gegen alle Theile von Praya und der benachbarten Hügel feuerte, antworteten unsre Forts mit einer sehr kleinen Anzahl Kanonen, die durch Küstenartilleristen bedient wurden, hundert Feuerschlünden. Der Feind, auf den Felsen verlassen, an welchen die Fluth stets höher und höher stieg, konnte sich

weder ausbreiten noch fliehen, und gerieth in Verzweiflung, da er meinte daß wir, die Befehle nachahmend, die er empfangen hatte, ihm jeden Pardon versagen würden. Die schreckliche Lage dieser Unglücklichen rührte das Herz der edelmüthigen Freiwilligen, und da sie in ihren besiegten Feinden bloß die verführten Opfer sahen, so luden sie sie ein sich zu ergeben, unter der Zusicherung, daß sie nichts zu befürchten hätten. Man warf ihnen Seile zu, einige unserer Freiwilligen kletterten die Felsen herunter und retteten die Unglücklichen von dem Abgrunde, vor dem sie sich befanden. Der Feind bereitete einen zweiten Angriff auf der rechten Seite der Bucht. Er kam bald an, unterstützt von dem Feuer seiner Schiffe; da aber unsere Feldartillerie das erste seiner Boote in Grund bohrte, zogen die andern zurück, unter dem Siegesruf, der auf der ganzen Küste ertönte und unter dem Feuer unserer Batterien, das Unordnung in die feindliche Linie gebracht hatte. Inzwischen war die Nacht herangekommen, und die Fluth ging hoch; daher ließ der Befehlshaber des feindlichen Linienschiffs die gelandeten Truppen im Stich, und gab dem Rest der Escadre Signale; die Schiffe schnitten in der Eile ihre Taue ab, verließen die Bai und spannten die Segel auf, was sie Alles nicht hätten thun können, wenn ich Zeit gehabt hätte eine größere Zahl Geschützstücke von stärkerem Kaliber in Batterie zu stellen, oder wenn die von mir verlangten Mörser mir früher zugekommen wären. Der Feind verlor an diesem Tage alle Streitkräfte, mit denen er unsere Linke angegriffen hatte. Sie belaufen sich nach meinen Beobachtungen und der Versicherung der Gefangenen auf 800 bis 1000 Mann, von denen 338 gefangen wurden. Die andern wurden meist auf den Felsen getödtet oder ertranken, wie die Leichname, die bereits auf die Küste

geworfen wurden, beweisen. Der Feind verlor auch mehrere Officiere, unter andern den Obristlieutenant Azaredo und den Major Don Gileanos da Costa. Der erstere war, tödtlich verwundet, Zeuge unsres Siegs; wenige Augenblicke darauf starb er, erstaunt über die Großmuth mit der man seine Kameraden behandelte. Endlich wurden die vier Kanonierschaluppen im Stich gelassen, welche die Landung gedeckt hatten. Auch der Verlust der zweiten Colonne muß bedeutend gewesen seyn, wegen der Unmöglichkeit, die Mannschaft zu retten, die sich am Bord der zerstörten oder umgeschlagenen Boote befand; ferner verkünden die Gefangenen, daß an Bord des Linienschiffs viele Menschen verwundet wurden, unter andern, durch einen Holzsplitter, der Obristlieutenant Doutel, der die zweite Brigade befehligte. Stücke zerstörter Boote, einige im Stich gelassene Barken und eine große Zahl Leichname wurden ans Ufer gespült. Unser Verlust beläuft sich auf neun Todte, worunter drei Officiere, und 25 Verwundete. Dieß ist der Erfolg des ersten und wahrscheinlich auch des letzten Versuchs des Feindes gegen das Bollwerk der Treue. Die Besatzung betrug sich wie es den Vertheidigern einer so heiligen Sache geziemte."

Die Miguelisten waren so vollständig geschlagen, daß sie keinen zweiten Angriff auf Terceira wagen konnten. Sie ließen nur einige Schiffe zurück, um die Blokade fortzusetzen, die übrigen aber kehrten nach Lissabon heim, wo sie in einem traurigen Zustande zu Anfang des September anlangten. Don Miguel verbiß seinen Groll, rächte sich aber an Villaflor dadurch, daß er seine Güter in Portugal einzog und dem Pöbel erlaubte, seinen Palast in Lissabon zu plündern und zu zerstören. Terceira blieb den ganzen übrigen Theil des Jahres hindurch in Ruhe. Die Blokadeschiffe hielten sich immer mehrere Stun-

den weit von der Insel entfernt, hinderten nicht, daß noch mehrere Schiffe mit Flüchtlingen auf derselben landen konnten, und verschwanden am 17 December völlig. Durch die Miguelisten, die am 11 August gefangen wurden und zu den Constitutionellen übergingen, so wie durch die neu aus England und Frankreich angekommenen Flüchtlinge wurde die Besatzung Terceira's ansehnlich verstärkt, und man schätzte sie am Ende des Jahres auf beinahe 5000 Mann. Sie hatte Ueberfluß an Allem und befand sich in so rüstigem Zustande, daß man für das nächste Jahr einen Angriff auf Portugal beabsichtigte. Auch erwartete man die im Namen der Königin Maria während ihrer Minderjährigkeit für Portugal ernannte Regentschaft, die einstweilen auf Terceira residiren sollte und aus dem Marquis von Palmella, dem Marquis von Valença, und dem Herrn Guerreiro (ehemaligem Justizminister unter den Cortes) bestand.

Wir fügen hier eine kurze Beschreibung der interessanten Insel ein: „Terceira, den Römern unter dem Namen Tertiaria bekannt, ist die erste der Inselgruppe der Azoren (eine westlich von Nordafrica gelegene, Portugal gehörige, aus neun Inseln von 53 Q.M., 200,000 Einwohnern bestehende, Inselgruppe). Terceira hat 15 französische Meilen in der Länge, sechs in der Breite und 22 im Umfang, und ist von steilen Felsen umschlossen, die sie unzugänglich machen, ausgenommen auf einigen Punkten, die jedoch von starken Festungswerken beschützt sind. Das Innere von Terceira ist sehr angenehm. Der Boden ist sehr fruchtbar, besonders an Erzeugnissen der südlichen Länder, und reichlich bewässert. Die Bevölkerung der Insel beläuft sich auf 50,000 Seelen. In der Geschichte Portugals ist sie berühmt geworden durch die Verbannung

Alphons des VI, der im Jahr 1563 starb. Die Insel enthält zwei Städte, Angra und Praya. Erstere ist die Hauptstadt von sämmtlichen Azoren, hat einen guten Hafen, 6000 Einwohner, und wird von zwei festen Schlössern vertheidigt. Praya besitzt einen vom Handel sehr belebten Hafen und eine Bevölkerung von 4000 Seelen."

Außer Terceira erkannte auch Goa, die alte Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Ostindien, die Königin Maria an und erklärte sich gegen Miguel. Allein Goa lag zu weit entfernt, um der Partei der Königin wesentliche Dienste leisten zu können.

Während der Feindseligkeiten, die wir erzählt haben, dauerten die Unterhandlungen der Cabinette in der portugiesischen Angelegenheit fort. Sie sind indeß im Verlauf des Jahres 1829 noch zu keinem Resultat gediehen, und es ist schwer, ja fast unmöglich, ihrem verwickelten Gange zu folgen, ehe dieses Resultat bekannt seyn wird. Don Miguel versuchte Alles, sich die Anerkennung der fremden Mächte zu verschaffen, allein es gelang ihm nur bei Spanien und Nordamerica, wie wir nachher sehen werden, wenn wir auf Don Miguels Regierung insbesondere zu sprechen kommen. Die übrigen Mächte versagten ihm seinen Wunsch, und weder Wellington, noch Polignac, noch Metternich erklärten sich für ihn, obgleich der erstere seine Sache unter der Hand unterstützte. Auf der andern Seite aber geschah noch weit weniger zu Gunsten der Donna Maria, obgleich man ihren Titel als Königin überall, außer in Spanien und Nordamerica anerkannte. Im englischen Parlament sprach sich zwar die Opposition namentlich durch Lord Holland und Sir James Mackintosh sehr energisch zu Gunsten der Königin aus, allein die

Minister bewiesen ihnen, daß man unterhandle und daß die Unterhandlungen eben noch nicht geendet seyen. In Frankreich trat derselbe Fall ein. Die Liberalen erklärten sich in der Kammer ebenfalls sehr heftig für Marien, und eine Stimme ging so weit, von der Tribune herab Don Miguel ein „zweifüßiges Ungeheuer" zu nennen; allein dieß führte zu nichts.

Es scheint nun, was die Unterhandlungen betrifft, man habe anfänglich im Sinne gehabt, Don Miguel zur Vollziehung seiner Heirath mit Donna Maria zu bewegen, und ihn dann als Souverän von Portugal anzuerkennen. Da nun aber Don Pedro fest erklärte, er wolle in keinem Falle seine unschuldige Tochter dem Tyrannen opfern, und auf der andern Seite auch Don Miguel die Hand Maria's entschieden abwies und sich um andre Prinzessinnen, obwohl vergeblich, bewarb, so scheint man einen andern Plan gefaßt zu haben, nämlich den, Don Miguel ohne Weiteres anzuerkennen, sobald 1) er den Constitutionellen eine Amnestie ertheile und England gewisse Handelsvortheile bewillige, 2) Don Pedro seine Unfähigkeit erkläre, die Sache seiner Tochter mit Gewalt der Waffen aufrecht zu erhalten. Die Ausführung dieses Planes zog sich aber wieder in die Länge, da Don Miguel nichts von einer Amnestie wissen wollte, und Don Pedro zwar für den Augenblick nichts thun zu können eingestand, aber keineswegs die Rechte seiner Tochter aufgab.

Wenn die europäischen Mächte sich in diesem Falle der Legitimität nicht so energisch annahmen, wie früher in Neapel, Piemont und Spanien, so ist der Grund davon nicht bloß in der besondern habsüchtigen Politik Englands, oder in der besondern feindseligen Stimmung der Ultra- und Priesterpartei zu suchen, sondern hauptsächlich in dem Umstande, daß Don

Miguel in Portugal selbst offenbar die Mehrheit der Bevölkerung für sich hat. Dieß muß auch den bei dieser Sache nicht persönlich interessirten Mächten Bedenklichkeit gegen eine gewaltsame Vertreibung Don Miguels erregen. Allein auf der andern Seite beträgt sich Don Miguel wieder so unpolitisch, daß man kaum hoffen darf, Portugal werde unter seiner Regierung je gedeihen können, obgleich es ihn der rechtmäßigen Königin vorgezogen hat. Dem Volk eine constitutionelle Regierung aufzwingen, die es nicht will, oder eine despotische Usurpation bestehen lassen, die das Land mit Armuth und Elend, Blut und Mord erfüllt, beides ist gleich gefährlich und die Wahl schwer.

2.

Portugal.

Mittlerweile stand Portugal selbst unter der eisernen Zuchtruthe des Don Miguel. Dieser herrschte nach dem Umsturz der Verfassung vollkommen unumschränkt. Die Partei der Constitutionellen war aus dem Lande gejagt, oder umgebracht, oder eingekerkert; von dieser Seite hatte Don Miguel nur unmächtige Verschwörungen zu befürchten. Seine eigene Partei, die der absoluten Royalisten und der Priester, war wie die zahlreichste, so die herrschende im Lande. Sie zerfiel aber wieder in zwei Massen, wovon die eine mehr dem Don Miguel selbst, die andere mehr dessen Mutter, der Wittwe Johanns VI, Schwester Ferdinands VII von Spanien, Königin Charlotte, anhing.

Zur Partei des Don Miguel gehörte die Mehrheit der Minister, der einflußreiche Herzog von Cadaval, der Adel, die

DON MIGUEL.

die Linientruppen. Sie wurde von England unterstützt. — Zur Partei der alten Königin gehörte die Minderzahl der Minister, an deren Spitze aber der energische Graf von Bastos, ein vier und achtzigjähriger Greis stand, ferner die Priester, der Pöbel und die königlichen Freiwilligen. Der Marquis von Chaves, welcher früher eine große Rolle unter den Absolutisten gespielt, hatte seinen Einfluß verloren. Don Miguel konnte es ihm nicht verzeihen, daß er einmal unter dem Namen Manuel II zum König ausgerufen worden war. Er klagte über Undank, es hieß er sey wahnsinnig geworden und er ist seither gestorben. — Im Grunde bestand zwischen Don Miguel und seiner Mutter keine entschiedne Trennung. Der Sohn war immer grausam genug, um den Blutdurst der Mutter zu befriedigen, und nur wenn er den ernsthaften Vorstellungen auswärtiger Mächte wenigstens scheinbar Gehör gab und zu einiger Mäßigung zurückzukehren die Miene annahm, klagte seine Mutter über seine feigherzige Nachgiebigkeit und drohte mit Empörung. Dann ging der Fanatismus der Absolutisten so weit, daß man hin und wieder vorschlug, die Königin Charlotte zur Regentin zu machen, um alle Constitutionellen morden zu können.

Wie unmenschlich grausam Don Miguel mit den alten Anhängern der Donna Maria und der Constitution umging, es war der Königin und ihrer Partei noch immer nicht genug, und sehr oft mischte sich der von Priestern aufgehetzte Pöbel in die Justiz ein, und mordete die Opfer, die das Gericht freigesprochen hatte. Die Geschichte dieser Grausamkeiten ist sehr traurig und ein Schandfleck unseres Jahrhunderts. Ein großer Theil der Schuld fällt auf England, denn es ist eine Thatsache, daß jede günstige Nachricht aus England Don Miguel über-

müthig machte und zu immer härtern Maßregeln verleitete, während ungünstige Nachrichten ihn einschreckten und eine Zeit lang mild und gnädig machten. Indeß sind auch die Constitutionellen selbst nicht ohne alle Schuld, indem sie durch unmächtige Conspirationen den Haß ihrer Feinde immer aufs Neue reizten.

Schon der Anfang des Jahres 1829 wurde durch blutige Thaten bezeichnet. General Moreira stellte sich an die Spitze einer Verschwörung in Lissabon selbst. Er hoffte die Linientruppen auf seine Seite zu bringen, weil sie die von Don Miguel begünstigten königlichen Freiwilligen haßten, weil ihnen der Sold schlecht bezahlt wurde, weil noch viele heimliche Constitutionelle in ihren Reihen waren. Er hoffte ferner die zahlreichen Constitutionellen, die in den Gefängnissen saßen, befreien zu können. Sein Plan war, sich in der Nacht vom 9 auf den 10 Januar des festen Schlosses von Lissabon, San Julian, worin die meisten Gefangenen saßen, zu bemächtigen und Donna Maria als Königin zu proclamiren. Allein er verkannte die Schwäche seiner Partei, und durch Verrätherei erhielt Don Miguel Nachricht von der Verschwörung. Sie mißlang gänzlich, denn als Moreira in der vorherbestimmten Nacht die Soldaten der Marine aufzuwiegeln kam, ward er mit seinen Anhängern verhaftet. — Am 6 März sah man ihn und vier Andere zum Tode führen. „Der Zug der Unglücklichen aus dem Gefängnisse Limoiero begann erst gegen Mittag. Sie waren baarfuß, trugen lange weiße Kleider, hielten Crucifixe, und waren auf beiden Seiten von Priestern begleitet. Fünfzig Mann Polizeicavallerie eröffneten den Zug, ihnen folgten 100 Mann Polizeisoldaten zu Fuß, dann 50 Justizdiener mit weißen Stäben, einige Desembargadores in großer

Gerichtsuniform, und die Richter der Verurtheilten. An diese schlossen sich 45 barmherzige Brüder mit Wachskerzen unter Vortragung einer Fahne. Darauf kamen die fünf Verurtheilten, mit Priestern aus dem Orden der Jesuiten umgeben. Der jüngste, kaum achtzehn Jahre alt, Sohn des Capitäns Chabis, kam zuerst, ihm folgte ein andrer fast eben so junger Mann. (Die Mutter und Schwester des Letztern sollen aus Gram gestorben seyn.) Der dritte war ein brasilischer Capitän, der vierte ein Obristlieutenant der Milizen, beide mit sehr fester und muthiger Haltung; der fünfte war der Brigadier Moreira, dessen Gattin ebenfalls in der Nacht zuvor in Verzweiflung gestorben ist. Diesen fünf Unglücklichen folgten der Capitän Chabis und der Sohn des Brigadiers Moreira, beide lebenslänglich zu den Galeeren in Angola verurtheilt. Der eine sollte noch der Hinrichtung seines Sohnes, der andere der seines Vaters beiwohnen. Zwei Scharfrichter gingen unmittelbar hinter ihnen, und der Zug schloß sich durch 100 Polizeisoldaten zu Pferd. Um halb ein Uhr kam er vor der Magdalenenkirche an, wo die Verurtheilten länger als eine halbe Stunde baarfuß im Straßenkothe eine Rede des Paters Bonaventura anhören mußten. Auf dem Hinrichtungsplatze wurden die Unglücklichen vor dem Galgen aufgestellt. Die Henker faßten sie in der Ordnung, wie sie angekommen waren, so daß die Hinrichtung mit dem jüngsten begann. Diese dauerte eine Viertelstunde; man hieb ihm in Gegenwart der andern den Kopf ab, und pflanzte denselben auf dem Schaffotte auf. Beide jungen Leute starben muthig, ohne zuvor ein Wort gesprochen zu haben. Die zwei folgenden zeigten noch mehr Muth und Lebensverachtung. Der brasilische Capitän sagte unter Anderem: „Ich habe den Tod nicht verdient, meine Richter hat-

ten dieß anerkannt, und mich bloß zur Verbannung verurtheil: aber der Tyrann verlangte Blut, und befahl einen Justizmord.“ Man ließ ihn nicht fortfahren. Die Truppen erweiterten das Viereck, um das Volk zu entfernen. In der That hatten auch nur zwei Richter für den Tod gesprochen, die übrigen wurden durch einen Befehl Don Miguels dazu gezwungen. Der Brigadier Moreira ward zuletzt hingerichtet, sprach aber nicht, weil man ihn daran hinderte. Nach der Hinrichtung ließ man den unglücklichen Vater Chabis und den Sohn Moreira um den Galgen herführen, und dann in das Gefängniß zurückbringeu. Der ganze schauderhafte Auftritt dauerte gegen vier Stunden.“ In der That hatte das Gericht die Verhafteten nur zur Verbannung verurtheilt, aber Don Miguel befahl die Hinrichtung. Moreira's Wittwe und einer ihrer Söhne sollen sich aus Verzweiflung selbst entleibt haben. Am Tage der Hinrichtung fuhr Don Miguel zweimal bei den aufgepflanzten Köpfen vorüber, und noch einmal am folgenden Tage, obgleich dieß nicht sein gewöhnlicher Weg war.

Auch in Oporto erfolgte am 7 Mai die Hinrichtung von zwölf (nach Andern sechzehn) Constitutionellen, die in einen frühern Aufstand verwickelt waren, und im Herbst wurden dort wieder zwei Männer hingerichtet und vierzehn andere in Contumaciam zum Tode verurtheilt.

Diese Hinrichtungen erscheinen indeß unbedeutend im Vergleich mit den Leiden, welche die unglücklichen Constitutionellen in den Gefängnissen auszustehen hatten. In Oporto befanden sich 4000 Gefangene, worunter 500 Weiber; in einem einzigen Gefängnisse in Lissabon, dem Fort San Julian 580. Der Gouverneur dieses Forts, Tellez Jordao erlaubte sich jede Art von Grausamkeit gegen die Gefangenen,

um seine Rache zu kitzeln oder Geld von ihnen zu erpressen. Er ließ sie hungern oder gab ihnen die ungesundeste Kost. Sein Sohn steckte einmal einen mit Koth beschmutzten Stock in ihre Speisen; ein Obristlieutenant, der ihn dafür anpackte, ward erstochen. Die Gefangenen durften die Wäsche nicht wechseln, und allen wurde der Kopf kahl geschoren, damit man sie bei einem Versuch der Flucht sogleich erkennen könne. Viele lagen in den kalten Kerkern am Ufer des Tajo, wo sie zur Zeit der Fluth auf die Tische flüchten mußten, weil das Wasser den halben Kerker ausfüllte. Man trennte die Gattin vom Gatten, das Kind von der Mutter. Die Wittwe Rodriguez durfte nicht einmal ihr vierzehn Monat altes Kind bei sich behalten. Ein vierjähriges Kind wurde von seinen Eltern getrennt und oft gegen sie verhört. Die vierzehnjährige Tochter eines Constitutionellen wurde mit liederlichen Dirnen zusammengesperrt. Die Gefangenen wurden körperlich mißhandelt und zuweilen sogar ermordet. So wurde General Cuba im Kerker vergiftet, General Soarez in der Nacht aus dem Gefängniß geführt und von Banditen ermordet, ein tapfrer Capitän, der sich bei der Verhaftung zur Wehr setzte, in Mancorno vom Pöbel auf einen Karren befestigt und lebendig verbrannt. Welch grausames Spiel man mit den Menschen trieb, zeigt unter Anderm, daß Don Miguel mit der Verhaftung eines reichen Mannes, Margato Roma, so lange wartete, bis dieser das Hochzeitsfest eines seiner Söhne feierte. Dann ließ er mitten im Fest alle Gäste verhaften. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß ein Edelmann sich einzuschmeicheln hoffen durfte, als er Don Miguel bat, ihn zum Henker zu ernennen.

Die meisten Gefangenen waren Anhänger der Constitu-

tion und der Königin Maria; doch schleppte man auch ganz Unschuldige ins Gefängniß, um sie ihres Vermögens zu berauben. Diener gaben ihre Herren, Schuldner ihre Gläubiger an, und der Unfug ging so weit, daß Don Miguel am Ende selbst den Befehl gab, es solle künftig Niemand verhaftet werden, dessen Ankläger nicht ein bekannter Mann sey. Auch Ausländer schonte man nicht. So wurde Herr Hume, ein Hamburger, deßhalb verhaftet, weil man einige Trauerspiele von Voltaire bei ihm fand. Selbst Engländer wurden verhaftet, doch wieder frei gegeben. — Es ist begreiflich, daß die spanischen Constitutionellen, die sich nach Portugal geflüchtet hatten, hier von Don Miguel nicht sehr freundlich behandelt wurden. Er ließ sie auf Schiffsgefängnissen im Tajo einsperren, und ihre Lage war so schrecklich, daß viele sich entschlossen, nach Spanien zurückzukehren und lieber ihren Kopf aufs Spiel zu setzen, als länger die Qualen einer solchen Gefangenschaft zu erdulden. — Don Miguel verfuhr aber auch gegen seine eigenen Anhänger nicht sehr gnädig. Als 18 seiner Officiere, die auf Terceira gefangen worden waren, nach Lissabon zurückkehrten, ließ er sie sogleich ins Gefängniß setzen, damit sie Niemand erzählen könnten, wie es auf Terceira aussähe.

Die königlichen Freiwilligen, die Priester und der fanatische Pöbel begnügten sich indeß keineswegs mit den strengen Maßregeln der Justiz. Sie übernahmen das Strafamt selbst und plünderten und mordeten ungescheut Jeden, der ihren Haß auf sich gezogen hatte. Täglich sah man die übermüthigen Freiwilligen in Lissabon oder in den Provinzen Mordthaten verüben. Nur eine, die an dem Engländer Maechens, wurde bestraft. Im März wurden 70 Officiere und Bürger, die man aus den Gefängnissen von Lissabon wegen Ueberfüllung

derselben in die von Elvas abführte, zu Villa viciosa vom Pöbel überfallen und ermordet oder verwundet. Im Augenblicke ihrer Ankunft läuteten die Mönche die Sturmglocke und munterten das Volk zum Morden auf. Am 27 Mai wurden in Lissabon selbst eine Anzahl Gefangene auf dem Wege nach dem Schlosse San Julian von 200 Miguelisten überfallen und zum Theil ermordet. Der Priester Barreiro führte öffentlich und ungestraft eine Mörderbande durch die Straßen Lissabons und erlaubte sich jede Art von Mißhandlung gegen die Einwohner.

Die Anarchie im Lande wurde durch die große Geldnoth noch vermehrt. Die arbeitende Mittelclasse, aus denen größtentheils die Constitutionellen bestanden, war theils der Freiheit beraubt, theils ausgewandert, theils geplündert und verarmt. Der Handel und jedes Gewerbe gerieth ins Stocken. Der Pöbel zog es seinerseits vor, in den Reihen der Freiwilligen dienend. dem Müßiggang und Raub obzuliegen. Die Finanzen Portugals waren auf eine bedenkliche Weise erschöpft. Don Miguel erhielt wenig oder keine Steuern, durfte die Güter der Geistlichen nicht antasten, um diese nicht zu beleidigen, und hatte keine reichere Hülfsquelle, als die Güter der Hingerichteten, Verhafteten und Ausgewanderten, die er einzog. Er sah sich genöthigt, eine große Summe aus der Bank zu nehmen, und gezwungene Anleihen zu machen. Wie er dabei verfuhr, mag folgendes Beispiel darthun. Als der Tabaks- und Seifen-Contract wieder auf drei Jahre, vom Januar 1830 an, versteigert werden sollte, bot der gegenwärtige Inhaber an, 40,000 Pfund Sterling zu deponiren, wenn ihm der Contract erneuert würde. Ein Theil der Miguelisten überredete aber die Regierung den Contract ihnen zu geben, und ihn dem

bisherigen Inhaber, der des Constitutionalismus verdächtig war, zu entziehen. Sie leisteten dabei nicht nur keine Caution, sondern durften auch eine geringere Pachtsumme bezahlen. Dagegen ward der bisherige Inhaber aufgefordert, das von ihm angebotene Geld zur Verfügung Don Miguels zu stellen. Seine und seiner Familie persönliche Sicherheit stand auf dem Spiele; er wagte es nicht die Forderung abzulehnen. Mit diesem Gelde wurde das Drängen der Soldaten für einige Zeit befriedigt, damit war aber die schlimme Stunde bloß hinausgeschoben.

Dennoch reichte Don Miguels Einkommen auf die Dauer nicht aus, die Ausgaben zu bestreiten. Die Expedition nach Terceira kostete ihm große Summen. Auch sagte man, er habe Kostbarkeiten vom Werth einiger Millionen nach England geschickt, um sich dort Gönner zu erkaufen. Seine erschöpften Cassen reichten zuletzt nicht mehr aus, den Civilbeamten ihren Gehalt, den Soldaten ihren Sold, den öffentlichen Arbeitern ihren Lohn auszuzahlen. Die erstern mußten warten, die beiden andern wagten es, sich zu empören. Auf der Insel Madera brach eine ernsthafte Gährung unter den Truppen aus, auch in Elvas zeigten sich Spuren davon. Die Arbeiter am Arsenal in Lissabon empörten sich im December und ließen sich nicht eher beschwichtigen, bis man sie bezahlte. Doch wurden ihre Rädelsführer eingekerkert.

Der Hof des usurpirten Königs bot einen traurigen Anblick dar. Alle fremden Gesandten hatten Lissabon verlassen und selbst die untergeordneten Agenten, die sich hin und wieder einfanden, erwiesen Don Miguel nicht die königliche Ehre, im Hafen liegende fremde Schiffe gewährten ihm nicht den königlichen Gruß. Erst am 15 October hatte er das Ver-

gnügen, den neuen spanischen Gesandten d'Acosta in feierlicher Audienz bei sich zu empfangen. Der König von Spanien, Bruder der Königin Charlotte, hatte sich bisher nur aus Rücksicht gegen die übrigen europäischen Mächte geweigert, Don Miguel als rechtmäßigen König von Portugal anzuerkennen. Im Herzen war er ihm dagegen immer sehr geneigt gewesen, und da er in Spanien selbst das constitutionelle System mit Feuer und Schwert ausgerottet hatte, so war es sehr natürlich, daß er auch Don Miguel seinen Beifall nicht versagen konnte. Er entschloß sich also, ihn anzuerkennen, und durch sein Beispiel vielleicht andre Mächte zu bewegen, dasselbe zu thun. Er fand aber auch seinen Vortheil dabei, denn er soll die Anerkennung nur unter der Bedingung bewilligt haben, 1) daß ihm die für die Truppen des Marquis von Chaves bei ihrem Aufenthalt in Spanien aufgewendeten Summen sogleich vergütet würden, 2) daß das Getreide oder andere spanische Producte, deren Einfuhr in Portugal verboten sey, entweder frei oder gegen eine sehr geringe Abgabe eingebracht werden dürfte.

Spaniens Beispiel wurde aber noch von keiner andern Macht nachgeahmt, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerica. Es fiel auf, daß der freieste Staat in der Welt einem Usurpator und Despoten die Hand reiche. Man hatte von Nordamerica erwartet, es werde sich immer für die Sache der Freiheit, also in diesem Falle für die portugiesische Constitution und Donna Maria entscheiden. Ueberdieß herrschte einiger Zwiespalt zwischen Don Miguel und den Nordamericanern, da einige ihrer Schiffe von dem Blokadegeschwader vor Terceira genommen worden waren, worauf die Nordamericaner Repressalien gebrauchten. Allein

dieß Alles hinderte nicht, daß nicht Don Miguel als König von Portugal von den Vereinigten Staaten anerkannt worden wäre. Die Regierung dieser Republik hat nämlich den Grundsatz, daß jeder König, der es de facto ist, es auch mit Einwilligung des Volkes oder wenigstens der Mehrheit im Volke seyn müsse, weil, wenn dieß nicht der Fall wäre, er auch nicht wirklich auf dem Thron und im Besitz der Macht seyn würde. Dieser Besitz aber und die Zustimmung des Volkes erscheint den americanischen Republicanern hinlänglich, um die Rechtmäßigkeit des königlichen Titels zu beweisen. Um das Recht der Geburt bekümmern sie sich nicht. Der Grundsatz der Legitimität ist ihnen, als Republicanern, fremd, und muß es seyn.

Indeß machte die stolze Republik ihre Verachtung der Legitimität auf eine etwas barsche Weise geltend. Am 2 October überreichte der Geschäftsträger Don Miguels, Ritter Torlade Pereira d'Azlembrigo in Washington dem neuen nordamericanischen Präsidenten Jackson sein Beglaubigungsschreiben. Da nun aber der bisherige portugiesische Geschäftsträger, Herr Barrozo, ein treuer Anhänger der Königin Maria, gegen diesen Nachfolger protestirte, und sich weigerte, ihm seine Gesandtschaftspapiere und Briefe auszuliefern, so belangte ihn dieser bei den nordamericanischen Gerichten, und als Barrozo nicht im Stande war, als Angeklagter die ungeheure Caution von 100,000 Dollars zu leisten, so wirkte sein Gegner nach dortigen Gesetzen Personalarrest gegen ihn aus, der auch am 30 October vollzogen wurde.

Da somit Don Miguel nur von zwei Mächten anerkannt wurde, blieb sein Hof immer noch sehr einsam und verlassen. Diese Zurücksetzung, die Besorgniß vor einem unglücklichen

Ausgange seiner Usurpation, wenn etwa die großen Mächte sich endlich für die legitime Königin entscheiden sollten, die Finanznoth und das Mißlingen seiner Unternehmung auf Terceira scheinen ihn in eine sehr gereizte Stimmung versetzt zu haben. Dazu kam noch, daß er im Anfange des Jahres 1829 noch an den Folgen seines frühern unglücklichen Sturzes aus dem Wagen litt. Er verließ daher seinen Palast in Queluz nur selten, wo er, in steter Furcht vor Meuchelmördern oder Empörern, sich durch eine zahlreiche Leibwache hüten ließ. Erst später kam er wieder nach Lissabon, machte Jagdpartien und besuchte fleißig das Landgut des Marquis von Barba, seines Günstlings. Unter seiner persönlichen Tyrannei litten vorzüglich seine beiden Schwestern, Maria de l'Assumption und Isabella. Die letztere war bis zur Zurückkunft Don Miguels Regentin von Portugal gewesen, und hatte sich bei den Constitutionellen sehr beliebt gemacht. Dieß reizte den Zorn des Usurpators. Er zwang die Schwester, immer in seiner Nähe zu bleiben, und ließ alle seine bösen Launen an ihr aus. Er soll sie öfters thätlich mißhandelt haben, und welcher Gefahr sie bei ihm ausgesetzt war, mag folgender Vorfall darthun, der sich im März ereignete: „Dem Usurpator kam zu Ohren, daß eine Person aus der Dienerschaft der Prinzessin nach England mit Briefen von derselben an die Agenten Don Pedro's abgegangen sey, und zugleich einen Theil ihrer Juwelen mit sich genommen habe, welche sie vor den Angriffen Don Miguels nicht sicher hielt, da er sich schon mehrere Eingriffe in das Privateigenthum seiner Verwandten erlaubt hat. Aufgebracht über diese Nachricht stürzte er mit einer Pistole in der Hand in das Zimmer seiner Schwester, und verlangte über die Abreise ihres

Bedienten Auskunft. Schon ging er mit der Waffe auf sie zu, als sie den Muth faßte, sich auf ihn hinzuwerfen, was ihn zu Boden stürzte; worauf sie zu entfliehen suchte. Don Miguel verfolgte sie wüthend, verwundete den Grafen Camarido, der ihn zu besänftigen suchte, in den Arm, und schoß auf die Prinzessin, die Kugel traf sie aber nicht, sondern tödtete einen unglücklichen Bedienten, der blutend niedersank. Sein Günstling, der Graf Queluz, eilte nun herbei, warf sich zu Don Miguels Füßen, und bat um das Leben der Infantin." Er begnügte sich damit, ließ aber die Infantin einsperren und mehrere Personen des Hofes verhaften, die von dem Morde im Schlosse gesprochen hatten. Beide Prinzessinnen wurden gegen das Ende des Jahres krank. Ihre Tante, die Prinzessin Maria Benedicta, starb am 17 August.

Die Königin Charlotte hielt ihren eigenen Hof, und von hier aus wurde eigentlich die Regierung geleitet. Don Miguel gab in der Regel seiner Mutter nach, und opferte ihr seine Anhänger auf. So früher den Herzog von Cadaval, der seinen Einfluß in der Regierung verlor, so später seinen ersten Günstling selbst. Dieser sein ehemaliger Barbier, jetzt sein vertrautester Freund und Rathgeber, war bereits zum Vicomte von Queluz erhoben und so sehr bereichert worden, daß sein Vermögen dem der ältesten Familie in Portugal gleich kam. Es hieß schon, er sollte zum Herzog ernannt werden, als er plötzlich gestürzt wurde. Die Königin Mutter war ihm nicht gewogen, weil er ihre eignen Anhänger in der Gunst ihres Sohnes verdrängte, und da er die Unvorsichtigkeit beging, mit seinem Einfluß auf Don Miguel zu prahlen, und sich von denen brauchen zu lassen, die es versuchen wollten,

dem Usurpator gemäßigte Gesinnungen einzuflößen, so reichte dieß hin, ihn rasch von seiner Höhe herabzustürzen. Es heißt, er habe deßhalb der Infantin Isabelle Gehör gegeben, und Don Miguel habe dieses politische Einverständniß beider erfahren. Einige meinen, der Vicomte sey in eine Liebesintrigue verwickelt worden, „deren Folgen die Zahl der Mitglieder der königlichen Familie hätte vermehren können.“ Genug, man berichtete folgende Thatsachen. „Am 26 September begab sich Don Miguel auf das Landhaus des Marquis von Barba, wo man eine theatralische Vorstellung gab; die beiden Infantinnen, Schwestern Don Miguels, der Vicomte von Queluz und andere Hofleute begleiteten den Prinzen. Man bemerkte an diesem Tage nicht das Geringste von einer eingetretenen Kälte zwischen Don Miguel und seinem Günstlinge. Am 27 Morgens hatte Don Miguel eine Lustpartie nach Alfeite, einem Lusthause am Ufer des Tajo, Lissabon gegenüber, angeordnet, und lud dazu seine Schwester, Donna Maria Assumption, den Vicomte von Queluz, den Marquis von Bellas und den Marquis d'Avito ein. Man belustigte sich den ganzen Vormittag mit Fischfang auf einem See des Schlosses, speiste dann, und richtete sich nach Tische zu einem Ritte auf Pferden und Eseln, als man vor dem Aufbruche bemerkte, daß Don Miguel ins Geheim den Befehl gab die Schaluppe ungefähr 200 Schritte vom Schlosse bereit zu halten. Er ging hierauf zu dem Vicomte von Queluz und sagte ihm laut: „Du wirst nicht mitreiten, weil du während meiner Abwesenheit einen Brief an .... und ein Billet an .... zu schreiben hast. Du bleibst bis zu meiner Zurückkunft oder bis ich dich holen lasse.“ Da Don Miguel ihm häufig solche Befehle gab, so schöpfte der Vicomte keinen Verdacht.

Der Ritt dauerte nicht lange; Don Miguel verließ das Schloß, begab sich unmittelbar mit seinem ganzen Gefolge an den Ort, wo die Schaluppe stand, und kehrte nach Lissabon zurück. Im Augenblicke der Abfahrt sagte er zu dem Schloßvogt von Alfeite: „Ich mache dich für die Person des Vicomte verantwortlich; du wirst ihn bis auf weiteren Befehl im Schlosse bewachen.“ Auf dem ganzen Rückwege wagte Niemand ihm ein Wort in Betreff des Vicomte von Queluz zu sagen; eben so war es im Palaste, wo man die Abwesenheit des Barbiers bald bemerkte. Am folgenden Tage ward der Seeminister berufen, und ihm befohlen, eine Fregatte zur Verfügung seines Collegen bereit zu halten, um den Vicomte ins Ausland zu bringen.“ Dann erfuhr man, er sey am 15 November abgereist, man wußte nicht wohin.

3.

Brasilien.

Seitdem das unermeßliche Land, das die schöne Ostküste Südamerica's einnimmt, vom Mutterlande sich losgerissen und zum selbstständigen Kaiserthum erhoben hatte (1822), zeigte die Bevölkerung eine entschiedene Abneigung, sich ferner um das Schicksal Portugals zu bekümmern, und wie sehnlich auch Don Pedro wünschen mußte, seine Tochter kräftigst zu unterstützen, so sah er sich doch gezwungen, in dieser Angelegenheit sein persönliches Interesse dem Interesse der Brasilaner unterzuordnen. Weit entfernt, dem Kaiser Hülfsmittel anzubieten, um Don Miguel mit Gewalt von seinem

usurpirten Thron zu stürzen, waren die Brasilianer sogar noch unwillig über das Wenige, was der Kaiser und seine diplomatischen Agenten in Europa für die Anhänger der Königin Maria thaten. Der Kaiser rief die Kammern am 2 April zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, in welcher die Sache zur Sprache kam. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pereira, mußte in einer Rede am 6 April die Regierung gegen die Kammer entschuldigen, und ihr die Versicherung geben, daß es durchaus nicht in der Absicht der Regierung liege, den Brasilianern Anstrengungen für Portugal zuzumuthen, und daß der Kaiser das Recht des Vaters der Pflicht des Landesvaters aufzuopfern wissen werde.

Der klar ausgesprochene Wille des brasilianischen Volks, nichts für Donna Maria da Gloria thun zu wollen, und die Unmöglichkeit, es gegen seinen Willen zu nöthigen, endlich die drohende Stellung Englands, dessen Ministerium eine brasilianische Expedition gegen Portugal würde zu entwaffnen gewußt haben, auch wenn sie zu Stande gekommen wäre, alle diese Umstände legten dem Kaiser die Nothwendigkeit auf, seinem liebsten Wunsch, Donna Maria auf den portugiesischen Thron zu sehen, wenigstens einstweilen zu entsagen. Er faßte daher den Entschluß, die geliebte Tochter aus England zurückzurufen, um sie der drückenden Lage zu entziehen, in der sie sich daselbst mitten unter Feinden und falschen Freunden befand, und zugleich, um die bedeutenden Kosten ihres königlichen Hofstaats in einem fremden Lande zu ersparen.

Don Pedro hatte auch noch mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen. Zu Anfang des Jahres brachen in der nördlichen Provinz Pernambuco Unruhen aus, wie dieß schon

früher öfters geschehen war, da die Nähe des spanischen Freistaats Columbia die Nordbrasilianer mit demokratischen Ideen ansteckte. Der Kaiser suspendirte am 7 März die Freiheiten der Provinz, nahm aber dieß Decret schon am 27 April wieder zurück, wo die Unruhen beigelegt wurden. Die constitutionelle Opposition des Landes zeigte sich indeß so stark, daß die Kammern den Kriegsminister, der bei dieser Gelegenheit seine Gewalt überschritten haben sollte, anklagten, ihn jedoch durch Stimmenmehrheit wieder frei sprachen.

Dieselbe constitutionelle Energie entwickelten die Kammern während aller Verhandlungen der regelmäßigen Sitzung. Sie drückten dem Kaiser ihren Dank und ihre Bewunderung aus, daß er seine väterliche Liebe dem Frieden Brasiliens zum Opfer bringe, aber sie fuhren fort, den Gang der Unterhandlungen in Betreff Portugals mit eifersüchtigen Augen zu bewachen. Die dießjährige Sitzung der Kammern war auch dadurch merkwürdig, daß in ihr neue Grundsätze zur Sprache kamen, für die man die kaum erst emancipirten Brasilianer noch nicht reif gehalten hätte. Man fing bereits an, die Einziehung der geistlichen Güter, bürgerliche Gleichstellung aller Confessionen, und Verwandlung der Ehe in einen bloßen Civilact vorzuschlagen. Ferner wurden mißhandelte Neger gegen tyrannische Pflanzer unterstützt. Man bemerkte mit Vergnügen, daß, wie es hieß, der Papst sich namentlich an den Kaiser gewendet und ihm die Abstellung des Sclavenhandels empfohlen habe, und da nach früherem Uebereinkommen mit England der 10 Februar 1830 als der Tag bestimmt war, an welchem in Brasilien für immer der Negerhandel abgeschafft werden sollte, so schien in der Stimmung der Brasilianer nichts zu liegen, was dem Grundsatz oder der Ausführung dieses Uebereinkommens entgegen

gegen gewesen wäre. Die Minister beeiferten sich ihrerseits, den Kammern in allem Guten entgegenzukommen, und besonders der Finanzminister Calmon Dupin wurde wegen seiner Bemühungen zur bessern Anordnung der Finanzen gerühmt. Dennoch glaubte man, der allzu kühne Ton der Kammern habe den Kaiser veranlaßt, dieselben am 3 September zu entlassen.

Ein Ereigniß von drohender Natur unterbrach kurze Zeit die äußere Ruhe Brasiliens. Bekanntlich hatte Don Pedro unlängst den in jeder Hinsicht unglücklichen Krieg mit Buenos-Ayres beendigt. Unglücklich war dieser Krieg, weil er Don Pedro zur Abtretung der strittigen Provinz, der östlichen Banda nöthigte, weil er die Kräfte Brasiliens erschöpfte und weil er eben dadurch das wichtigste Hinderniß wurde, ohne welches Don Pedro vielleicht seiner Tochter in Portugal hätte beistehen können. Wenn er, statt unnütz Buenos-Ayres anzugreifen, seine Flotte gegen Don Miguel geschickt hätte, so wären alle die Unannehmlichkeiten vermieden worden, in die ihn seitdem sein Unvermögen, seiner Tochter beizustehen, gestürzt hatte. Ueberdieß hatte jener nachtheilige Krieg einen Zankapfel zwischen Brasilien und England geworfen. Die Engländer reclamirten von Don Pedro 400,000 Pfund Sterling, als Erstattung ihres Verlustes bei der Blokade von Buenos-Ayres. Lord Strangford, den sie deßhalb nach Rio de Janeiro sandten, unterhandelte vergeblich, da die brasilianische Regierung sich zur Erstattung jener Summe nicht verpflichtet glaubte; und kehrte am 30 Jun. nach London zurück. Nach ihm aber erschien Lord Ponsonby mit einer englischen Escadre vor Rio de Janeiro und drohte, die Stadt zu beschießen, wenn ihm nicht binnen 48 Stunden die schul-

dige Summe ausgezahlt würde. Es kam indeß nicht zu diesem Aeußersten, sondern man setzte eine Commission nieder, welche die Sache friedlich ausgleichen sollte.

Trotz dieser mannichfaltigen Sorgen sollte sich dem Kaiser von Brasilien dieß Jahr mit einem glücklichen Ereigniß schließen. Als ein noch junger Mann und kürzlich erst verwittwet, suchte er sich eine neue Gemahlin und trug die kaiserliche Krone von Brasilien der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, der schönen Tochter des berühmten Helden Eugen, ehemaligen Vicekönigs von Italien und Stiefsohn Napoleons an. Am 29 Julius erschien der Graf Barbacena als außerordentlicher Gesandter in München, um die Prinzessin zu werben, die am 2 August durch Procuration dem Kaiser vermählt ward. Am 4 August verließ die neue Kaiserin München unter den Segenswünschen der Bevölkerung, bei der ihre edle Familie sich allgemeine Liebe erworben, begleitet von ihrem Bruder, Herzog August von Leuchtenberg. Am 25sten schied sie zu Ostende vom Festlande, während eine unermeßliche Volksmenge mit inniger Theilnahme der liebenswürdigen Tochter Eugens Lebewohl winkte. Sie kam am 27 August vor Portsmuth an, betrat indeß die englische Küste nicht, welche Donna Maria an demselben Tage zu verlassen eilte, um sich in die Arme ihrer schönen Mutter zu werfen. Heftiger Regen und Ungewitter machten den Abschied der Königin Maria vom brittischen Boden so unfreundlich, als es ihr Empfang gewesen war. Die Fregatte Imperatriz führte die jugendlichen Majestäten über das atlantische Meer, ohne daß ihnen der geringste Unfall zustieß, obgleich Don Miguel dem Blokadegeschwader von Terceira den Befehl zukommen ließ, das Schiff, das seine ehemalige Braut

Kaiserin von Brasilien.

DON PEDRO

Kaiser von Brasilien.

führte, zu nehmen, oder wenn es sich zur Wehre setzen sollte, in Grund zu bohren.

Am 16 October sah die Kaiserin die Hauptstadt ihres neuen Reiches. Rio de Janeiro war zu ihrem Empfang aufs herrlichste geschmückt. Die üppige Blumenpracht Brasiliens mußte alle ihre Farben leihen, um die Triumphbögen zu schmücken, durch welche sie einziehen sollte. Ein Augenzeuge schildert das Fest ihrer Ankunft also: „Der Kaiser fuhr seiner Gemahlin auf einem Dampfschiff entgegen, während sie ihn mit ihrem Bruder und Donna Maria auf dem Verdecke erwartete. Als der Kaiser mit seinen Begleitern das Verdeck betrat, führte ihm Marquis von Barbacena seine junge Gemahlin entgegen. Der Kaiser irrte sich natürlich keinen Augenblick in der Person. Er trat ihr raschen Schrittes entgegen, und nachdem er an sie die ersten freudigen Begrüßungen gerichtet, wendete er sich zu Donna Maria, seiner Tochter, die er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in seine Arme schloß und lange weinend umschlossen hielt. Nun umarmte er auch Barbacena, den treuen, unerschütterlichen Führer des königlichen Kindes, und blieb, von Rührung überwältigt, lange an seinem Halse hängen. Der Kaiser erschien uns Allen viel schöner, als alle Portraite, die wir von ihm in Europa gesehen hatten. Er ist nicht sehr groß, aber fein gebaut, mit dunkeln, feurigen, sehr determinirten Zügen, schwarzem, stark gelocktem, etwas langem Haar, großen lebhaften Augen, auffallend starkem Backen- und Schnurrbart, voll militärischen Anstands, und in jeder Miene so wie in der ganzen Haltung entschiedene Festigkeit zeigend. — Bei der eingetretenen Windstille nahm das kaiserliche Dampfschiff die Fregatte Imperatriz ans Schlepptau. Bald war so der Eingang in die Bai erreicht. In die-

sem Augenblicke donnerten die sieben Forts und Batterieen des Hafens vereint mit allen vor Anker liegenden Kriegsschiffen uns ihren Willkomm entgegen. Zwei bis dreihundert Schiffe aller Nationen lagen in dem ungeheuren Raume vor uns ausgebreitet, mit wehenden Flaggen, vollgedrängten Verdecken und schmetternder Musik; auch von den höchsten Masten blickten neugierige Matrosen auf das lebenvolle Gewimmel herunter; unzählige, von Schwarzen und Farbigen gerud erte, mit Blumen und Bändern geschmückte Barken umschwammen und umjubelten das Schiff der Kaiserin, neugierig ob sie nicht einen Blick der hohen Ankömmlingin erhaschten oder wenigstens eine Miene, eine Bewegung, einen Saum ihres Kleides erblickten. Hinter diesen Schiffen und diesen Barken winkte uns die herrliche Stadt, der wir ihre Kaiserin brachten, selbst entgegen, von der tiefblauen See umflossen, und im vollen Sonnenglanze blinkend mit ihren weißen Häusern, ihren Thürmen, Klöstern und Kirchen, mit ihren reizenden, von Landhäusern und Capellen bedeckten Ufern, und dem grünen Insel-Kranze von duftenden Palmenwäldern bedeckt.

Am Arsenal betrat die Kaiserin, ihren Gemahl zur Seite und von glänzendem Hofstaate umgeben, den Boden ihres neuen Vaterlandes. Alle Straßen, durch die der Zug ging, waren voll bedeckt mit den herrlichen Blumen des brasilischen Himmels. Ein Wagen mit acht weißen Rossen zog die Kaiserin, ein gleicher Don Pedro mit Donna Maria und dem Herzoge von Leuchtenberg. Acht, je mit sechs Mauleseln bespannte Hofwagen folgten mit dem brasilischen, portugiesischen und leuchtenbergischen Gefolge; der ganze Zug war umgeben von kaiserlichen Ehrengarden, Hellebardieren, Piqueurs ꝛc. Die ganze Bevölkerung Rio's, mit ihren hundert Farbenschattirun-

gen, war herbeigeströmt, und drängte sich, besonders an den zahlreichen Triumphbögen. An einem der letzten war eine lebende Ceres und Flora aufgestellt, die Blumen und Früchte in den Wagen warfen; ich erhielt von der Flora eine tüchtige Hand voll Rosen ins Gesicht. Von allen Balconen und Fenstern wehten Shawls, bunte Tücher und Teppiche herunter. So gelangten wir in stetem Festzug zur reichgeschmückten Capelle, in der Alles vereinigt war, was Brasiliens Hauptstadt an bedeutenden Einheimischen und hohen Fremden in sich schließt. Während innen in erhebender Trauungsfeier die Hand der Tochter Eugens in die Hand des Monarchen gelegt wurde, der der einzige ist, den America kennt, und das Tedeum erklang, wurden außerhalb der Kirchenthüren, wie dieß hier bei allen kirchlichen Ceremonien der Fall ist, von dem jubelnden Volke alle Arten von Lustfeuerwerk abgebrannt. Seit diesem Tage folgten sich in fast ununterbrochener Reihe Hoffeste, Truppenrevuen, Beleuchtungen, kurz Feierlichkeiten aller Art."

Zu Ehren dieser Heirath stiftete der Kaiser einen neuen Orden, den Rosenorden, und ernannte den Herzog von Leuchtenberg zum Herzog von Santa-Cruz.

Die Ankunft der Kaiserin blieb auch auf die innere Politik Brasiliens nicht ohne Einfluß. Noch ehe sie in Brasilien anlangte, mußte die schöne Marquise von Santos, des Kaisers bisherige Geliebte, mit ihren Kindern dieses Reich verlassen, um sich nach Paris zurückzuziehen. Sie war nicht ohne bedeutenden Einfluß gewesen. Im Anfang des Decembers veränderte aber der Kaiser sein ganzes Ministerium. Barbacena erhielt die Finanzen, Calmon die auswärtigen Angelegenheiten, Rio-Pardo das Kriegsministerium, Caravella

das Portefeuille des Innern, Alcantara das der Justiz. Dieses neue Ministerium war in einem völlig populären Sinne zusammengesetzt, da alle seine Glieder, mit einziger Ausnahme Rio-Pardo's, geborne Brasilianer waren. So befand sich denn Brasilien am Schlusse des Jahres in einem hoffnungsvollen Zustande. Die kluge Nachgiebigkeit des Kaisers hatte die ihrer constitutionellen Kraft sich immer mehr bewußt werdenden Brasilianer zufrieden gestellt, und es herrschte Einigkeit und Vertrauen auf beiden Seiten.

Ein Unglücksfall, welcher der kaiserlichen Familie begegnete, erregte zwar großen Schrecken, lief aber ohne üble Folgen ab. Als am 7 December der Kaiser, die Kaiserin, die Königin von Portugal und der Herzog von Leuchtenberg-Santa-Cruz von einer Promenade zurückkehrten, geschah es, daß beim Hinabfahren in die Straße Larradio die Wagendeichsel brach und die Zügel rissen. Bei der Unmöglichkeit, die scheu gewordenen Pferde zu leiten, schlug der Wagen auf einem Trottoir um, und die in demselben Sitzenden thaten einen schrecklichen Fall. Man brachte die Verwundeten sogleich in das nahe stehende Haus des Marquis von Carta-Gallo, und es ergab sich, daß zum Glück die Verletzungen nicht so gefährlich waren, als man anfangs befürchtet hatte. Der Kaiser war auf die rechte Seite gefallen und hatte die sechste und siebente Rippe zerbrochen. Donna Maria erhielt starke Contusionen am Kopf. Der Herzog August hatte den rechten Ellenbogenknochen ausgefallen. Die Kaiserin war glücklicherweise mit dem bloßen Schrecken davongekommen, ohne im mindesten verletzt zu werden. Die sorgfältigste ärztliche Behandlung stellte indeß auch die Verwundeten bald wieder her.

V.

Spanien und die südamericanischen Freistaaten.

1.

Spanien.

Das schöne, einst mächtige Spanien erblicken wir in tiefem Verfall. Die großen Umwälzungen, welche dieses Land von 1808 bis 1823 erlebte, hatten für dasselbe nicht die wohlthätigen Folgen gehabt, wie die früheren ähnlichen Revolutionen in England und Frankreich. Es hatte durch sie nur seine Reichthümer, einen Theil seiner Bevölkerung und seine freilich nur einem Schlaf ähnliche Ruhe verloren, ohne irgend etwas dafür wieder gewonnen zu haben. Die Ursache davon war, daß seine Revolution nicht vollendet worden, daß aus den in ihr gährenden politischen Elementen nur das eine, das des alten Despotismus, siegreich hervorgegangen war. — Spanien hatte in seinem Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon (1808—1814), während sein König in Frankreich gefangen war, in den Cortes eine Nationalversammlung gebildet, welche die dem Zeitgeist angemessenen constitutionellen Grundsätze annahm und von dem, 1814 befreit aus Frankreich heimkehrenden, König eine Charte verlangte.

Allein Ferdinand VII, die beispiellose Treue und Aufopferung seines Volkes mit Undank belohnend, verwarf die constitutionelle Verfassung und verfolgte die Liberalen, worunter sich die tapfersten und edelsten Vertheidiger seiner Rechte gegen Napoleon befanden, mit Ketten und Henkerbeilen. Dieß führte zu unheilbringender Parteiung. Die constitutionell gesinnten Spanier, bestehend fast aus allen gebildeten Militärs, Staatsdienern, Gelehrten, Kaufleuten und Bürgern, mochten die Herrschaft der dem Despotismus huldigenden servilen Partei, bestehend aus einem Theil des Adels, aus der zahlreichen Geistlichkeit, aus den rohen Bauern und dem durch Armuth und Faulheit überall verbreiteten Pöbel, nicht lange dulden, und die zur Wiedereroberung der emancipirten americanischen Colonien gebildete Armee empörte sich zu Cadix, am 1 Januar 1820. Diese liberale Bewegung theilte sich ganz Spanien mit, die Cortes wurden wieder eingesetzt und der König gezwungen, constitutionell zu werden. In Frankreich aber bewirkte der mächtige Minister Villele eine große Kriegsrüstung zu Gunsten des Despotismus. Die Franzosen rückten 1823 in Spanien ein, schlugen die Liberalen, die sich theils ungeschickt benahmen, theils der servilen Partei gegenüber nicht zahlreich genug waren, und setzten Ferdinand VII aufs Neue in den Besitz der absoluten Gewalt. Abermals nahm der Despotismus nun blutige Rache, und je mehr die liberale Partei dießmal sich compromittirt hatte, desto mehr Opfer fielen. Ein Theil wurde eingekerkert und hingerichtet, ein anderer floh aus dem Lande, besonders nach Portugal und nach England. Die übrigen wurden im Lande in strenger Aufsicht gehalten und mußten sich von den übermüthigen Servilen jede Mißhandlung gefallen lassen.

In den sechs Jahren, welche bis zum Beginn des Jahres 1829 der Restauration folgten, wurde der innere Zustand Spaniens nicht gebessert. Eine Menge fleißiger Hände waren mit den Liberalen ausgewandert, sofern diese durchgängig dem gebildeten Mittelstande angehörten. Der bewaffnete Pöbel, der unter dem Namen der königlichen Freiwilligen in zahlreichen Banden zur Stütze des Throns und Altars gegen die Liberalen aufgerufen worden war, legte auch im Frieden die Waffen nicht nieder, fing vielmehr an, die Rolle der Janitscharen in der Türkei zu spielen, trotzte selbst der Regierung, erzwang von dieser seinen Sold und war so wenig geneigt zum Arbeiten, als die unermeßliche Menge von Priestern und Mönchen, die Spanien noch immer bevölkerten. Die Regierung steckte tief in Schulden. Die Staatsschuld war schon vor den Cortes sehr hoch angelaufen, dazu kamen während der Cortesregierung 2 Milliarden Realen, die später der König nicht anerkannte, und nun die neuen Schulden, die besonders der Krieg von 1823 veranlaßte. Die große Verwirrung in den Finanzen wurde erst am 30 December 1828 etwas entwirrt, an welchem Tage Spanien 80 Millionen Franken als provisorisches Entschädigungscapital für Frankreich anerkannte, und demgemäß der französischen Regierung dieses Capital vom 1 Januar 1829 an mit 3 pCt. zu verzinsen, und außerdem halbjährlich 1,600,000 Franken am Capital selbst abzutragen versprach. Deßgleichen wurden England für alle seine Reclamationen in Bausch und Bogen 700,000 Pfund Sterling bewilligt; wobei angeführt werden muß, wie sich der Herzog von Wellington insbesondere als Privatgläubiger benahm. Nach der Restauration hatte ihm der König von Spanien Ländereien in Soto de Roma, der schönsten und

fruchtbarsten Gegend in Grenada geschenkt, und ihn zugleich zum Generalcapitän von Spanien ernannt, einer mit großem Gehalt verbundnen Würde. Dieser Gehalt war ihm bei den Finanzverlegenheiten Spaniens einige Jahre nicht ausgezahlt worden, und er benutzte nun seine Stellung als Premierminister Englands, denselben zu reclamiren, und statt des Geldes neue Ländereien zu verlangen. Er erhielt dieselben in Xeres de la Frontera, und seitdem soll der erste Minister in England auch der erste Weingartenbesitzer in Spanien seyn.

Die dringende Nothwendigkeit, dem Bankerott des Landes zuvorzukommen und eine einigermaßen festere Stellung wieder zu gewinnen, führte die spanische Regierung nach und nach zu einem etwas gemäßigteren System, woran aber die Absolutisten großes Aergerniß nahmen. Die Minister, welche die Noth am besten einsahen und von denen am meisten gefordert wurde, waren in demselben Maß auch zu gemäßigteren, Ruhe und Wohlstand herstellenden Maßregeln geneigt, und fanden zum Glück an dem Justizminister Calomarde ein Haupt, das die dringenden Interessen des Landes mit den persönlichen Neigungen des Königs geschickt zu vereinigen wußte. Unter den Ministern am meisten servil, war Calomarde unter den Höflingen am meisten gemäßigt, und indem er auf der einen Seite zwar die Liberalen zu hart und die Absolutisten zu gelinde behandelte, setzte er doch auf der andern heilsame Maßregeln durch, die ein liberalerer Minister unter der noch obwaltenden Stimmung des Hofes nicht durchgesetzt haben würde. Es geschah manches Gute. Schon das erwähnte Finanzdecret vom 30 December 1828 war ein großer Fortschritt. Dazu kamen im Lauf des Jahres 1829 noch mehrere sehr vortheilhafte Neuerungen. Am 21 Februar wurde Cadix

zu einem Freihafen erklärt, um dem gesunkenen Handel wieder aufzuhelfen und den Spaniern die Vortheile zuzuwenden, welche sich bisher die Engländer in dem benachbarten Gibraltar zugeeignet hatten. Sodann wurde ein neuer Handelscoder ausgearbeitet, der von Kennern als ein Meisterwerk gepriesen wurde. Auch bereitete man einen neuen Criminal- und Civilcoder und eine neue Territorialeintheiluug Spaniens vor, durch welche letztere die schädlichen Privilegien der einzelnen Provinzen zerstört werden sollten.

Der König hielt trotz aller Umtriebe der apostolischen Partei an seinem Günstling Calomarde fest, der wieder seinerseits die übrigen Minister trotz vorübergehender Streitigkeiten festzuhalten wußte, und so dem Ministerium gegenüber der apostolischen Partei eine imposante Stellung gab. Diese Partei, deren Haupt der älteste Bruder des Königs, Don Carlos, deren Seele die Priester und deren bewaffnete Macht die königlichen Freiwilligen waren, verlor unter dem gemäßigten Ministerium einen großen Theil ihres Einflusses, um so mehr, als sie unklug genug war, den König persönlich zu reizen. Ferdinand VII war kinderlos, Don Carlos also sein bestimmter Nachfolger. So wie nun Ferdinand nicht Alles that, was die Absolutisten wollten, gaben sie ihm oft roh genug zu verstehen, sie sähen gern, wenn er bald seinem Bruder Platz mache, und der Name Carlisten, der ihnen beigelegt wurde, und den sie sich von Zeit zu Zeit in kleinen Aufständen, wobei Carl V schon als König proclamirt wurde, selbst beilegten, mußte natürlicherweise die Eifersucht Ferdinands reizen. Er war also keineswegs geneigt, in alle Forderungen der Apostolischen einzuwilligen. Sie verlangten die Wiederherstellung der Inquisition. Er soll erwidert

haben: Sie hat seit 9 Jahren aufgehört, und wenn ich 9000 Jahre regierte, sollte sie nicht wieder eingeführt werden.

Dennoch blieb der Groll gegen die Liberalen und der Uebermuth der Apostolischen noch immer vorherrschend. Die längst gehoffte Purification der Liberalen unterblieb gänzlich oder erfolgte nur sehr langsam bei einzelnen Personen. Oft wurde sie versprochen, nie erfüllt. Noch immer mußten die unter den Cortes angestellten Officiere und Beamten aus der Nähe der Städte verbannt und brodlos ihr kümmerliches Daseyn fristen. Die nach Portugal Geflüchteten wurden dort in Kerker geworfen; von den in England lebenden Flüchtlingen gaben die Times im Herbst 1829 folgende Schilderung: „Wir begegneten seit einigen Tagen einer großen Zahl mit Lumpen bedeckter junger Leute, die von Hunger, Mattigkeit und Entbehrungen aller Art erschöpft schienen. Es sind Spanier, die sich vor vier Jahren nach Portugal geflüchtet hatten, und nachdem sie daselbst lange in den Gefängnissen Don Miguels zugebracht, auf dessen Befehl aus dem Königreiche vertrieben wurden. Diese Unglücklichen, die ohne irgend eine Hülfsquelle in England angekommen sind, bringen ihre Nächte auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen zu. Die englische Regierung kann nichts für sie thun, und die spanische Committee hat keine Fonds mehr."

Vor Allem aber mußte die Handlungsweise des Grafen Espanna in Catalonien jedes Gemüth empören. Jahrelang hausten hier die Agraviados (Apostolischen), von Priestern geführt, die Absetzung des Königs verlangend und Münzen mit dem Namen Don Carlos schlagend. Da ward Graf Espanna als Gouverneur nach Barcellona geschickt, um die Agraviados zu zähmen; er aber wandte sich vielmehr gegen

die Negros (Liberalen) und ließ diese entgelten, was jene verschuldet hatten. Wie einst der Herzog von Alba in Brüssel, so führte er in Barcelona jenes Henkersystem ein, das den Unschuldigen verdächtigt, den Verdächtigen mordet. Unter dem Vorwand von Verschwörungen ließ er Hunderte von Liberalen in die Gefängnisse schleppen und gab von Zeit zu Zeit das blutige Schauspiel einer Hinrichtung in Masse, ohne daß ein Mensch etwas von dem Proceß erfuhr. So wurden am 26 Februar zehn, am 30 Julius neun Constitutionelle hingerichtet. Auch sollen sich dreizehn aus Verzweiflung selbst umgebracht haben. Unter den Verhafteten befand sich auch Obristlieutenant Voitel von Solothurn, der ehemals unter den Schweizern in Spanien gedient und seitdem als friedlicher Bürger sich zurückgezogen hatte. Mehrere hundert Gefangene wurden auf die Galeeren geschmiedet. Als es der Gerichtshof wagte, gegen Espanna's Willkür zu protestiren, ward er von diesem mit Grobheiten überschüttet, und als er deßhalb beim Könige klagte, erklärte sich dieser für Espanna, der sofort dem Gerichtshof sagen ließ, es gebe noch Galgen genug, an die man nöthigenfalls alle Mitglieder des Gerichtshofes hängen könne. Im August ließ Espanna auch in Saragossa viele Verhaftungen vornehmen. Die Verschwörungen, die er den Liberalen Schuld gab, scheinen von ihm selbst angezettelt worden zu seyn, um jene ins Garn zu locken, wofern sie nicht ganz erdichtet waren. Diese Vermuthung bestätigte die Verhaftung des spanischen Generals Milans, eines durch Krankheit geistesschwachen Mannes, der in Frankreich als Verbannter lebte und sich bereden ließ, an einer Empörung in Catalonien Theil zu nehmen. Er wurde noch auf französischem Gebiet verhaftet, am 31 Mai, aber trotz der Wünsche der

Ultras den Spaniern nicht ausgeliefert. Man überzeugte sich, daß der schwache siebenzigjährige Greis sich nur durch Agenten der Apostolischen habe verführen lassen. Espanna's Blutdurst verfehlte nicht, die den Spaniern angeborne Rachlust zu wecken. Der Verwandte eines Hingerichteten schwor ihm den Tod, stieß aber aus Versehen einen andern Mann nieder, der dem Grafen sehr ähnlich sah. Weniger glücklich war Eguia, Generalcapitän von Gallizien, der sich ebenfalls durch übertriebene Strenge verhaßt gemacht hatte. Er erhielt durch die Post ein Paket, und als er dasselbe öffnete, erfolgte eine Explosion, die ihm beide Hände zerschmetterte und am Unterleib tödtlich verwundete.

Auch der Umstand, daß Ferdinand Don Miguel als König von Portugal anerkannte, bewies, welches System in Spanien noch das überwiegende sey. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Absolutisten trotz den Ministern sich höchst übermüthig betrugen. Besonders frech gebärdeten sich die königlichen Freiwilligen. Der Kriegsminister drang darauf, dieses beschwerliche, sehr kostspielige und unnütz gewordene Corps aufzulösen; allein Calomarde widerrieth es. Sie waren noch zu mächtig, als daß sie ohne Gefahr hätten beseitigt werden können. Sie blieben nicht nur unter den Waffen, sondern maßten sich sogar nicht selten den Vorrang über die Linientruppen an, mit denen sie am 15 März in Madrid, und am 18 August in Segovia förmliche Gefechte hatten. Wie weit ihre Unverschämtheit ging, bewies folgende Anekdote. Als der Graf Onate, von Paris heimgekehrt, sich zum König begab, sprach ein Garde du Corps im Vorzimmer des Königs ganz laut: „wann werden wir einmal dieser Negros entledigt seyn!" Der König ließ den Gardisten verhaften. —

Wie unter diesen Umständen die Polizei beschaffen seyn mußte, läßt sich erwarten. Das ganze Land wimmelte von Räubern, indem theils die aufs Aeußerste gebrachten Liberalen dieß letzte Mittel ergriffen, um sich zu ernähren, theils die königlichen Freiwilligen selbst immer beutegierig waren. Kein Postwagen, kein Courier war sicher, auch nicht in der Nähe der Hauptstadt. Ein Brief aus Madrid vom Mai in der Allgemeinen Zeitung schreibt: Frau von St. Priest, die kürzlich von Sevilla nach Madrid zurückreiste, hatte einen Diener vorausgeschickt, um mit den Räubern über eine Assecuranzsumme zu ihrer Sicherheit bis Madrid übereinzukommen. Diese begleiteten dann Frau von St. Priest bis unter die Thore von Madrid, um, wie sie sagten, eine so schöne Dame zu schützen, daß sie in keinen Hinterhalt von Leuten falle, die weder ihre Börse, noch ihren Stand, noch ihr Geschlecht geachtet haben möchten.

Wie es sonach mit den Sitten des Landes, selbst denen der Geistlichen bestellt war, darüber gibt ein königliches Decret vom 28 Februar Aufschluß, in welchem das Concubinat verboten wird. Die Ausführung dieses Befehls bot große Schwierigkeiten dar, da das Concubinat in Spanien ganz allgemein ist. Vorzüglich, sagt der Correspondent in der Allgemeinen Zeitung, vorzüglich legt man sich in Andalusien in dieser Hinsicht keinen Zwang mehr auf, und es ist sogar in Gesellschaft sehr gewöhnlich, eine Frau mit dem Namen dessen zu nennen, mit dem sie in einer solchen Verbindung lebt, z. B. Frau Priorin, Frau Kanonissin u. s. w. Dem hohen Adel fällt in dieser Beziehung weniger zur Last, hingegen sind Mißheirathen unter ihm sehr häufig. Beharrt der König, wie es allen Anschein hat, auf Vollziehung seines Decrets,

so würde Herr Calomarde genöthigt werden, die Mariquita, Herr Salmon die Violante, der Herzog von Infantado die Pepa, der Priester Minnano die Paquita und die Kinder derselben, der Pater Cirullo das Harem zu entlassen, das ihm ein Abgesandter an einem nordischen Hofe mit großen Kosten zusammengebracht hat. Wahrscheinlich werden die Minister Ballesteros und Salazar, die in dieser Beziehung ein exemplarisches Leben führen, mit der Vollziehung von Seite des Königs beauftragt werden. — Es ist übrigens zu bemerken, daß es in Spanien unter vierzehn Millionen Einwohnern 120—130,000 Geistliche gibt, so daß beinahe schon je auf 100 Seelen ein Hirt kommt.

Da die Sachen in Spanien nun auf diesem Fuße stehen, so sind die liberalen Arbeiten der Minister immer nur als erste schüchterne Versuche und Vorarbeiten zu einer andern Ordnung der Dinge zu betrachten, weit entfernt, daß Spaniens Lage jetzt schon sich gebessert hätte. Daher dürfte wohl Anwendung finden, was jener Correspondent ferner bemerkt: „Wir in Spanien sind so gewöhnt an Verfolgungen, Confiscationen und Feste des siegenden Aberglaubens, daß die gegenwärtige Erholung uns schon als eine Verbesserung erscheint. Wir glauben an Rückkehr der Gerechtigkeit, wenn nicht täglich sich die Gefängnisse füllen, und die Schauspiele der Hinrichtungen seltener werden. Wir sprechen von Ordnung in den Finanzen, wenn die Privatcassen nicht geplündert werden, sondern unser Credit durch Operationen gehoben wird, deren Natur zu untersuchen freilich als Staatsverbrechen ausgelegt werden würde. Wir hören von Wiedergeburt unseres Ansehens in Europa, weil die Anerkennung Don Miguels von unserer Seite Nachahmer finden dürfte.

In

In dieser letzten Beziehung würden wir nun wirklich mit Unrecht getadelt werden; denn wir sind diesem Prinzen viel Dank schuldig, da seine Art zu regieren die unsrige als milde, weise und gerecht in Ruf bringen könnte. Wenigstens sind wir ihm dafür verbunden, daß die liberalen französischen Blätter nicht alle ihre Galle gegen uns ergießen, sondern einen würdigern Gegenstand in Portugal erblicken. Von einer andern Seite, allerdings, mag es nicht sehr tröstlich seyn, daß die europäische Diplomatie uns wenig Aufmerksamkeit schenkt; denn beachtete sie den traurigen Zustand, in welchem wir uns bei dem Kampfe unsrer apostolischen verschiedenen Factionen befinden, so würde sie vielleicht Anlaß nehmen, uns mit nachdrücklichem gutem Rath zu Hülfe zu kommen; denn unsere Parteien (von einer constitutionellen ist längst nicht mehr die Rede) erhalten sich nur dadurch am Leben, daß sie wissen, wie keine auswärtige Macht ihnen Hindernisse zu schaffen geneigt ist. Wir sind durchaus hülflos unserem Schicksal überlassen, zum Lohn dafür, daß wir die Cortes nicht unterstützt, sondern uns für den absoluten König erklärt haben. Der Großtürke erregt Theilnahme; wir — wir sind vergessen, wahrscheinlich weil man uns für glücklich und zufrieden hält. Doch gehören wir zur christlichen Familie Europa's und haben sonach Anspruch auf Gerechtigkeit; es war nicht genug uns von den Liberalen zu befreien, man sollte uns auch Schutz gegen den Unverstand der Mönche zugestehen. War die Großmuth erlahmt, als sie auf halbem Wege Halt machte? Wahrlich es ist Zeit, daß Europa Mitleiden zeige bei dem Jammer unserer Halbinsel."

Das Unglück Spaniens wurde während des Jahres 1829 noch durch ein furchtbares Naturereigniß vermehrt, durch

das große Erdbeben in der Provinz Murcia und in den benachbarten Provinzen Valencia und Grenada. Die ersten Erdstöße spürte man am 21 März um 6 1/2 Uhr Abends und sie wiederholten sich am 23 und 24. In den Städten Orihuela, Quadamar, Rafal, Daya, Rocamora, Vigalmo ꝛc. wurden mehr als 4000 Häuser zerstört und über 2000 Leichname aus den Trümmern gezogen. Nach diesen ersten heftigen Ausbrüchen dauerte das Erdbeben noch immer, wenn auch in schwächerm Grade, fort. Es entstanden eine Menge neue vulcanische Oeffnungen, die Asche, Sand, bituminöse Stoffe und stinkendes Wasser auswarfen, alle Pflanzen ringsumher zerstörten und den Boden unfruchtbar machten. Die Thiere flohen aus der Gegend. Die Menschen, die sich in den Städten wegen der fortwährenden Erdstöße nicht sicher glaubten, flüchteten überall aufs Land. In der Stadt Murcia selbst richtete das Erdbeben wiederholte Zerstörungen an, und die prächtige Kathedrale, die schönste in Spanien, bekam solche Risse, daß sie den Einsturz drohte. Am 18 April erfolgte wieder ein äußerst heftiger Erdstoß, der vollends alle noch übrigen Gebäude zu Quadamar und Salinas zerstörte und die Bewohner Murcia's zu einer neuen Flucht nöthigte. Zwischen dem 15 und 17 Mai bemerkte man aufs Neue fünf und dreißig heftige Stöße, ungerechnet die kleineren. Am 4 und 5 Junius wiederholten sich die Stöße zu Quadamar so heftig, daß die zurückgekehrten Einwohner beschlossen, dießmal die Gegend ganz zu verlassen. Bald darauf entstand zu Torrevieja ein großer Erdriß. Im September erneuerten sich die Erdstöße und nochmals am 9 und 10 October im Königreich Grenada, ja noch später, bis der erstaunlich kalte Winter von 1829 auf 1830 das Elend des Landes vollendete.

Es scheint unbegreiflich, daß bei so vieler Noth die spanische Regierung sich noch dem abenteuerlichen Plane, die verlornen Colonien in America wieder zu erobern hingeben konnte. Und doch that sie es. In allen Gliedern verblutet und erschöpft, dachte Spanien, wie in den Zeiten des höchsten Glanzes, an Eroberungen. Schon längst rieth eine kluge Politik den Spaniern, durch Anerkennung der südamericanischen Republiken das Beispiel zu befolgen, das die Engländer durch die Anerkennung Nordamerika's gegeben hatten. Bekanntlich zieht England jetzt aus dem Handelsverkehr mit dem freien Nordamerica große Vortheile, während ihm früher die Verwaltung des abhängigen Nordamerica's nur große Unkosten verursachte. Die Spanier würden die nämlichen Vortheile aus dem Handel mit Merico, Columbia, Buenos-Ayres ziehen, wenn sie sich entschlössen, endlich die Unabhängigkeit dieser Staaten anzuerkennen. Allein wie man von den Mauren erzählt, daß sie bei ihrer Vertreibung aus Spanien die Schlüssel ihrer Häuser mitgenommen und Jahrhunderte hindurch bewahrt hätten, in der Hoffnung, noch einmal zurückzukehren, so scheinen nun die Spanier selbst mit derselben Hartnäckigkeit am Boden America's zu hängen. Alle Versuche einer Wiedereroberung der Colonien waren bisher mißlungen. Im Jahre 1829 machte die an Mitteln so erschöpfte spanische Regierung dennoch einen neuen höchst kläglichen Angriff auf Merico. Zu Anfang des Jahres waren alle Altspanier aus Merico vertrieben worden, und trotz dieser schlagenden Thatsache, hoffte König Ferdinand, es werde ihm bei der großen Parteiung der mericanischen Republicaner leicht gelingen, sich wieder zum Herrn des Landes zu machen. Er bedachte nicht, daß die Creolen, obwohl unter sich beständ-

dig uneins, doch gegen die Altspanier beständig einig seyen. Der Gouverneur auf der Insel Cuba, Vives, rieth dem König dringend ab, die so kostspielige und unnütze Expedition gegen Mexico auszuführen, aber die glänzende Vorspiegelung des Wiederbesitzes jener reichen Länder und die zuversichtliche Sprache des Generals Barradas, der die Expedition befehligen sollte, trug den Sieg davon. Wir wollen die Geschichte dieses unglücklichen Feldzuges nachholen, wenn von Mexico die Rede seyn wird. — Wie wenig die spanische Regierung geneigt war, irgend eine Versöhnung mit den Colonien einzuleiten, erhellt unter Anderm auch daraus, daß sie sich bitter beim Papst beschwerte, als dieser zu Anfang des Jahres in den südamericanischen Freistaaten neue Bischöfe ernannte und dadurch indirect die Unabhängigkeit dieser Staaten anerkannte. — Die wenigen Colonien, die Spanien noch übrig geblieben, befanden sich in einem sehr precairen Zustande. Die spanische Herrschaft auf der großen Insel Cuba scheint nur noch an einem dünnen politischen Faden zu hängen. Längst schon, behauptet man, sey die Insel bereit, sich ebenfalls zu emancipiren, und schon hatten Columbia und Mexico den Plan gefaßt, sie mit Gewalt zu befreien; nur die Drohungen der Engländer und Nordamericaner, welche beide jede Vergrößerung der spanischen Freistaaten in Amerika ungern sehen, haben die Ausführung bisher verhindert. — In der spanischen Colonie Manilla brach im Februar 1829 eine Verschwörung aus, die aber wieder unterdrückt wurde.

Am Ende des Jahres zeigte sich Spanien aufs Neue eine heitere Aussicht, und es wurde in die Wagschaale der Mäßigung und Ordnung ein starkes Gewicht gelegt durch die Wiedervermählung des Königs. Die Königin Amalia,

geborne Prinzessin von Sachsen, fiel im Anfang des Jahres in eine schwere Krankheit. „Als Grund davon wird angegeben, sie habe das Gelübde gethan, der Wiedereröffnung des Gottesdienstes in einer Capucinerkirche, in welcher gebaut worden war, barfuß beizuwohnen; die ehrfurchtsvollen Vorstellungen des Priors haben sie nur dahin bringen können, die Strümpfe beizubehalten; da es aber Januar und der Boden äußerst kalt gewesen sey, so habe ihr dieß eine tödtliche Erkältung zugezogen. Die Aerzte sollen anfangs nichts Bedenkliches im Zustande der erlauchten Patientin erblickt haben, bis Ihre Majestät im Gefühle ihres Zustandes die letzte Oelung verlangte. Erst dann wurden mehrere Aerzte herbeigerufen, deren bald neunzehn in Aranjuez versammelt waren. Die Reliquien von San Isidoro und von Santa Maria de la Cabeza wurden mit mehreren andern von Madrid eiligst unter dem Geleite einer Cuirassierabtheilung dahin abgeschickt, und auf besonderen Altären im Zimmer der Königin aufgestellt. Sie sind bekanntlich in einer Kiste eingeschlossen, zu der acht Grandes von Spanien die Schlüssel haben, die man zuvor alle zusammen suchen mußte, um die Kiste zu öffnen. Als man zu Alcala auch den heiligen Diego wegschleppen wollte, um zur Heilung der Königin beizutragen, mußte man Gewalt brauchen, weil das Volk glaubte, wenn der Heilige die Stadt verließe, werde eine große Wassersnoth entstehen. Auch hieß es, kurz vor dem Tode der Königin habe sich in ihrem Zimmer ein Streit zwischen ihrem Arzte Castello und ihrem Beichtvater, dem Bischof von Ciudad Rodrigo, erhoben. Ersterer habe der erlauchten Kranken den Puls fühlen wollen, welches Letzterer nicht gelitten habe. Der König sey aber darauf dazwischen getreten und habe dem Beichtvater heftige Vorwürfe gemacht, unter An-

derm auch darüber, daß er die Königin bewogen habe, sich im Fall der Wiedergenesung dem Klosterleben zu widmen, und ihm dadurch die Hoffnung auf eine Nachkommenschaft zu entziehen." Die Königin starb am 17 Mai.

Ihr Tod war ein Verlust für die apostolische Partei, da ihre Frömmigkeit sie zum Spielwerk der Priester gemacht hatte. Dieser Partei war Alles daran gelegen, daß der König keine Kinder bekomme, damit dem Infanten Don Carlos die Thronfolge gesichert bliebe. Um so lebhafter aber wünschte der König sich Kinder, und setzte die Apostolischen in nicht geringe Bestürzung, da er unmittelbar nach dem Tode der Königin erklärte, sich wieder vermählen und die neue Vermählung in so kurzer Frist vollziehen zu wollen, als es das Ceremoniell nur immer gestattete. Man wollte seitdem auch ein kaltes Betragen des Königs gegen Don Carlos bemerkt haben. Die Wahl Ferdinands, der gerade sein fünf und vierzigstes Jahr vollendete, fiel auf die Prinzessin Marie Christine, Tochter des Königs beider Sicilien (geb. 1806). Die Prinzessin kam, begleitet von ihren königlichen Eltern über Rom und durch das südliche Frankreich zu Lande nach Spanien, ward am 10 December zu Aranjuez vermählt und hielt am 11 zu Madrid ihren feierlichen Einzug. Unterwegs wurde sie von den geflüchteten constitutionellen Spaniern in Frankreich mit Bittschriften überhäuft, und man rechnete ziemlich allgemein auf eine Amnestie. Sie erfolgte jedoch nicht. Der König begnügte sich, nur gemeine Verbrecher zu begnadigen und hielt die oft versprochene Purification der Liberalen zurück. Nichts desto weniger hoffte man durch den Einfluß der neuen Königin und durch die Aussicht auf einen jungen Thronerben die apostolische Partei und ihren verderblichen Einfluß allmählich besiegt zu sehen.

Wir führen nun die Betrachtung unmittelbar zu den ehemaligen spanischen Colonien nach America hinüber.

2.

Das spanische America.

Alle spanischen Colonien in America sind jetzt vom Mutterlande losgerissen, und alle haben eine republicanische Regierungsform angenommen. Allein nach einer jahrhundertlangen Sclaverei mußte die plötzliche Entfesselung nothwendig eine Periode von Stürmen und Unruhen herbeiführen, die jetzt noch nicht ganz vorüber ist. Ein leidenschaftliches, aber durchaus ungebildetes Volk kann nicht schnell den Uebergang zur Ordnung und Civilisation machen. Die Veränderung geschah zu plötzlich. Trotz der Trennung vom Mutterlande erhielt sich in den Colonien eine große Partei von Altspaniern und von solchen Creolen, die gebildeter und reicher als ihre Mitbürger, ein aristokratisches Interesse hatten. Diese suchten den neuentstandenen Republiken eine ihrem Interesse möglichst günstige Form zu geben. Sie verlangten die Vereinigung vieler kleiner Republiken in wenige große, und die Gründung von Centralregierungen. Je größer nämlich und je einiger ein Staat war, desto mehr Gewalt erhielt auch seine Regierung, desto mehr näherte sie sich der alten monarchischen Form, desto leichter erhielten sich die durch Geburt, Reichthum oder Talent Vornehmen am Ruder. Machten sich aber alle einzelnen Provinzen souverän und verbanden sich nur durch ein lockeres Förderativband, so siegte umgekehrt das demokratische Inter-

esse über das aristokratische. Gemeine kleine Stadtbehörden verdrängten die große Staatsbehörde, rohe Landbesitzer die gebildeten Kaufleute, rohe Guerillaführer die gebildeten Officiere, farbige Leute die weißen. Eben aus diesem Grunde aber waren die minder großen Städte und das Landvolk in je größerer Entlegenheit von den Hauptstädten auch um so geneigter, sich loszureißen, und so kämpften im ganzen ehemaligen spanischen America die aristokratischen Unitarier, welche Centralrepubliken wollten, in den Hauptstädten, mit den demokratischen Föderalisten, die nur locker verbundene Eidsgenossenschaften wollten, in den Provinzen. Der Kampf schwankt noch gegenwärtig. Hier siegen auf kurze Zeit die Unitarier, dort wieder die Förderalisten. Die letzteren werden ohne Zweifel endlich überall siegen, weil sie die eigentlich americanische Partei sind, während die ersteren sich nur auf den alten europäischen Einfluß stützen, der nothwendig immer mehr abnehmen muß. Allein es ist eben so wahrscheinlich, daß die Förderalisten später selbst das Bedürfniß größerer Einheit wieder fühlen werden. So lange der Kampf dauert, erzeugt sich fast in allen Republiken eine stets wechselnde Militärherrschaft. Man hat die Bemerkung gemacht, daß überhaupt in allen americanischen Republiken Generale an der Spitze der Regierung stehen, seitdem auch in Nordamerica General Jackson an die Stelle von Adams getreten ist. Allein man würde sich täuschen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, die bürgerliche Ordnung werde dieser Soldatenherrschaft nicht endlich ein Ende machen.

Es ist sehr begreiflich, daß der Bürgerkrieg in diesen noch keineswegs consolidirten Staaten dem Credit sehr nachtheilig ist. Die Gazette de France geht indeß zu weit, wenn sie sagt: „Die republicanischen und revolutionären Regierun-

gen hatten anfangs mit Hülfe der Bankiers und der liberalen Journale von Frankreich und England eine Art von Credit usurpirt; dieser war aber nicht von langer Dauer. Ihre anarchischen Grundsätze haben bald ihre gewöhnlichen Früchte, Desorganisation, Unmacht, Unredlichkeit getragen. Diese Republiken haben alle Verpflichtungen verletzt; sie haben weder die Capitalien heimbezahlt, noch die Rückstände berichtigt, außer ein oder zwei Jahre lang, wodurch sie nur um so mehr Getäuschte in die Falle lockten. Das monarchische Peru war das Ideal des Reichthums; das republicanische Peru ist ohne Gold, ohne Silber, ohne Credit. Die argentinische Republik besitzt keinen Heller. Merico, Chili, Columbien und die großen Königreiche, deren Gruben an Gold und Silber unerschöpflich schienen, deren Tribut Spanien und Europa bereicherte, wurden durch die revolutionären Principien mit Unfruchtbarkeit und Elend betroffen. Diese Principien haben in America, wie in Europa, alle Quellen der Wohlfahrt vertrocknet. Der alte Ruf dieser Eldoradoländer ist dahin, und hat den Untergang der Kaufleute und Capitalisten herbeigeführt, die unvorsichtig ihre Waaren und ihre Capitalien dahin geschickt hatten. Die revolutionären Journale und die liberalen Speculanten Frankreichs und Englands, die Mitschuldigen dieser perfiden Republiken, haben die leichtgläubigen Menschen von allen Classen unwürdig getäuscht. Während lügnerische Journalisten die Macht, den Reichthum und die Redlichkeit der anleihenden Republiken priesen, vertheilten liberale Speculanten um hohen Preis die Coupons der republicanischen Anleihen an die Liberalen der Vorzimmer der Boutique, der Salons, und theilten die Beute unter sich. Diese mehrmals wiederholte liberale Mystification bewirkte unermeßlichen Ver-

luft und einige große Reichthümer. Im Ganzen waren seit 15 Jahren die monarchischen Fonds immer im Steigen, die republicanischen und revolutionären immer im Fallen."

Wenn man dagegen mit diesem traurigen Gemälde vergleicht, was Ward in seiner trefflichen Schrift „Mexico im Jahr 1827" sagt, so erkennt man, daß alle diese Uebel ihrer Natur nach nur vorübergehend sind, und daß die Republiken Südamerica's in ihrem Boden unermeßlich reiche Hülfsquellen besitzen, die ihren Credit und überhaupt ihren Einfluß im Handel frühe genug zu einer früher nie geahnten Größe erheben werden. Der Parteienkampf muß und wird endigen, und dann erst werden die früher von Spanien verschlossenen oder unbenutzten Schätze America's auf die Industrie und auf den Handel überraschend wirken. Humboldt gab der spanischen Bevölkerung America's bei Weitem den Vorzug vor der portugiesischen und in mancher Beziehung selbst vor der brittischen. Dieses edle Volk wird seine große Bestimmung früher oder später erfüllen.

a.

Mexico.

Das Jahr 1829 ist für die Geschichte Mexico's sehr merkwürdig und wichtig geworden. Um aber die in diesem Jahre dort vorgefallenen Ereignisse richtig zu würdigen, ist es nöthig, daß wir die vorausgegangenen Begebenheiten und die Lage Mexico's beim Beginn dieses interressanten Jahres kennen lernen.

Bis zum Jahre 1810 stand Mexico unter der Herrschaft des spanischen Mutterlandes. Seine Bevölkerung theilte sich in Altspanier, die alle Aemter und fast den ganzen Handel des Landes innen hatten, in Creolen, Abkömmlinge früherer spanischer Einwohner, viel zahlreicher als die erstern, aber an Ansehen und Bildung weit hinter ihnen zurück, endlich in Indier, die Ueberreste der Ureinwohner. Das Land blieb ruhig, bis es sich 1810, als Napoleon Spanien in Besitz nahm, vom Mutterlande losriß. Nun begann der Kampf der Creolen gegen die Altspanier. Die letztern hielten sich trotz ihrer geringern Zahl noch geraume Zeit, da sie im Besitz der Hauptstadt und der öffentlichen Hülfsquellen waren. Die absolute Unabhängigkeit Mexico's wurde erst am 19 November 1825 vollendet, an dem Tage, da San Juan de Ulloa, der letzte von den Spaniern besetzte Punkt, in die Hände der Mexicaner überging. Die letztern verfuhren sehr gemäßigt. Sie versöhnten sich nicht nur mit den Spaniern, die im Lande blieben, sondern ließen auch eine große Anzahl derselben im Dienste des neuen Staats. Die Spanier hatten den dritten Theil der öffentlichen Stellen inne; viele von ihnen waren Mitglieder des Congresses, Officiere des Heeres oder Beamte der Ministerien; mehrere von ihnen hatten sogar an der vollziehenden Gewalt Theil, oder waren mit Obercommandos in den Provinzen oder an den Küsten bekleidet — mit Einem Worte, zwischen beiden Stämmen herrschte die beste Eintracht. Bei dem Zusammentritte des mexicanischen Congresses am 1 Januar 1827 wünschte der Präsident Vittoria in seiner Eröffnungsrede dem Lande Glück zu der Ruhe, deren es genoß, und zu dem Wohlstande, der aus der fortschreitenden Entwickelung der freien Institutionen erwachsen würde. Bald

darauf aber ward einige Bewegung durch ein encyklisches Schreiben des Papstes veranlaßt, in dem der heilige Vater die Independenten ermahnte, sich der Autorität des Mutterlandes wieder zu unterwerfen. Dieß benutzten viele Spanier um Unruhen aufzuregen, an denen der Clerus nie aufhörte Theil zu nehmen. Das mexicanische Volk hingegen wollte nichts mehr von einem Concordate wissen. Die von dem Congresse mit der Prüfung der römischen Angelegenheiten beauftragte Commission reichte ihren Bericht ein, in welchem sie zwar ihre Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl und den ihm in Glaubenssachen schuldigen Gehorsam ausdrückte, zugleich aber die Nothwendigkeit erklärte, eine besondere Junta einzusetzen, die sich alle zehn Jahre versammeln sollte, um die in die Kirchendisciplin einschlagenden Angelegenheiten ohne Intervention des Papstes zu ordnen, dem übrigens unter dem Titel eines freiwilligen Geschenks, keineswegs eines Tributs, eine Jahressumme votirt werden sollte, an die Stelle der durch die Concordate bestimmten Annaten. Während diese Berathungen das Publicum beschäftigten, versuchte der Mönch Arenas, der sich einen Abgesandten des Königs von Spanien nannte, mit Hülfe einer ziemlich großen Zahl Spanier eine Contrerevolution zu Stande zu bringen. Bald aber ward dieser Mönch gefangen genommen und erschossen, und der Versuch hatte kein anderes Resultat, als daß er der Regierung alle Spanier verdächtig machte, und den Haß der Eingebornen gegen ihre ehemaligen Herren noch vermehrte. Die Creolen und vor allen die niederen Classen des Volks hegten die größte Eifersucht gegen die Spanier, wegen der Superiorität der letztern an Bildung, so wie an Gewandtheit in politischen und Handelssachen, besonders aber auch wegen ihrer außerordent-

lichen Reichthümer. Die öffentlichen Blätter Merico's fröhnten den Leidenschaften der Menge durch Angriffe und Satyren gegen die Spanier, und ließen keine Gelegenheit vorüber, sie verhaßt oder lächerlich zu machen. Die Folge von alle Dem war ein Decret des Föderalcongresses, wodurch alle in dem Heere, den Douanen und der Postverwaltung angestellten Spanier von ihren Stellen so lange suspendirt wurden, bis das Mutterland die Unabhängigkeit Merico's anerkannt haben würde. Dieses am 14 Mai 1827 bekannt gemachte Decret ward von dem Pöbel mit den ausgelassensten Zeichen der Freude aufgenommen. Durch diese Maßregel aber fanden sich alle Geschäfte suspendirt, und die mit Recht beunruhigten spanischen Handelsleute kamen in die größte Bestürzung, indem sie künftig directe Angriffe gegen ihre Personen und ihr Eigenthum fürchteten. Die Provinciallegislaturen folgten dem Beispiele des Congresses, und mit noch größerer Strenge. In diesem Zustande blieben die Dinge einige Monate lang; endlich brachen Acte der Gewaltthätigkeit und eine offene Verfolgung gegen die Europäer aus. — In Acapulco und der Umgegend fanden mehrere Aufstände gegen die Spanier statt, und diese wurden gezwungen, sich auf die Schiffe zu flüchten, die sich auf der Rhede befanden. Hier wie überall überließ sich das Volk allen Arten von Ausschweifungen; mit dem Dolch in der Hand verfolgte es die Spanier, unter dem Rufe: Tod den Guachavinos! Tod den Gothen! Derselbe Ruf, den in den ersten Tagen der Revolution der Pfarrer Hidalgo erhoben hatte. Endlich am 16 October 1827 decretirte der Gouverneur von Merico die Vertreibung des spanischen Clerus, mit dem Befehl, daß dessen Güter den mexicanischen Priestern zugetheilt werden sollten. — Um diese Zeit nahmen die beiden Parteien,

welche die Mexicaner in aristokratische und demokratische Independenten theilten, die nachher so bekannt gewordenen Namen an, welche aus der Freimaurerei entlehnt wurden, der beide Parteien anzugehören schienen. In der englischen Freimaurerei besteht ein Schisma, das die eingeweihten in zwei Secten theilt: in die von York und in die von Schottland. Die aristokratische Partei in Mexico nahm nun den Namen Escoseſos, die demokratische den der Yorkinos an. Die Escoseſospartei in Mexico begreift die Mitglieder der hohen Geistlichkeit, die Landaristokratie und die Monarchisten, die auf dem Throne einen Prinzen des Hauses Spanien zu sehen wünschten; ferner die Centralisten, die statt der neunzehn Staaten der Union eine einzige Centralregierung wünschen; endlich die europäischen Spanier, deren Stolz es widerstrebt, sich einer in der Hand der Creolen ruhenden Autorität zu unterwerfen. Die Yorkinos dagegen bilden die Voltspartei; zu ihr gehören die gegenwärtigen Mitglieder der Regierung, die Masse der Eingebornen und der Indier, und alle Anhänger des Föderalsystems. Diese Unterscheidungen darf man, wenn man die Ereignisse verstehen will, nicht aus dem Auge verlieren. — Im Mai 1827 ernannte die Regierung zum Seeintendanten und Generalcommissär der Douanen von Veracruz Don Jose Ignacio Esteva, einen Mann, den Talente, Charakter und Erfahrung gleich sehr zu dieser Stelle empfahlen. Allein die damals in Veracruz herrschenden Escoseſos und Spanier setzten ihn willkürlich ab. Esteva kehrte nach Mexico zurück, wo ihn die Yorkinos im Triumph empfingen. Die Legislatur von Veracruz hätte erkennen sollen, daß sie unklug gehandelt hatte; statt dessen erließ diese Versammlung ein stolzes Manifest, in welchem sie erklärte, die Meinungen

der Yorkinos seyen verderblicher, als es eine Landung von fünfundzwanzig tausend Spaniern seyn würde. Zugleich benützten die Urheber dieses Manifestes die Gelegenheit, um den Generalconsul der Vereinigten Staaten von Nordamerica Poinsett anzugreifen. Er ist es, sagten sie, der die verderblichsten Plane für die Republik schmiedete, und zur Ausführung zu bringen wußte. — Die Escoseses betrachteten als Werk des Herrn Poinsett, was bloß eine natürliche Folge der Bewegung der entfesselten öffentlichen Meinung war. Die Spanier dachten, daß ihnen keine Hoffnung mehr bleibe in Mexico geduldet zu werden, denn das Proscriptionsgeschrei wurde allgemein und drohender als je; viele derselben beeilten sich daher, ihre Güter zu verkaufen und das Land zu verlassen. Ihre Besorgnisse waren gegründet. Der Congreß, dem Drängen der Eingebornen endlich nachgebend, beschäftigte sich mit einer allgemeinen Maßregel für alle Staaten der Union. Nach fünftägiger Berathung ward decretirt, die unverheiratheten Spanier, mit Inbegriff der Militärs, sollen aus Mexico vertrieben werden, und die, welche davon ausgenommen würden, und an den Küsten wohnten, sollten sich wenigstens in das Innere des Landes zurückziehen. Die Ausnahme erstreckte sich auf die seit acht Jahren im Lande ansässigen Handelsleute. Da dieß Decret nicht unbedingt allgemein war, so hatten die Regierungen der einzelnen Staaten freies Feld, über die Ausnahmefälle zu entscheiden, so daß die Zahl der Vertriebenen weniger beträchtlich war, als sie hätte seyn können. — Kurze Zeit darauf brach eine Verschwörung aus, die zum Zweck hatte, die Regierung zu stürzen und die Gewalt in die Hände der Escoseses zu bringen. An ihrer Spitze stand der Vicepräsident Bravo. Der Präsident Vittoria erklärte

die Republik in Gefahr, und erließ einen Aufruf an die Vaterlandsliebe der Bürger. Diese beeilten sich in die Bataillone der Nationalgarde sich einschreiben zu lassen. General Guerrero setzte sich an ihre Spitze, marschirte gegen die Rebellen, und schlug sie bei Tuloncingo aufs Haupt. General Baragon, Gouverneur von Veracruz, der den Aufrührern 1500 Mann zuführte, ward überfallen, sein Corps in die Flucht geschlagen, und er selbst von dem Obristen Castro zum Gefangnen gemacht. So ward in weniger als einem Monat ein Bürgerkrieg niedergeschlagen, der ohne Guerrero's Thätigkeit das Land wieder unter den unmittelbaren Einflusse der spanischen Partei hätte bringen können. Vittoria entschloß sich, der öffentlichen Meinung einen Theil der Spanier zu opfern, welche das erste Verbannungsdecret nicht getroffen hatte; er befahl, daß die, welche den meisten Einfluß ausübten, unverzüglich das mexicanische Gebiet verlassen sollten. Die Vertreibung der Spanier ward in Veracruz ohne Blutvergießen vollzogen. Ordnung und Ruhe kehrten in die Stadt so wie nach Mexico zurück, wo mehrere spanische Handelsleute Erlaubniß erhielten, ihre Etablissements beizubehalten. Während des ganzen Sommers von 1828 ereignete sich nichts Bemerkenswerthes. Bravo und seine Mitschuldigen wurden durch ein Congreßdecret zur Deportation verurtheilt. Bald aber kamen alle politischen Leidenschaften in neue Gährung. Es handelte sich um die Wahl eines Präsidenten. Zwei Candidaten traten auf: General Guerrero und der Kriegsminister Gomez Pedraza. Guerrero, mit dem Beinamen des Helden der Südprovinzen, war das Idol der Yorkinos und vereinigte mit einer großen Popularität ausgezeichnete Dienste. Einer der Ersten hatte er die Sache der Unabhängig-

gigkeit ergriffen, und sie selbst im traurigsten Mißgeschick nie verlassen. Indessen war sein Verdienst doch vorzüglich nur das eines ausgezeichneten Soldaten; Verwaltungskenntnisse mangelten ihm. Pedraza, der Candidat der Escoseses, war ein Mann von Verdienst und Charakter. Er hatte seit der Revolution die Stelle behalten, die er schon unter der spanischen Regierung inne hatte. Er galt für einen entschiedenen Anhänger der Aristokratie, und seine Feinde nannten ihn den zweiten mericanischen Kaiser. Er war ein großer Freund der Spanier, die Alles anwendeten, um ihm den Sieg zu verschaffen; zwar war ihre Zahl nach so vielen theilweisen Vertreibungen sehr zusammengeschmolzen, aber sie ersetzten die Zahl durch ihre Reichthümer. Trotz der Drohungen der Yorkinos und des Generals Santa Anna in Xalapa fielen bei der Wahl am 1 September die meisten Stimmen auf Pedraza. Sogleich griffen die Yorkinos zu den Waffen. Santa Anna, dem sich Obrist Gomez anschloß, brach gegen Merico auf, und rückte mit 1500 Mann bis Perote vor, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Von hier aus erließ er eine Proclamation, in der er erklärte: die Nation vernichte die Ernennung Pedraza's, den sie, wegen seines Widerwillens gegen die Föderativverfassung des Landes, weder zum Präsidenten noch zum Vicepräsidenten wolle; da die Spanier die einzige Ursache der Leiden Merico's seyen, so sey es dringend nothwendig, daß alle Legislaturen deren vollständige und definitive Verbannung decretirten. Zu Wiederherstellung des Friedens und zur Befestigung der Föderativregierung des Landes müsse Guerrero zur Präsidentschaft erhoben werden. — Die Regierung blieb ihrerseits nicht unthätig. Santa Anna wurde als Verräther proscribirt und durch ein Truppencorps in Perote belagert. Aus Mangel an

Streitkräften aber verließ er die Stadt und wandte sich nach Oaxaca, wo es ihm in kurzer Zeit gelang, den ganzen Süden aufzuregen. Diese Ereignisse waren das Vorspiel der Umwälzung, die bald in Mexico selbst vor sich gehen sollte. Am 30 November benutzten die Yorkinos die Abwesenheit der Besatzung, die ausgezogen war, um einen Geldtransport auf dem Wege von Veracruz zu geleiten, bemächtigten sich der Batterien und des Arsenals, und bewaffneten die Milizen, die sich für Guerrero erklärt hatten. General Lobato, der diese Bewegung leitete, erließ sogleich eine Proclamation, in welcher er Pedraza's Wahl für ungültig erklärte, und seine Mitbürger einlud, Guerrero zur Präsidentschaft zu erheben. Am 2 December wurden die Parteien mit furchtbarer Erbitterung handgemein; ein blutiger Kampf entspann sich in den Straßen Mexico's. Jede der beiden Parteien erkannte, daß dieser Kampf der letzte entscheidende wäre. Das Treffen dauerte drei Tage; drei Tage lang ertönte Kleingewehrfeuer und Geschütz in den Straßen der Hauptstadt. Endlich am 4 December blieb der Sieg den Yorkinischen Milizen, unterstützt von einigen Linientruppen und der ganzen Pöbelmasse Mexico's. Im Rausche des Siegs und noch in der vollen Wuth des blutigen Kampfes überließ sich diese zügellose Menge dem Raube und jeder Ausschweifung; es war, als wäre die Stadt von einem fremden Feinde im Sturm genommen. Die Häuser der Escoseses, der Spanier und selbst vieler europäischen Handelsleute wurden geplündert und zum Theil angezündet. Die Plünderung dauerte drei Tage. Endlich gelang es den Militärchefs und den Regierungsmitgliedern, Ruhe und Gehorsam wieder herzustellen. Pedraza und die ersten Behörden hatten die Stadt verlassen,

mit Ausnahme des Präsidenten Vittoria, der sich der Partei der Unzufriedenen anschloß. Am 6 December wurden die Behörden durch Anhänger Guerrero's ersetzt, so daß, Vittoria ausgenommen, die ganze Verwaltung erneuert ward. Lobato erhielt das militärische Commando des Districts Merico, Guerrero das Kriegsministerium. Santa Anna, Zabalo, Montes und die andern Generale, welche die Waffen für die Volkssache ergriffen hatten, beeilten sich, die neue Verwaltung anzuerkennen, der auch die föderirten Staaten beitraten. Pedraza begab sich seiner Rechte auf die oberste Staatsstelle, und da für diesen Fall die Constitution die Präsidentschaft dem Candidaten zusprach, der nach dem, welcher seine Entlassung einreichte, die größte Zahl Stimmen erhalten hatte, so fand sich Guerrero von Rechts wegen mit jener Stelle bekleidet, um sie nach Ablauf der Gewalten Vittoria's anzutreten. Am 1 Januar bestätigte der Congreß Guerrero's Wahl, und annullirte das gegen Santa Anna und seine Anhänger ergangene Proscriptionsdecret. Auch gab der Congreß dem wiederholten Drängen der Eingebornen und des Heeres nach, welche die Spanier als Anstifter aller Leiden des Landes und als unversöhnliche Feinde jedes auf Freiheit gegründeten Regierungssystems bezeichneten; er promulgirte am 20 März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme, definitiv und für immer, von dem Boden des mexicanischen Gebiets verbannte. Man darf hiebei nicht vergessen, wie wenig es bedurft hätte, um den Escoseses in dem eben beendigten Kampfe den Sieg zu verschaffen; ihr Triumph wäre zugleich der Spaniens gewesen. Auch entschuldigten die Yorkinos ihr Benehmen und die damit verbundenen Ausschweifungen bloß damit, daß sie erklärten, diese Frage sey für sie und die mexicanische Unabhän-

gigkeit eine Frage über Leben und Tod. Der Präsident Guerrero ward mit der Vollziehung dieses Decrets beauftragt, in dessen Folge 22,000 Spanier das Land verließen, und, wie ihnen dieß frei stand, den ganzen Werth ihres Eigenthums mit sich nahmen. Ausgenommen von dieser Maßregel wurden bloß einige Militärs, die gewisse Proben ihrer Ergebenheit für die Republik abgelegt, so wie die Seeleute, die 1825 das spanische Linienschiff Asia (jetzt der Congreß) ausgeliefert hatten. Am 25 April begaben sich 250 spanische Frauen zu Guerrero, um ihn zu Milderung des Vertreibungsdecrets zu bewegen. Er schien gerührt, erklärte aber, da die Maßregel einmal zum Gesetz erhoben sey, könne er nichts daran ändern."

Am 14 Junius schloß Guerrero die Sitzung des Nationalcongresses mit einer beruhigenden und den Frieden Merico's bestätigenden Rede. Die Parteien im Innern waren versöhnt oder unterdrückt; von Außen her war Ruhe. Nur die Finanzen Merico's befanden sich nach so vielen unruhigen Jahren in einem traurigen Zustande. Der an die Stelle von Angulo gewählte Finanzminister Zavala erklärte ein Deficit des Jahres 1828 von drei Millionen Dollars, und ein wahrscheinlich noch bedeutenderes vom Jahre 1829.

Allein kaum war der Bürgerkrieg geendigt, so drohte schon wieder der auswärtige Krieg. Spanien gab den Plan noch nicht auf, sich seine alten Colonien in America wieder zu erobern, und der Bürgerkrieg in Merico schien hierzu eine günstige Gelegenheit zu bieten. In der That hätte es dem Könige Ferdinand VII gelingen können, in Merico wieder Einfluß zu erhalten, wenn er sich damit begnügt hätte, es zu einer unabhängigen Monarchie unter einem spanischen Infanten zu erklären. Dann würden die einer ge-

mäßigten monarchischen Form nicht abgeneigten Escoseſos zu gewinnen geweſen ſeyn. In jedem Fall aber hätte der König eine bedeutende Macht ins Land ſchicken müſſen, um die Escoseſos, als die ſchwächere Partei, kräftig zu unterſtützen. Allein er handelte nicht ſo klug. Er machte ſich auch die gemäßigte Partei in Merico zum Feinde, indem er von der Unabhängigkeit dieſes Landes nichts wiſſen wollte, und er konnte nicht ſiegen, weil er zu wenig Truppen ſchickte.

Schon zu Anfange des Jahres gingen Gerüchte von einer neuen Expedition der Spanier. Sofort fingen die Mericaner an ſich zu rüſten. Santa Anna, der in Veracruz commandirte, und hier eine feſte, von Guerrero ziemlich unabhängige Stellung nahm, ſoll den Lieblingsplan gehabt haben, den Spaniern zuvorzukommen und die Inſel Cuba anzugreifen. Cuba iſt der große Waffen- und Handelsplatz der Spanier in America, allein die Eingebornen ſind auch dort nicht übel geneigt, das ſpaniſche Joch abzuwerfen. Auch Bolivar in Columbia hat ſein Augenmerk längſt auf dieſe Inſel gerichtet, und würde ſich mit den Mericanern zu ihrer Eroberung oder vielmehr Befreiung verbündet haben, wenn nicht der mächtige Einfluß Englands es verhindert hätte.

Auch in dieſer Sache hat England nicht die beſte Rolle geſpielt. Indem es das Schiedrichteramt ſich anmaßte, und unter dem Vorwande, die beſtehenden Verhältniſſe und den Frieden des Handels zu ſchützen, die Columbier und Mericaner abhielt, ſich Cuba's zu bemächtigen, hätte es aus denſelben Gründen auch die Spanier abhalten müſſen, von Cuba aus in Merico einzufallen; allein es hinderte die Spanier nicht daran, weil es ihm vortheilhaft ſchien, die ſüdamericaniſchen Republiken nie recht mächtig werden zu laſſen, ihnen immer

wieder einen Zankapfel hinzuwerfen. Man erwartete indeß von Gorostizo, dem neuen mexicanischen Gesandten in London, einem unterrichteten und kräftigen Manne, daß er sich der Interessen seines Landes in England energisch annehmen werde.

Schon 1828 brachte General Isidor Barradas, ein persönlicher Freund Ferdinands VII, nach der Havannah den Befehl, eine Expedition gegen Mexico auszurüsten; allein der Generalcapitän von Cuba, Vives, und der Admiral der dort stationirten spanischen Flotte, Laborde, erklärten das Unternehmen für durchaus unausführbar, und Barradas kehrte unverrichteter Sache zurück. Die im Herbst und Winter ausgebrochenen Unruhen in Mexico reizten aber den Madrider Hof von Neuem, und Barradas kam 1829 mit dem bestimmten Befehle nach Cuba zurück, die Expedition sogleich auszuführen. Vives wollte die Verantwortlichkeit eines ihm so thöricht scheinenden Beginnens nicht tragen, und gab seine Entlassung ein. Laborde wird beschuldigt, aus demselben Unglauben an das Gelingen der Unternehmung, dieselbe nicht thätig genug unterstützt zu haben. Bei den Eingebornen selbst scheint noch mehr als Unglaube, nämlich offenbarer Widerwille gegen die Expedition geherrscht zu haben, und dieß ist sehr begreiflich, da sie von der Feindschaft der benachbarten Freistaaten viel zu fürchten, von ihrer Freundschaft viel zu hoffen hatten.

Barradas betrieb unterdeß die Expedition mit großem Eifer, und obgleich er nicht mehr als 3500 Mann zusammen brachte, obgleich die tropische Sonne in der heißesten Jahreszeit und die ihres ungesunden Klima's wegen berüchtigten Küsten Mexico's ihm Verderben drohten, segelte er dennoch am 6 Julius siegeslustig aus der Havannah ab, in der thörich-

ten Hoffnung, in Merico selbst von der altspanischen und schottischen Partei mächtig unterstützt zu werden. Die aus Merico verbannten Altspanier, die das meiste Geld zu der Expedition hergegeben hatten, und zum Theil selbst daran Theil nahmen, scheinen sowohl am Madrider Hofe als bei Barradas dieses übertriebene Vertrauen durch täuschende Angaben erweckt zu haben; gerade so wie 1792 die französischen Emigranten die deutschen Höfe glauben machten, sie dürften nur ein Paar Regimenter nach Frankreich schicken, um es sogleich zu erobern.

Sobald man in Merico bestimmte Nachricht von dem bevorstehenden Angriffe erhielt, verbanden sich die Parteien noch fester zur Abwehr des gemeinsamen Feindes. Ein außerordentlicher Nationalcongreß ward berufen. Die Escoseses boten aus freien Stücken den Yorkinos die Hand. Der erilirte General Bravo kam zurück, dem bedrängten Vaterlande zu dienen, und Guerrero wirkte ihm sogleich Verzeihung aus. Man traf außerordentliche Maßregeln. Der Nationalcongreß schrieb eine bedeutende Steuer aus, die aber der Ausdehnung und Armuth des Landes wegen keinen raschen Erfolg hatte. Alle Altspanier, die noch im Lande waren, mußten die bedrohten Küsten verlassen, und ins Innere des Landes sich zurückziehen, um der Expedition keine Hülfe leisten zu können.

Santa Anna, den man zum Kriegsminister ernannt hatte, zog es vor, sich durch Besiegung der Spanier berühmt zu machen, und seine Macht in Veracruz noch fester zu gründen. Er kam nach dieser Stadt am 10 Julius mit unumschränkter Vollmacht von der Regierung ausgerüstet, machte sogleich eine gezwungene Anleihe von 30,000 Piastern, und

traf alle Anstalten, die Spanier nach ihrer Landung anzugreifen. Da er aber noch nicht wußte, wo sie landen würden, so erwartete er sie auch nicht an einem bestimmten Punkte der Küste, wo er sie vielleicht verfehlt haben würde, sondern blieb von der Küste etwas entfernt, um zu beobachten, wohin sie zuerst sich wenden würden.

Die spanische Flotte wurde unterwegs am 11 Julius von einem heftigen Sturme überfallen, der alle Schiffe zerstreute. Da indeß Capo Rojo zum Vereinigungspunkte bestimmt war, so fanden sich am 24 alle Schiffe wieder zusammen, mit Ausnahme eines Linienschiffes, das 500 Mann Landungstruppen trug, und nach New-Orleans verschlagen worden war, wo es ausgebessert werden mußte. Am 27 Julius landete Barradas an der mexicanischen Küste bei Capo Rojo, und gab den Seinigen das erste Beispiel der Ausdauer und des Muths, indem er, bis an die Hüften im Wasser stehend, den Matrosen half, die Soldaten auszuschiffen. Von den wenigen mexicanischen Truppen, die in der Nähe waren, begab sich ein Officier, La Garza, der nämliche, der den Exkaiser Iturbide verhaftet hatte, zu Barradas. Dieser suchte ihn durch glänzende Versprechungen zum Uebertritt zu bewegen, aber La Garza trennte sich als Feind von ihm. Die Spanier marschirten darauf gegen Tampico, und fielen unversehens am 1 August in den Hinterhalt eines kleinen mexicanischen Corps, dessen Feuer ihnen 100 Mann kostete. Hätten die Mexicaner Stand gehalten, so würden sie aus dem sichern Hinterhalte heraus ihren Feinden noch ungleich mehr Schaden gethan haben. Allein La Garza fühlte sich zu schwach, und zog sich zurück. Mit ihm flohen die Einwohner der umliegenden Dörfer. Alle Lebensmittel wurden

von den Mericanern selbst zerstört, und zum Theil die Dörfer verbrannt, um den Spaniern keine Existenzmittel zu hinterlassen. Am 7 zog Barradas in Tampico ein, das von allen Einwohnern verlassen war, mit Ausnahme der Fremden.

Von beiden Seiten wurden Proclamationen an das mericanische Volk erlassen. Barradas pries das Glück, unter dem spanischen Scepter zu leben, und nannte die Freiheit ein Unglück, die Liebe zu ihr eine Thorheit: „Eine lange und traurige Erfahrung muß euch überzeugt haben, daß die trügerischen Täuschungen, die unter dem Namen Freiheit und Unabhängigkeit die Unverständigern unter euch verführten, keinen andern Zweck hatten, als jeder Art von Ausschweifung freie Bahn zu öffnen ꝛc.“ Er war übrigens nicht sparsam mit Gnadenversicherungen für die, welche sich willig unterwerfen würden. Allein konnten die Mericaner sich wohl auf solche Verheißungen verlassen? Stets war in America die Bekanntmachung einer Amnestie das Signal zu blutigen Reactionen. Der „friedebringenden“ Armee, die 1816 Neu-Granada besetzte, gingen auch die sanftesten Proclamationen vorher; allein kaum war das royalistische Heer in der Hauptstadt eingerückt, so begannen die Hinrichtungen. Die Gnadenverheißungen des Generals Barradas waren überdieß nur lächerlich, da er mit seinem kleinen Corps so schwach war, daß er weder Vertrauen noch Schrecken einflößen konnte. Noch lächerlicher war der Hirtenbrief eines Mönchs, des Pater Bringas, der die Mericaner im Namen Christi aufforderte, sich gleich verirrten Schafen im Schoße des besten Königs, Ferdinands VII, wieder zu versammeln. — Guerrero erwiderte mit allem Feuer des Stolzes und Hasses: „Nach langen Jahren tiefen Schlafs erhebt sich der

Löwe Iberiens wieder, und wagt den jugendlich kräftigen Adler Merico's herauszufordern. Bewohner Yucatans, ihr werdet Zeugen seyn der jämmerlichen Anstrengungen Spaniens, das bloß noch ein Leichnam ist. Die Intriguen unwissender Priester und schwacher Militärs, aus denen Ferdinands Conseil gebildet ist, haben eine armselige Expedition einiger tausend Söldlinge geboren, befehligt von einem ehemaligen Schmuggler, dem verächtlichen Sohne der canarischen Inseln, Isidor Barradas, der 1814 sich als würdigen Nebenbuhler des Henkers von Columbien, des Ungeheuers Boves zeigte, Gefangene, welche die Waffen niedergelegt hatten, ermorden, alle wohlhabenden Bewohner der Ebenen von Venezuela ihrer Güter berauben, die Felder verwüsten, die Wohnungen anzünden, und so Dörfer, Städte, ganze Provinzen veröden ließ. Dieß sind die Truppen, dieß der Chef der gegen euch gesandten Expedition." In demselben Sinne erließ auch Santa Anna eine lange Proclamation, die voll Begeisterung, aber auch voll republicanischen Schwulstes war.

Nachdem Barradas sich in Tampico etwas ausgeruht und diese Stadt befestigt hatte, zog er gegen Altamira aus, um La Garza weiter zu verfolgen. Diesen Umstand benutzte Santa Anna, und brach am 21 August mit 1400 Mann von Alt-Tampico nach Tampico auf, um in Barradas Abwesenheit die dort zurückgelassene Besatzung zu überrumpeln. Am 22 begann der Kampf auf den Straßen und den Dächern der Häuser. Um 10 Uhr sahen sich die Spanier gezwungen, zu capituliren, und waren eben im Begriff vor Santa Anna die Waffen zu strecken, als Barradas unerwartet zurück kam. Santa Anna war viel zu schwach, ihm zu widerstehn, hatte aber Geistesgegenwart genug, mit ihm zu unterhandeln, und

ihm als eine Gunst zu bewilligen, wozu ihn die harte Nothwendigkeit zwang. Er annullirte die Capitulation der Besatzung von Tampico, erhielt dagegen freien Abzug und marschirte mitten durch die ihm weit überlegnen Spanier hindurch.

Barradas blieb von nun an zu Tampico, und erwartete, nachdem Laborde mit allen Schiffen nach der Havannah zurückgekehrt war, sehnlichst auf Verstärkung. Er war zu schwach, um tiefer in das Land einzudringen, und fand bei den Mexicanern auch nicht den geringsten Anhang. Ueberdieß rissen in seiner kleinen Schaar Krankheiten ein, die natürliche Folge des Klima's und der Jahreszeit. In seinem Aerger beging er große Fehler. Er wagte es, die Heiligkeit der Neutralität mißachtend, einem in Tampico ansässigen nordamericanischen Bürger, Herrn Harrison, eine Summe Geldes widerrechtlich und gewaltsam abzufordern. „Auf Hrn. Harrisons Gegenvorstellungen verwundete ein Meuchelmörder, aus dem Gefolge des spanischen Generals, den Handelsmann mit einem Säbelstich. Die Ankunft des Hornet, eines Kriegsschiffs der Vereinigten Staaten, führte zur Rückgabe des Eigenthums, das Hrn. Harrison geraubt worden war. Der Charakter und die Disciplin einer Armee und das Benehmen ihres Führers kann aus Einer Thatsache so gut als aus tausend erkannt werden. Wäre der spanische General ein Mann von nur gewöhnlichem Verstande oder gewöhnlicher Entschlossenheit gewesen, so würde er das Eigenthum des Hrn. Harrison entweder nicht weggenommen, oder nachdem dieß einmal geschehen war, es nicht zurückgegeben haben, wenn auch ein ganzes Nest voll Hornets (Horniſſen) die Rückgabe verlangt hätte; und hätte er die Gesinnungen, entweder eines Soldaten oder eines Gentleman besessen, so würde er den brutalen Spitzbuben aufgehängt haben,

der es wagte, in Gegenwart seines Generals den Säbel gegen einen entwaffneten Mann zu ziehen. Während Santa Anna's Angriff ward das Haus desselben Kaufmanns gleichfalls angegriffen und geplündert, der Mexicaner wartete aber nicht, bis ein americanisches Schiff ankam, um die Genugthuung zu erzwingen, sondern bot diese sogleich an, so wie er den Mißgriff seiner Truppen erfahren hatte."

Mittlerweile löste sich am 27 August der Nationalcongreß in Mexico auf, nachdem er den Präsidenten Guerrero bis zur völligen Vertreibung der Spanier vom mexicanischen Boden mit unumschränkter dictatorischer Gewalt bekleidet, und da die Steuern nicht rasch genug eingingen, eine erzwungene Anleihe zur augenblicklichen Deckung der Kriegskosten erhoben hatte. Wegen der geringen Hülfsmittel und großen Ausdehnung des Landes gingen die Rüstungen freilich nicht schnell von Statten, doch brachten Santa Anna und La Garza ihre kleine Armee auf 4000 Mann; außerdem führte Bustamente von Mexico aus 6000 Mann herbei, und in Xalapa und S. Louis de Potosi sammelten sich ebenfalls Truppen, um Barradas in Tampico von allen Seiten einzuschließen.

Barradas sah sich bald in eine verzweifelte Lage versetzt. Es kam kein Schiff aus der Havannah zurück, ihm Unterstützung zu bringen. Die Krankheiten in seinem Heere nahmen überhand, und zu allen Uebeln gesellte sich zuletzt noch der Mangel an Lebensmitteln. Zwar gelang es ihm, sich Altamira's zu bemächtigen und La Garza von dort zu vertreiben, allein Santa Anna, dem General Teran neue Verstärkungen zuführte, entriß ihm bald wieder alle Vortheile. Er rückte vor und belagerte ihn in Tampico. Am 7 und 8 September fielen hitzige Gefechte vor, wobei die

Spanier viel Verlust erlitten. Das Schwert und die Krankheiten hatten ihnen schon 1500 Mann geraubt, während Santa Anna täglich aus dem Innern des Landes verstärkt wurde. Er bewilligte den Spaniern nur eine Frist von 48 Stunden zum Capituliren, nach deren Verlauf er sie über die Klinge springen zu lassen drohte, und stürmte die Stadt in der Nacht vom 10 auf den 11 September. In derselben Nacht zog ein furchtbares Gewitter herauf, das sein ganzes Lager überschwemmte, und die Mericaner in eine bedenkliche Lage brachte. Nachdem sich aber das Gewitter wieder verzogen hatte, gelang es Santa Anna sich eines Forts zu bemächtigen, und nun entschloß sich Barradas, die weiße Fahne aufzustecken und zu capituliren. Es blieb ihm nichts weiter übrig, da er auf keinen Entsatz rechnen konnte, und seine Leute von Strapazen, Hunger und Krankheiten gänzlich erschöpft waren. Die Capitulation war milde und machte den Mericanern Ehre. Sie bewilligte den Spaniern freien Abzug, jedoch mit Zurücklassung ihrer Waffen und unter der Bedingung, nie mehr gegen Merico zu dienen. Die Officiere behielten sogar ihre Degen. Barradas reiste am 21 nach Neu-Orleans ab, um dort die Transportschiffe zu miethen, welche seine Truppen nach der Havannah zurückführen sollten. Das spanische Linienschiff, das sich vom Sturm verschlagen in Neu-Orleans verspätet hatte, kam an, als die Capitulation schon geschlossen war, und kehrte sogleich wieder um. Auf diese klägliche Weise endete die Expedition, von der kaum 1000 Mann gesund heimkehrten. Barradas selbst ging nach Frankreich, um dort einstweilen seine Scham zu verbergen.

Am 15 September wurde in Merico der Jahrestag der

Unabhängigkeit der Republik feierlich begangen, und dabei die Sclaverei für immer abgeschafft. General Bravo, der aus der Verbannung zurückgekehrt war, um sein Vaterland zu vertheidigen, wurde von seiner frühern Strafe ehrenvoll freigesprochen. Die schöne Eintracht unter den Mexicanern dauerte indeß nur so lange als die gemeinsame Gefahr. Nach dem Siege wachte der Parteihaß von Neuem auf. Man erwartete allgemein, der Held des Tages, Santa Anna, werde sich gegen Guerrero erklären, um sich selbst an die Spitze der Republik zu stellen. Die Escoseses hofften, ein siegreicher General werde am ersten im Stande seyn, eine Centralregierung an die Stelle der Föderativregierung zu setzen. Allein Santa Anna erließ eine sehr friedliche Proclamation, und warnte vor dem Bürgerkriege. Die Escoseses wollten deßhalb aber die Contrerevolution gegen die Yorkinos nicht aufgeben. Diese Partei, die, der föderativen Vereinzelung abhold, eine kräftigere Centralregierung wünschte, mußte natürlicherweise durch einen Angriff von Außen verstärkt werden, weil durch die Gefahr die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Einheit am augenscheinlichsten bewiesen wurde. Sie wollten nun den günstigen Augenblick nicht verstreichen lassen, und General Bustamente, Vicepräsident der Republik, der mit zur Bekämpfung der Spanier ausgezogen war, erklärte sich im Einverständniß mit der Provinz Yucatan gegen Guerrero's Regierung, im November. Am 11 Dezember wurde in Mexico eine außerordentliche Sitzung des Nationalcongresses zusammenberufen, um diese Unruhen beizulegen, und Guerrero zog mit einigen Truppen gegen Bustamente aus. Kaum aber hatte er Mexico verlassen, als die daselbst zurückgebliebenen Truppen sich für Bustamente erklärten und nach einem unbe-

deutenden Gefechte sich der Stadt bemeisterten, am 22 December. Guerrero fühlte sich zu schwach zu widerstehen, und entfloh nach dem Süden. In Merico trat einstweilen Don Velez, Präsident des obersten Gerichtshofs, an die Spitze der Regierung. Santa Anna, der in Veracruz zurückgeblieben war, und von Allem, was in Merico vorging, erst, nachdem die Revolution vollendet war, Nachricht erhalten hatte, erklärte sich nun auch für die neue Regierung, um nicht unnöthig von Neuem Bürgerblut zu vergießen. Auf den 1 Januar 1830 wurde ein neuer Congreß in Merico zusammenberufen.

Am 5 Oktober schloß Merico mit Dänemark und Hannover einen Handelsvertrag und erweiterte somit, trotz der innern Unruhen, seine auswärtigen Verbindungen. — Nur Eine fremde Macht fand sich in diese innern Unruhen verwickelt, nämlich Nordamerica. Der Gesandte dieses Staates, Poinsett, war durch Stiftung der ersten Freimaurerlogen in Merico die Seele der Yorkinos geworden und mithin den Escoseses verhaßt. Dazu kam, daß Nordamerica ernsthafte Absichten auf die Nordprovinz Merico's, Teras, hegte. Bald hieß es, die Nordamericaner, die sich bereits schaarenweise in dieser Provinz angesiedelt hatten, wollten Teras unter irgend einem Rechtstitel an sich reißen, bald, sie wollten Merico zwingen, ihnen diese Provinz käuflich zu überlassen. Parteihaß und Nationalstolz waffneten sich nun gegen Poinsett, dessen Zurückberufung von den Escoseses am Schlusse des Jahres dringend verlangt wurde.

b.

Guatemala.

Diese schöne Provinz Mittelamerica's war die erste, die sich von dem mexicanischen Staatenvereine losriß und seitdem

unabhängig behauptete. Hier herrschte jedoch beim Beginn des Jahres 1829 noch die spanische, aristokratische Partei in der Hauptstadt San Salvador, während im ganzen Lande die demokratische Partei dieselbe siegreich bekämpfte. Endlich am 9 April nahm der demokratische General Morazan die Stadt San Salvador mit Sturm ein. Die Aristokraten wehrten sich wie Verzweifelte, und es wurde vier Tage lang in den Straßen gekämpft, bis Morazan den Sieg davon trug. Die Folge davon waren sehr harte Maßregeln gegen die Altspanier und gegen die Geistlichen, die, wie natürlich, immer mit jenen zusammenhängen. Am 11 Jul. wurden alle Mönche sammt dem Erzbischof ohne Gnade aus der Stadt gejagt und mit allen Häuptern der aristokratischen Partei in die Verbannung geschickt. Barantia wurde zum provisorischen Präsidenten der Republik erklärt, allein die Ruhe war noch lange nicht hergestellt. Noch kämpften die kleinern Städte gegen einander, Leon und Menagua gegen Grenada und Nicaragua, und nach Allem, was uns die zerstreuten Zeitungsberichte gemeldet haben, muß der Bürgerkrieg in Guatemala blutiger und verwickelter gewesen seyn, als in irgend einer andern Republik. Unter diesen Umständen mußte natürlicherweise das längst gehegte Project, die Landzunge von Darien zu durchbrechen und das atlantische Meer mit demstillen Ocean zu verbinden, ins Stocken gerathen. Nach der glücklichen neuen Entdeckung, daß diese beiden Meere nicht, wie man bisher glaubte, in verschiedner, sondern in völlig gleicher Ebne lägen, hatte man von dem Durchstich des Landes um so weniger Gefahr zu besorgen, und der niederländische Gesandte, Verveer, ließ sich die Ausführung des Projects vorzüglich angelegen seyn; allein gerade die Provinz Nicaragua, wo der Canal gegraben werden sollte, war vom Bürger-

kriege

kriege am heftigsten heimgesucht, und so mußte der Plan einstweilen verschoben werden.

c.

Columbia, Peru, Bolivia.

Die reichen und wunderbaren Tropenländer, die zu beiden Seiten der Anden und Cordilleren liegen, waren nicht minder Schauplätze eines blutigen Bürgerkriegs. Die Nachbarschaft und der Einfluß ihres gemeinschaftlichen Befreiers Bolivar verbindet die Nordstaaten Südamerica's trotz ihrer politischen Trennung zu einem Systeme, und sie haben eine gemeinschaftliche Geschichte. Doch haben wir leider über diesen interessanten Theil des spanischen America's weit weniger zusammenhängende Nachrichten als über Merico.

In Columbia finden wir beim Beginn des Jahres 1829 den Helden Bolivar, zubenannt der Befreier (Libertador), an der Spitze der Republik, für die Zeiten des Kriegs ausgestattet mit dictatorischer Gewalt. Allein grade diese große Macht und sein alle seine Landsleute überstrahlender Ruhm war die Ursache vielfältigen heimlichen Neides und offnen Widerstandes, so daß seine Lage ziemlich schwierig war. Die minder berühmten Generale Columbiens waren fast sämmtlich eifersüchtig auf ihn. Er hatte zwar so eben den General Santander besiegt und aus der Republik verwiesen (Santander kam im October 1829 als Verbannter in Hamburg an); allein unter der Maske der Freundschaft brüteten verschiedene andere Generale schon wieder neue Unruhen, so Obando in der Provinz Popayan, Cordova in Antioquia, Paez in Venezuela. Am treuesten schienen ihm die Generale

Sucre und Florez zu seyn, welche damals gegen die Peruaner zu Felde standen, jener bei der Südarmee, dieser bei der Nordarmee in der Nähe der Stadt Guayaquil. Was die militärischen Empörungen der Generale noch gefährlicher machte, war der Argwohn, den sie auch den ruhigen Bürgern einflößten, Bolivar wolle die republicanische Verfassung stürzen und, die Rolle Napoleons nachahmend, sich zum erblichen Kaiser machen. Man hat nie ausmitteln können, ob Bolivar wirklich diesen Plan gefaßt habe; gewiß aber ist, daß die Besorgniß vor einem solchen Plan von allen seinen politischen Gegnern angeregt und zu seinem Nachtheil benutzt worden ist. Endlich wurde der Gährungsstoff im Lande durch die Eifersucht der verschiedenen Provinzen noch vermehrt. Jede strebte so viel als möglich nach Unabhängigkeit und eigener Regierung, indem sie keiner andern den Vorzug geben wollte.

In Peru herrschte nicht minder heftige Parteiung, um so gefährlicher, als dort kein großer Mann, wie Bolivar, an der Spitze war. Damals überwog die Partei des Generals Lamar, der sich zum Präsidenten der Republik aufgeworfen hatte, und gegen den General Sucre mit der Hauptmacht der Peruaner im Felde stand. Lamar repräsentirte die Partei, welche der politischen Vereinigung der ehemaligen spanischen Provinzen am meisten entgegen war, und sehr undankbar gegen Columbia handelte, welches einst ihr Gebiet von den Altspaniern befreit hatte, dem sie nun aber jede Entschädigung verweigerten, ja es selbst mit Krieg überzogen. Es gab indeß noch eine zweite Partei in Peru, welche heimlich mit Bolivar einverstanden gewesen zu seyn scheint, und an deren Spitze die Generale Lafuente und Gamarra standen, wovon der erste in der Hauptstadt Lima Antheil an der Regierung hatte, der andre

aber gegen Florez im Felde stand. Außerdem gab es noch eine kleinere dritte Partei des früher mächtigen Riva Aguero, der zu Anfang des Jahres in St. Jago den mißlungenen Versuch machte, sich zum legitimen Präsidenten zu erklären. Auch hörte man, daß im April zu Lima eine Verschwörung der Neger ausgebrochen, jedoch wieder erstickt worden sey. Ohne Zweifel wollten die Schwarzen die Eifersucht und Parteiung der Weißen zu ihren Gunsten benutzen.

Der Krieg zwischen Peru und Columbia wurde ziemlich nachlässig geführt, da Bolivar, mit der Dämpfung der Empörungen im Innern beschäftigt, nicht Zeit fand, an die Gränzen zu eilen. Daher begünstigte das Glück auch anfangs mehr die Peruaner, welche sich auf dem columbischen Gebiet festsetzten und die Stadt Guayaquil einnahmen. Florez wurde geschlagen. General Mosquera eilte von Bogota zu seiner Hülfe herbei.

Als aber Mosquera durch die Provinz Popayan marschirte, hatte sich dieselbe, so wie die Provinz Cauca so eben unter Anführung der Generale Obando und Lopez Valdes empört. Mosquera, der sie zu bekämpfen suchte, wurde von ihnen bei Caderas geschlagen, und Bolivar selbst mußte gegen die Insurgenten ins Feld ziehen. Es gelang ihm, sie im Januar zu Paaren zu treiben und durch ein Amnestiedecret, von welchem Obando Gebrauch machte, die Gemüther wieder zu versöhnen.

Bald darauf begünstigte das Glück die Columbier auch gegen die Peruaner. Die letzteren wurden in der Schlacht bei Tarqui am 26 Februar geschlagen, und ihr General Laplaza gefangen genommen. Darauf schloß Gamarra schon am folgenden Tage mit Florez den Frieden von Giron

ab, worin die Peruaner alle Forderungen Columbia's zu befriedigen versprachen. Dieser Friede scheint indeß nur einseitig und voreilig von der Partei des Gamarra, im Einverständniß mit Bolivar, abgekartet gewesen zu seyn. Er kam nicht zur Ausführung. Prieto, Commandant von Guayaquil, weigerte sich, diese Festung zu räumen und erlaubte sich große Grausamkeiten gegen die Einwohner, worüber sich Columbia bitter beklagte. Zum Unglück dieser Stadt kam noch, daß die peruanische Fregatte Prueba mitten im Hafen in die Luft flog und viele Häuser zertrümmerte, am 18 Mai. Lamar selbst weigerte sich, den Friedenschluß zu vollziehen, allein er mußte der stärkeren Partei doch zuletzt unterliegen. Gamarra setzte ihn mitten in seinem Lager ab und verbannte ihn nach Chili, im Mai; Lafuente aber veränderte am 5 Junius die Regierung in Lima und machte sich zum einstweiligen Oberhaupt der Republik Peru. Nun stand dem Frieden kein Hinderniß mehr im Wege, da Lafuente, ein alter Freund Bolivars, und auch Gamarra mit ihm einverstanden war. Man schloß am 27 Julius den Waffenstillstand zu Biujo, worin ausgemacht wurde, daß die Peruaner das columbische Gebiet räumen, die Blokade der columbischen Küste aufheben und alle Prisen zurückgeben, dagegen aber nicht gehalten seyn sollten, die früher geforderten Entschädigungen für die Hülfe Columbia's im Befreiungskriege zu zahlen. Aus diesem Waffenstillstand wurde ein förmlicher Friede gemacht, den 22 September. Nach Beendigung des Krieges trat Lafuente dem General Gamarra die Präsidentenstelle ab und begnügte sich mit der eines Vicepräsidenten. Der Friede schien dauernd befestigt, um so mehr, als auch Santa Cruz, der sich in der Republik Bolivia an die Spitze des Staats gestellt hatte, beiden kriegführenden

Parteien zum Frieden Glück wünschte, und mit Bolivar, dem Gründer der bolivischen Verfassung, in dem innigsten Einverständniß lebte.

So schien sich Alles zu Bolivars Gunsten zu gestalten, und er schrieb auf den 2 Januar 1830 einen allgemeinen Congreß der Columbier nach Santa Fe de Bogota aus, auf welchem Columbia eine definitive Verfassung gegeben werden sollte. Bei dieser Gelegenheit erklärte sich eine bedeutende Partei für die Ansicht, die Regierung müsse mehr concentrirt werden. Man glaubte, es sey damit gemeint, Bolivar solle zum erblichen Kaiser ernannt werden, und so entstund große Unzufriedenheit bei den strengen Republicanern, welche Bolivars Neider benutzten. Man erinnerte daran, daß Bolivar schon in Bolivia eine Verfassung eingeführt habe, die zur Alleinherrschaft hinneige, daß er dasselbe System in Peru begünstige, und daß die Häupter dieser beiden Republiken seine Verbündeten seyen. Man glaubte also, nun sey die Zeit gekommen, da er auch in Columbia die Zügel der Regierung enger fassen und seine Thronbesteigung vorbereiten werde.

Diese Stimmung benutzte General Cordova, der am 12 September zu Antioquia die Fahne der Empörung aufpflanzte, indem er laut aufforderte, sich gegen Bolivars ehrgeizige Plane zu waffnen. Allein Bolivar hatte noch nichts gethan, was den Argwohn entschieden hätte rechtfertigen können, und die Columbier nahmen wenig Antheil an der Empörung. General O'Leary, den Bolivar absandte, schlug den General Cordova bei Santriario am 17 October, wobei der letztere den Tod fand, den er suchte. Das Bemerkenswertheste bei dieser an sich unbedeutenden Empörung ist aber, daß der englische Generalconsul Henderson und der

nordamericanische Geschäftsträger Harrison, als in die Verschwörung Cordova's verwickelt, ungesäumt den Befehl erhielten, die Hauptstadt Bogota zu verlassen.

Kaum war aber dieser Sturm abgeschlagen, so erhob sich ein neuer, der mit einer weit größern Gefahr drohte. Schon lange saß General Paez lauernd zu Venezuela, unter der Maske der Treue die Eifersucht verbergend und im Stillen seinen Abfall vorbereitend. Als die Bürger von Carraccas sich versammelten, die Deputirten zum Congreß zu wählen, kamen alle Beschuldigungen zur Sprache, die man Bolivar machte, und Paez legte ein Schreiben von Urdaneta, dem Minister des Innern vor, worin dieser eifrige Anhänger Bolivars ihn aufforderte, zur Erhebung Bolivars beizutragen. Dieß empörte die Burger so, daß sie, Bolivars Ehrgeiz fluchend, am 26 November feierlich erklärten: „Damit die Freiheiten Venezuela's unangetastet bleiben, trennt sich Venezuela von der Regierung von Bogota." Die Summe der Anklagen gegen Bolivar ist in folgender von den Bürgern von Carraccas an diesem Tage erlassenen Erklärung enthalten: „Selbst wenn wir vergessen könnten den Inhalt der Botschaft des Generals Simon Bolivar an den Congreß von Angostura im Jahre 1819, in welcher er Grundsätze vorschlug, die im Widerspruch standen mit dem in Venezuela im Augenblicke seiner politischen Umbildung proclamirten System; seine Abweichung von der Constitution von Cucuta, trotz des Eides der Treue, den er ihr geschworen, und den er umging, indem er sich in entfernte Gegenden zurückzog; das Geständniß seiner politischen Grundsätze in der Constitution, die er der Bolivischen Republik vorschlug, und Peru und Columbien dringend empfahl; die

Mittel, die er anwandte, um den Congreß von Peru und die große Convention von Ocana aufzulösen; die günstige Aufnahme und Unterstützung, die er denen zu Theil werden ließ, die durch eine revolutionäre Bewegung die volksthümlichen Grundlagen der Regierung in Bogota vernichteten, um ihn zum obersten Chef und Schiedsrichter über das Leben der Bürger zu bestellen; endlich die zu verschiedenen Zeiten in Umlauf gesetzten vielen Gerüchte über den Plan eines Umsturzes der Republik — wenn wir, wie gesagt, dieses Alles vergessen könnten, so könnten wir doch unmöglich mit Gleichgültigkeit die wiederholten und directen Angriffe betrachten, die unter der Dictatorialverwaltung gemacht wurden und gemacht werden auf die unveränderlichen und heiligen Principien, die durch Weisheit und gesunde Politik gegründet, und gegen ihre Feinde durch so viel Blut und so mächtige Opfer für die Freiheit gerettet wurden; gegen jene Principien, die von America vor zwanzig Jahren beim Anfange der Revolution proclamirt wurden, für die unsre Väter und unsre Brüder in den Tod gingen, für die wir Friede und Glück opferten, und unsre aufwachsenden Städte und fruchtbaren Felder in Trümmer und Verödung brachten. Seit der Wille Eines Mannes das einzige Gesetz der Columbier wurde, haben sie aufgehört, die begeisterten Rufe der Freiheit ertönen zu lassen, und die Presse, die unsre Meinungen ausgesprochen und durch eine Menge Schriften unsre Schritte gebilligt hatte, ward gezwungen, ihre großen Zwecke aufzugeben, so daß man von ihr nichts mehr hörte als das Lob der absoluten Gewalt und Verwünschungen gegen die Freiheit. Die Ministerialzeitung von Columbien und die von der Regierung herausgegebenen officiellen Blätter der Districte gingen zuletzt so weit, daß sie

ſagten: Principien ſeyen der Krebs der Geſellſchaft und das Verderben America's, dagegen ſey die Regierung Eines Mannes die beſte und nur ſervile Unterwerfung und blinder Gehorſam könnten uns glücklich machen. Welch' niedrige Unwürdigkeit! wie beſchimpfte ſie uns! Die von den Agenten der Regierung aus der Hauptſtadt in die Provinzen geſendeten Druckſchriften, derſelben Quelle entſprungen und denſelben Geiſt athmend, empfahlen beſtändig als ſicheres Schutzmittel Schweigen ſtatt Wahrheit, blinden Gehorſam, feige Unterwerfung ſtatt redlicher Ausübung unſerer Rechte, Sclaverei ſtatt Freiheit. Ganz Columbien ſah mit Unwillen das Eco del Teguandeme und andere ähnliche Schriften. Die Creaturen der Sclaverei wurden ſchamlos vermehrt, alte Patrioten und freie Männer überall verfolgt; für die Erſtern war der Schatz verſchwendet, die Familien der Letztern weinten in Noth und Verwaiſung. Der Ackerbau iſt ſeinem Verderben nahe; ſeine achtbaren Beförderer ſterben vor Hunger. Der Handel, durch willkürliche, unverſtändige Maßregeln niedergedrückt, läßt unſre Häfen verödet, unſre Waarenhäuſer verſchloſſen, die Hälfte der Bevölkerung in Unthätigkeit. Derſelbe General Bolivar hat in einem von ſeinen Freunden gedruckten Briefe erklärt, die Regierung habe keine Einheit, keine Stetigkeit, keine Ausſicht der Dauer; ſie bewege ſich ſprungweiſe, und laſſe ungeheure leere Räume hinter ſich; er könne die Laſt der Verwaltung nicht länger tragen, Ehre und Pflicht forderten ſeinen Rücktritt. Das Volk ſah alles Dieß geduldig mit an, und litt mehr als man ſagen kann, denn es ſchöpfte aus der wachſenden Natur des republicaniſchen Syſtems wenigſtens die Hoffnung, es werde ein Tag kommen, wo die Dinge anders würden und unſre Leiden durch die Einſchlagung einer regelmäßi-

gen Bahn geheilt werden könnten. Diese Ideen aber wurden mißdeutet, der Schein für Wirklichkeit genommen; man glaubte, des Volks Stillschweigen bewiese Zustimmung, seine Mäßigung Furcht, sein Patriotismus beruhe auf niedrigen Gefühlen, und der ersehnte Augenblick sey endlich gekommen. Macchiavellistische Bewegungen fanden statt, denen die schlimmsten Absichten zu Grunde lagen, Männer von Vertrauen und Macht wurden aufs übereilteste beunruhigt, und das ganze Volk überzeugte sich bald von den furchtbaren Angriffen auf seine Freiheit. Jedermann weiß, daß der oberste Chef des Centrums, ein Mitglied des Regierungsconseils und Kriegsminister, der Urheber dieser Verschwörung ist. Es ist bekannt, daß nach dem Inhalte dieser Mittheilungen mittelst des betheiligten Einflusses fremder Cabinette auf eine mächtige Hülfe gezählt wird, und daß (in einem Schreiben Bolivars an Paez) ausdrücklich erklärt wurde: „die fremden Verbindungen sind verbürgt, und es kann kein Rückschritt gethan werden.“ Ein solcher Versuch scheint einem Traume gleich, aber man muß den Thatsachen glauben, daß man wirklich eine Monarchie im Sinne hat. Caraccas, fest in den Grundsätzen, die es verkündigte, als es die spanischen Fesseln brach, beschließt nach reiflicher und besonnener Erwägung: Trennung von der Regierung von Bogota und Verwerfung der Autorität des Generals Bolivar, Beibehaltung jedoch des Friedens, der Freundschaft und der Eintracht mit seinen Schwesterdepartementen des Centrums und des Südens von Columbien, mit denen in Betreff der gemeinsamen Interessen Verbindungen zu bilden und festzustellen sind.“

Die meisten Städte Venezuela's schlossen sich an Caraccas an, am 8 December La Guayra, am 20sten Cumana unter

General Bermudez, am 25sten Puerto Caballo. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß die alte Eifersucht zwischen den spanischen Provinzen und der Unabhängigkeitssinn einer jeden an diesem Abfall Venezuela's wenigstens eben so viel Antheil gehabt haben, als die Besorgniß vor Bolivars Tyrannei und als die Demagogie des General Paez.

Unterhandlungen mit Venezuela, um diese Provinz wieder zu gewinnen, und die Versammlung des großen Congresses zur definitiven Constituirung der Republik blieben die wichtigsten Aufgaben Columbia's für das folgende Jahr.

d.

Chili.

In dieser Republik herrschte zu Anfang des Jahres 1829 vollkommne Eintracht und Ruhe. Der Congreß ging am 31 Januar aus einander, nachdem er zwei Kammern, der Senatoren und der Deputirten, organisirt hatte. Die Präsidentschaft wurde dem General Pinto übertragen, der allgemein beliebt war. Man hegte den Plan, Valparaiso zu einem Freihafen zu erklären, um den Handel zu fördern, und daß auch die Aufklärung befördert wurde, beweist die Vertreibung des Pater Farinelly, der sich durch Ablaßkram bereichert hatte, die gewonnenen Summen aber wieder hergeben und das Land verlassen mußte. Gegen Ende des Jahres aber wurde die Ruhe der Republik wieder gestört. Die Provinz Conception riß sich unter dem General Prieto los, dessen rohe Banden, die Marodeurs genannt, die öffentliche Sicherheit sehr gefährdeten. Um diesem Unfug zu begegnen, erklärte das vor Valparaiso liegende französische Geschwader, es werde Truppen ans Land

setzen lassen, und die Regierung selbst schickte den General Lacastra gegen Prieto aus. Nach einem heftigen Gefecht sollen sie die Sache gütlich beigelegt haben.

e.

Das Staatensystem am Rio de la Plata.

Die neuen spanischen Republiken, die sich wie Blätter an einem Zweige, an den la-Plata-Strom reihen, bieten ein ganz ähnliches Schauspiel dar, wie die Republiken am Orinoco und an den Cordilleren; nur daß hier nicht eine so mächtig vorragende Heldengestalt, wie dort Bolivar, die Augen auf sich zieht. Auch hier erblicken wir Alles in Anarchie, die Provinzen uneins, die Gewalt in den Händen militärischer Parteien.

Der Hauptstaat Buenos-Ayros, befand sich zu Anfang des Jahres 1829 in großer Gährung. Unlängst hatte die Republik den Krieg mit Brasilien ehrenvoll geendet, und der neuen Republik (östliche Banda, oder Freistaat Montevideo) die Unabhängigkeit erkämpft, die ihm Brasilien verweigert hatte. Als aber General Juan Lavalle mit den Truppen nach Buenos-Ayres zurückgekehrt war, hatte er am 1 December 1828 den gesetzgebenden Körper aufgelöst, den Präsidenten der Republik, Manuel Dorrego, zur Flucht gezwungen, verfolgt, im Felde besiegt und am 11 December erschießen lassen. Dieser Lavalle war das Werkzeug der sogenannten Unitarier, deren Zweck die politische Einheit der Plata-Staaten war, im Gegensatz gegen die Partei der Föderalisten, die nur einen Bund unabhängiger Republiken wollten. Die Unitarier hatten früher unter der Präsident-

schaft Rivadavia's in Buenos-Ayres geherrscht, und sich Maßregeln der Gewalt zu Schulden kommen lassen, welche der Freiheitssinn der jungen Republik nicht ertrug. Sie waren daher durch die Föderalisten unter der Präsidentschaft Dorrego's, der großes Vertrauen genoß und sich namentlich im Kriege mit Brasilien verdient gemacht hatte, in der Herrschaft abgelöst worden. Rivadavia glaubte nun, entweder seiner Partei aufs Neue den Sieg zu verschaffen, oder fürchtete er nur, noch nachträglich zur Verantwortlichkeit wegen seines frühern Betragens gezogen zu werden, wovon man wenigstens sprach; genug, er verschwor sich mit Lavalle, blieb aber selbst im Hintergrunde und schob diesen vor. Lavalle benutzte einen Zeitpunkt der Ruhe und des Vertrauens, um die Föderalisten zu überraschen, und es gelang ihm, das Haupt ihrer Partei, Dorrego, zu ermorden, und die Regierung zu stürzen.

Lavalle erklärte sich sofort selbst zum Präsidenten der Republik. Buenos-Ayres gehorchte ihm, theils weil er hier seine Militärmacht concentrirt hatte, theils weil die Stadt mehr als das Land den Unitariern geneigt war. In Santa Fe aber erklärte sich, am 20 Februar, der Congreß der vereinigten Provinzen am Rio de la Plata gegen ihn, und der Gouverneur dieser Provinz, Lopez, so wie in Cordova der Gouverneur Bustos und auf dem Lande der reiche Güterbesitzer Rosas riefen alle Föderalisten zu den Waffen. Anfangs war das Glück nicht auf ihrer Seite. Die nächsten Anhänger Dorrego's, die unter General Molinas gegen ihn fochten, wurden von Lavalle's Obristen Suarez bei Palmitas am 7 Februar 1829 geschlagen, und dabei ihr zweiter General Mesa gefangen. Lavalle ließ ihn auf der Stelle erschießen,

wie er überhaupt durch große Grausamkeiten Schrecken zu verbreiten suchte. So ließ er am 24 Februar eine große Menge ihm verdächtiger Föderalisten verhaften. Ein militärisches Schreckenssystem schien ihm klug gegenüber einer Partei, die fast nur aus Bürgern und Bauern bestand. Er, der die disciplinirten Truppen auf seiner Seite hatte, hoffte durch raschen Gebrauch der Gewalt zu imponiren.

Er sandte sofort den General Paz gegen Bustos in Cordova, den Obrist Rauch, einen Deutschen, gegen Rosas im Norden und zog selbst am 10 März gegen Lopez in Santa Fe während er dem Admiral Brown die Bewachung von Buenos-Ayres überließ. Allein Rauch wurde am 28 März nach einem heldenmüthigen Kampf von den Indianern erschlagen, die mit Rosas gezogen waren, weil er ihnen die Plünderung von Buenos-Ayres versprochen haben soll. Rauch hatte sich um Buenos-Ayres große Verdienste erworben und wurde allgemein betrauert. Die Indianer trugen seinen Kopf wochenlang auf einer Stange umher. Nach diesem Siege drang Rosas mit seinen Monteneros (föderalistisches Landvolk) und Indianern gegen Buenos-Ayres selbst vor und verbreitete den größten Schrecken. Lavalle mußte nun den Zug gegen Lopez einstellen und kehrte sogleich um, die Hauptstadt zu decken. Aber Lopez folgte ihm auf dem Fuß, und viermal kam es zu einzelnen Scharmützeln, bis am 26 April Abends 12 Stunden von Buenos-Ayres ein allgemeines Treffen erfolgte. Die Truppen der Stadt betrugen im Ganzen ungefähr 4000 Mann. Das Heer von Santa Fe, mit den Truppen des Landes und den Monteneros vereinigt, zählte 6000 Mann. Das Treffen begann am 26 Mittags, und Lavalle scheint darin mit der Verzweiflung eines Mannes gekämpft zu haben, dessen Leben

an dem Ausgange hing. Der rechte Flügel unter Lavalle war siegreich, der linke Flügel aber und das Centrum wurden vollständig geschlagen, verloren einen großen Theil ihrer Reiterei und alle ihre Pferde. In Buenos-Ayres selbst herrschte die größte Bestürzung; viele Frauen und Kinder hatten sich eingeschifft. Die Localbehörden hatten sich gleichfalls auf Schiffe geflüchtet. Alle Communication mit dem Lande war abgeschnitten. Von dem anrückenden Heere erzählte man sich die größten Excesse. Sie sollen überall, wo sie einrückten, geplündert und gemordet haben, und man fürchtete die Stadt Buenos-Ayros würde gestürmt und der Plünderung Preis gegeben werden.

Lavalle warf sich mit seinen von Lopez verfolgten Truppen in die Stadt, die er nunmehr gegen Lopez und Rosas zugleich zu vertheidigen hatte. In dieser Noth befahl er allen anwesenden Fremden, die nicht, wie die Engländer, durch besondere Verträge geschützt waren, sich zu bewaffnen, um zum Schutze der bedrängten Stadt beizutragen. Der französische Consul Mendeville protestirte gegen die Bewaffnung der Franzosen, und da Lavalle keine Ausnahme gestatten wollte, nahm der Consul seine Pässe. Die Föderalisten blokirten nun die Stadt und im Mai fielen täglich Gefechte vor. Lavalle aber kam noch weit mehr ins Gedränge, als am 24 Mai plötzlich ein kleines französisches Geschwader unter Capitän Picard im Hafen erschien, alle Kriegsschiffe der Republik in Beschlag nahm und eins derselben verbrannte. Dieß geschah auf Anstiften Mendeville's, und Lavalle erließ, um größeres Unheil zu verhüten, den Franzosen in der Stadt den Kriegsdienst. Es gereicht ihnen indeß zur Ehre, daß sie größtentheils freiwillig in der Miliz blieben, weil sie bei einer Plünderung der Stadt durch die

Indianer gleich sehr gefährdet gewesen wären, also auch gleiche Pflicht hatten, zur Vertheidigung mitzuwirken. Glücklicherweise verschwanden die Besorgnisse schon am folgenden Tage, am 25, indem die Indianer, mit der aus der Umgegend zusammengeraubten Beute die föderalistische Armee verließen. Auch wurden die Generale Quiroga und Bustos am 22 und 23 Junius von Paz geschlagen. Indeß sah Rivadavia dennoch den Sturz seiner Partei vorher und hielt es für das Klügste, nach Europa zu gehen, worauf Lavalle sogleich mit Rosas in Unterhandlung trat. Beide Generale umarmten sich im Angesicht ihrer Truppen, und beide kamen überein, um alle Parteien zu versöhnen, den sehr gemäßigten General Viamont zum Gouverneur von Buenos-Ayres zu ernennen. Dieß geschah am 26 August. Viamont erließ eine Proclamation: „Mitbürger! Endlich ist der brudermörderische Krieg ganz aus unserer Mitte verschwunden, aber unsre Provinz, einst so blühend und glücklich, ist jetzt eine große Wüste! Der Drang der Umstände dem ich nicht zu widerstehen vermochte, hat mich auf eine überraschende Weise meinen friedlichen Beschäftigungen, der stillen Zurückgezogenheit, die meinem vorgerückten Alter ziemt, entrissen, um mich an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu stellen. Nie habe ich ein Opfer gescheut, wenn das Glück und der Ruhm des Vaterlandes solches forderten, doch von dem, welches ich heute bringe, kennt ihr selbst den Umfang besser, als ich es auszudrücken weiß. Ein langes öffentliches Leben hat euch Gelegenheit gegeben, meinen Charakter und seine Mängel, meine treue Anhänglichkeit an das theure Land unserer Geburt, und die religiöse Gewissenhaftigkeit, mit der ich beschworne Pflichten zu erfüllen bemüht war, kennen zu lernen. Auch den Eid,

den ich ich heute geleistet, werde ich getreu erfüllen. Ein dichter Schleier werde über die unglückliche Periode gezogen, die nun vorüber ist, mein ganzes Bestreben wird auf die möglichst schnelle Wiederherstellung unsrer Institutionen, auf die Wiedererlangung der Einigkeit und des verlornen Zutrauens gerichtet seyn."

Es gelang ihm in der That, die Ruhe vollständig herzustellen. Die Parteien wurden entwaffnet, die Gemüther durch allgemeine Amnestie versöhnt, die Anstände mit Frankreich friedlich ausgeglichen, die Polizei gut gehandhabt und für das gestörte Unterrichtswesen gesorgt. Der Wittwe Dorrego's wurden die ihrem Manne zur Belohnung bestimmten 100,000 Piaster zugestellt, die sie aber aus Patriotismus nicht annahm. Lavalle und seine nächsten Anhänger entschlossen sich zu einem freiwilligen Exil, Rivadavia's Beispiel folgend. Am 18 October schloß Buenos-Ayres mit Santa Fe einen Bund gegen die Indianer, welche, unbekümmert um die Parteien und nur nach Beute gierig, einen neuen Einfall gemacht hatten. Nachdem Viamont solchergestalt aufs beste für die Herstellung der Ordnung gewirkt hatte, krönte er sein Werk durch die Herstellung der alten, seit Dorrego's Tode gestürzten Verfassung, am 1 December, und trat vom Schauplatz, indem er die erste Stelle in der Republik an Rosas übergab, dessen Waffen den Ausschlag gegeben und dessen Popularität beim Landvolk eine Bürgschaft für die Dauer des Friedens darzubieten schien. Man besorgte jedoch, daß der Sieg der Föderalisten über die Unitarier später noch üble Folgen haben könne, sofern der Mangel an Einheit und die Lockerheit des Bundes der einzelnen

zelnen La Plata-Staaten früher oder später wieder zu Fehden Anlaß geben müssen.

Trotz der innern Unruhen in Buenos-Ayres ließ diese Republik im Jahre 1829 die Falklandsinseln besetzen, um zu verhindern, daß dieselben etwa bei einem künftigen Angriff den Spaniern zum Stützpunkte dienen möchten. — In dem Kriege gegen Buenos-Ayres zeichnete sich ein indianischer Häuptling, Pinheira, Sohn eines Europäers und einer Indianerin, vorzüglich aus. Er hatte sich zum Chef des Stammes der Pampas erhoben, und zerstörte wegen des Mords einiger Indianer die patagonische Pflanzung am Bahia-Blanca. Hierauf zog er sich in das Innere Südamerica's zurück und drang bis an die Anden, indem er überall die Indianerstämme gegen die Weißen aufzuregen versuchte und dabei vorgab, für Ferdinand VII Südamerica zurückerobern zu wollen.

f.

Paraguai.

Von diesem geheimnißvollen Lande, das ehemals die Jesuiten beherrschten und das nun unter dem patriarchalischen Despotismus des berühmten Dr. Francia eben so isolirt fortvegetirt, ist seit dem interessanten Bericht des Gefährten Bonplands, Dr. Rengger, wenig bekannt worden. Es hieß, Bonpland, der früher mit Alexander von Humboldt, später mit Dr. Rengger gereist und mit dem letztern in Francia's Gefangenschaft gerathen war, sey im Laufe des Jahres 1829 freigelassen worden, diese Nachricht hat sich aber noch nicht bestätigt. Ferner erfuhr man, der berühmte

Guerillachef der östlichen Banda, Artigas, der 1822 ebenfalls in Francia's Gefangenschaft gerathen war, und den man längst todt gesagt hatte, lebe noch und stehe in der Gunst Francia's.

g.

Montevideo.

Diese sognnante cisplatinische Republik ist bekanntlich eine Frucht des siegreichen Krieges von Buenos-Ayres gegen Brasilien. Nachdem die Unabhängigkeit dieses ausgedehnten Länderstriches, auf dem aber noch kaum 80,000 Menschen leben, im Frieden festgesetzt und die Truppen der kriegführenden Mächte zurückgezogen worden waren, constituirte sich die neue Republik und machte den General Rondeau zu ihrem Gouverneur. Allein auch hier waltete ein unruhiger Geist, wie in allen andern Staaten Südamerica's. Die Generale Lavalleja und Ribeira, Rondeau's Rivalen, erklärten sich jeder in dem Gebiet, das er besetzt hatte, für unabhängig, und es hieß, am 13 December sey ein neuer provisorischer Gouverneur, Suarez, eingesetzt worden.

VI.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerica.

Dieses gesegnete Land der Freiheit genoß in ungestörter Ruhe die Früchte seiner trefflichen Verfassung, einer Verfassung, die alle Kräfte der Nation sich entwickeln läßt, ohne, gleich den Hof- und Militärstaaten Europa's, den besten Theil des Nationaleinkommens wieder zu verschlingen. Wie rasch die Bevölkerung Nordamerica's, die neuen Dörfer, Städte und Staaten, die öffentlichen Anstalten, Straßen, Canäle, vor Allem aber die Industrie und die Reichthümer der Privaten zunehmen, ist allgemein bekannt. In gleichem Maß aber, wie der Wohlstand des Landes zunimmt, nimmt seine öffentliche Schuld ab. Die Nationalschuld Nordamerica's ist fast ganz getilgt. Im Jahr 1827 belief sie sich noch auf 71, 1828 nur noch auf 62 $^1/_2$, und 1829 nur noch auf 48 Millionen Dollars, so daß man ihre gänzliche Ablösung auf das Jahr 1833 vorausbestimmen konnte.

Zu Anfang des Jahres 1829 nahm das Interesse aller Nordamericaner eine wichtige Nationalangelegenheit in Anspruch, die Wahl eines neuen Präsidenten der Republik, der dem Gesetze zufolge alle vier Jahre erneuert werden muß. Bei solchen Gelegenheiten pflegt sich der sonst schlummernde Parteigeist mit Heftigkeit zu äußern. Die Gränzen zwischen

den Parteien in Nordamerica sind nicht scharf gezogen. Im Grunde fühlen sich alle Bürger bei ihrer Verfassung gleich glücklich, und alle wachen so streng über ihre Rechte, daß es dem persönlichen Ehrgeize nicht gelingen kann, der Republik gefährlich zu werden. Auch steht die Verfassung sowohl der ganzen Union als der einzelnen föderirten Staaten so fest, daß weder die unitarische Partei die Unabhängigkeit der letztern, noch die föderalistische die Einheit der erstern zu gefährden im Stande ist. Inzwischen findet noch, wie in den südamericanischen Provinzen, so auch hier eine Parteiung zwischen denen statt, welche eine einigere Centralrepublik, und denen, welche eine lockerer verbundne Föderation souveräner Staaten wollen. Jene haben dabei ein mehr aristokratisches, diese ein mehr demokratisches Interesse. An der Spitze der erstern stand der bisherige Präsident Adams, an der Spitze der letztern der General Andrew Jackson, der durch den Sieg seiner Partei bei der Präsidentenwahl zu Washington am 11 Februar 1829 mit 178 gegen 83 Stimmen für die vier folgenden Jahre zum Haupt der Republik ernannt wurde.

General Jackson hat sich bekanntlich durch seinen glänzenden Sieg über die Engländer bei New-Orleans um sein Vaterland das größte Verdienst erworben. Von seiner Person erfahren wir: „Er genießt einer guten Gesundheit; seine Kleidung und äußere Erscheinung sind höchst einfach, seine Person aber und sein Betragen ganz darauf berechnet, einem Fremden etwas mehr als bloße Achtung einzuflößen. Selten, vielleicht nie, haben wir einen Mann von seinem Alter gesehen, der so ungezwungen in seinen Bewegungen, so einnehmend in den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen des feinern Lebens gewesen wäre. Sein Antlitz ist das eines im Kriege grau ge-

wordenen Veteranen; ohne Schönheitslinien darzubieten, hat es einen Ausdruck von Wohlwollen und Geist, der durchaus Interesse für ihn erregen muß."

Die gestürzte Partei benahm sich im ersten Augenblick sehr heftig, namentlich der austretende Staatssecretär Clay, den Jackson durch van Buren ersetzte. Ein Schreiben aus New-York in der Allgemeinen Zeitung sagt darüber: „Jackson ist hier durch die vereinigten Anstrengungen der Demokraten des Mittelstandes und der untern Volksclassen, Präsident geworden. Dieses Ereigniß hat den Gang der Aristokratie um vier Jahre zurückgesetzt, aber es ist unzweifelhaft, daß Jackson im Jahre 1832 nicht zum zweitenmale gewählt werden wird. Schon jetzt fangen die Werbungen für den Demagogen Clay (vorigen Staatssecretär) an. Dieser reist in den westlichen Staaten und besonders in Kentucky von einem Orte zum andern, und spricht bei den öffentlichen Mahlzeiten, die ihm gegeben werden, in einem Tone, welcher in zwei bis drei Jahren einen Wahlkampf voraussehen läßt, der noch weit heftiger seyn wird, als der letzte zwischen Adams und Jackson, und der von einem bürgerlichen Kriege nur wenig verschieden seyn dürfte. Es ist augenscheinlich, daß den Vereinigten Staaten eine Katastrophe bevorsteht. Die Partei der Aristokraten verstärkt sich jeden Tag, und da der Westen mit ihnen vereinigt ist, so müssen blutige Scenen erfolgen. Von der Bitterkeit und Animosität der Anhänger Jacksons, Clay's und Adams kann man sich keinen Begriff machen, und da Clay die Kentuckier und den ganzen Westen für sich hat, so wird dieser heftige und rohe Mann, der so ganz den westlichen Halbwilden zusagt, nicht nur im Jahre 1832 Präsident werden, sondern der Westen wird auch eine entschiedene Oberhand über den Osten gewinnen."

Diese Sprache bezeichnet indeß nur die Leidenschaft des Augenblicks. Nordamerica hat keineswegs schon in so kurzer Frist blutige Bürgerkriege zu befürchten. Wir sind gewohnt, die Engländer eine sehr derbe und drohende Sprache führen zu hören, ohne daß die innere Ruhe Englands dadurch gefährdet würde. Eine noch heftigere Sprache ist in den Vereinigten Staaten gebräuchlich, wo die Verfassung noch viel fester begründet ist.

Hatte die aristokratische Partei ausgesprengt, General Jackson werde die Leidenschaft und den Ehrgeiz eines Demagogen auf den Präsidentenstuhl mitbringen, gewaltthätig verfahren, Händel suchen und vielleicht gar eine militärische Dictatur improvisiren, so wurden alle diese Verläumdungen durch sein Betragen als Präsident widerlegt. Er zeigte sich nicht heftig, sondern ruhig, nicht gehässig, sondern mäßig, nicht militärisch, sondern sehr bürgerlich. Alle Handlungen seiner Regierung, so wie die Rede mit der er am 8 December den Congreß der Vereinigten Staaten eröffnete, athmeten Frieden, Gesetzlichkeit, Billigkeit. Weit entfernt, der Gegenpartei zuwider zu handeln, nahm er Rücksicht auf sie und ihre Wünsche, dem richtigen Grundsatze folgend, daß, wenn er als Candidat der Präsidentschaft ihr Gegner seyn durfte, er doch als Präsident in der Eigenschaft des Staatsoberhaupts die Interessen Aller gleich sehr wahrnehmen müsse. Die Acte seiner Regierung, so wie die neuen Vorschläge, die er dem Congreß machte, beweisen dieß.

Nur in Einem Punct machte er, der aristokratischen Partei gegenüber, einen rein demokratischen Grundsatz geltend. Er hatte nicht nur, gegen den Wunsch jener Partei, alle von seinem Vorgänger Adams eingesetzten Beamten abgesetzt, sondern

schlug auch ein Gesetz vor, daß künftig kein Beamter länger als vier Jahre (wie der Präsident selbst) seine Stelle behalten dürfe, indem dieses ächt republicanische Verfahren allein im Stande sey, die allmähliche, dem Staat gefährliche, Bildung einer Beamtenkaste und Aristokratie zu verhindern. — Dagegen wich Jackson von den einseitigen Wünschen seiner Partei ab, indem er die der Gegner in Betreff des neuen Zolltarifs berücksichtigte. Diese Sache war von großer Wichtigkeit in einem handeltreibenden Staate. Die mehr consumirenden Provinzen hatten sich längst über den zu hohen Zoll, der die aus England eingeführten Waaren belastete und vertheuerte, beschwert; während die Provinzen, welche die einheimische Industrie in die Höhe zu bringen suchten, umgekehrt die Beibehaltung des strengen Zollsystems verlangten. Jackson ging den Mittelweg, indem er eine nur mäßige Herabsetzung des Zolles vorschlug, um die verschiedenen Ansprüche auszugleichen und nicht durch allzu einseitige Durchführung des einen oder andern Systems, je eine Hälfte der Nation zu beleidigen. — Eben so zart und mäßig benahm sich der Präsident dem Ausland gegenüber. Er befestigte die Freundschaft mit England, dem Staat, der trotz der politischen Trennung mit Nordamerica noch immer durch das wechselseitige Handelsinteresse aufs innigste und enger als irgend zwei andere Staaten in der Welt verbunden ist. Der alte Gränzstreit beider Staaten in Betreff Canada's wurde dem Könige der Niederlande zur schiedsrichterlichen Entscheidung vorgelegt. Auch der alte Streit mit Frankreich wegen der von Napoleon confiscirten nordamericanischen Waaren sollte friedlich ausgeglichen werden. Um die südlichen Nachbarn nicht zu beleidigen, wurde auf Verlangen der die Republik Merico beherrschenden Escosesospartei

der nordamericanische Gesandte Poinsett, der als Stifter der Yorkinospartei in die Unruhen des Landes tief verwickelt war, zurückberufen. Ferner wurde der 1828 mit Preußen stipulirte Handelsvertrag ratificirt, und die österreichischen Schiffe erhielten gleiche Rechte wie die einheimischen. Daß auch Don Miguel, als factischer Regent von Portugal, von Nordamerica anerkannt wurde, ist schon erwähnt worden. Die Republik bekümmert sich nicht um die Legitimität der Könige, sondern nur um den wirklichen Bestand ihrer Herrschaft, und insofern war die Anerkennung Don Miguels ganz consequent. Allein sie war von Umständen begleitet, die das Gefühl empören. Don Barrozzo Pereira, Consul der Königin Maria in New-York, protestirte gegen den neuen Botschafter Don Miguels, Don Torlade d'Alambriza, und weigerte sich, demselben die Gesandtschaftsacten auszuliefern. Da der letzte aber einmal anerkannt war, so wurde Pereira gesetzlich zur Auslieferung der Papiere oder zu einer Caution von 100,000 Dollars angehalten, und da er dabei blieb, jene nicht auszuliefern, und diese nicht bezahlen konnte, so ward er am 30 October in das gemeine Gefängniß gesetzt.

Eine wichtige Angelegenheit des Congresses war ferner das Verhältniß der Indianer. Die Ausbreitung der Weißen dießseits des Missisippi hatte dergestalt zugenommen, daß es ihnen nöthig wurde, sich auch in den Besitz der Gegenden zu setzen, die noch immer von wilden Indianerstämmen bevölkert waren. Man stritt nur noch darum, ob man die Indianer zu europäischer Civilisation zwingen, oder sie jenseits des Missisippi auswandern heißen solle. Beides war gleich grausam, allein das Schicksal der unglücklichen Wilden muß doch auf die eine oder die andere Weise entschieden werden. Jackson

war für die Auswanderung, weil dieß das menschlichste Mittel war, sich der Indianer zu entledigen. In den ungeheuern Ländern, die jenseits des Mississippi und Missouri liegen, ist Raum genug für sie. Insbesondere bereitete man die Uebersiedelung der Creeks und Irokesen vor, deren Hauptsitz bekanntlich in der Mitte zwischen den Staaten Georgia und Alabama ist. Diese zahlreichen Stämme waren aber keineswegs geneigt, sich der Forderung des Präsidenten zu fügen. Sie wünschten, einen unabhängigen Staat in ihren alten Gränzen bilden zu können. Allein was vermögen sie gegen die Uebermacht der Weißen? Sie rathschlagten über die Botschaft des Präsidenten. Ein alter Krieger, Spekled Snacke (bunte Schlange), dessen Haupt die Kälte von hundert Wintern mit Schnee bedeckt hatte, hielt, gestützt auf die Schultern zweier Jünglinge, folgende charakteristische Rede: „Brüder! Wir haben gehört, was unser großer Vater sagt; er ist sehr gut; er sagt, er liebe seine rothen Kinder. Brüder! Ich habe unsern großen Vater schon oft sprechen hören. Als er zuerst über das große Wasser herkam, war er nur ein kleiner Mann, und trug einen rothen Rock. Unsere Häuptlinge empfingen ihn an den Ufern des Savannah Stromes und rauchten mit ihm die Friedenspfeife. Er war sehr klein. In seinem großen Boote sitzend, waren seine Beine zusammengezogen, und er bat um etwas Land, um sein Feuer anzuzünden. Er sagte, er käme über das große Wasser her, um die Indianer neue Dinge zu lehren und sie glücklich zu machen. Er sagte, er liebe seine rothen Brüder; er war sehr gut. Die Muscogees gaben dem weißen Manne Land, und machten ihm Feuer an, damit er sich wärmen könne; und als seine Feinde, die blassen Gesichter vom Süden, ihn mit Krieg heim-

suchten, da zogen die jungen Leute ihren Tomahawk, und schützten sein Haupt vor dem Scalpier-Messer. — Als der weiße Mann sich aber bei dem Feuer der Indianer erwärmt, und ihre Nahrungsmittel zu sich genommen hatte, ward er sehr groß. Mit Einem Schritt überstieg er die Berge, und sein Fuß bedeckte die Ebenen und die Thäler. Seine Hände ergriffen die in Osten und Westen liegenden Seen, und sein Haupt berührte den Mond. Da wurde er unser großer Vater. Er liebte seine rothen Kinder, und sagte: „Geht etwas weiter, oder ich trete euch.“ Mit einem Fuß stieß er die rothen Leute über den Ocean hinaus, und mit dem andern trat er die Gräber ihrer Väter, und die Wälder nieder, wo er so lange Zeit ihr Wild gejagt hatte. Aber immer noch liebte unser großer Vater seine rothen Kinder, und bald sprach er wieder zu ihnen: Gehet etwas weiter, ihr seyd mir zu nahe. Es waren aber schon damals, wie jetzt, einige schlechte Leute unter den Muscogees. Sie schmachteten um die Gräber ihrer Vorfahren herum, bis sie erschöpft dem schweren Tritt unsres großen Vaters nahten; ihre Zähne drangen in seinen Fuß, und er ward böse. Dennoch fuhr er fort, seine rothen Kinder zu lieben, und da er fand, daß sie sich zu langsam bewegten, schickte er seine großen Kanonen vor sich her, um seinen Weg frei zu machen. Brüder! Ich habe unsern großen Vater sprechen gehört; er endigte aber immer mit den Worten: Gehet etwas weiter, ihr seyd mir zu nahe.“

Das Rührende, das in dem Schicksal dieses Volkes liegt, bewegte eine große Anzahl rechtlicher Bürger, die am 28 December deßfalls zu New-York eine Versammlung hielten, dem Congreß eine Bittschrift für die südlichen Indianer einzureichen. Uebrigens wurden von einigen kleinern Indianerstämmen, den

Winnebagos, Potavatamiern und Uttawas den Weißen 6 — 7 Millionen Akres zwischen dem Mississippi und dem See Michigan vertragsmäßig abgetreten.

Wie sehr die weiße Bevölkerung beständig zunimmt, beweisen unter andern die Fremdenlisten. In den ersten vier Monaten des Jahres 1829 kamen allein in New-York über 20,000 Fremde an, und zwar größtentheils Einwanderer. Außerdem aber vermehren sich die Nordamericaner selbst sehr rasch, da Jedermann leicht ein Unterkommen findet, die Ehen sehr leicht geschlossen werden und viele Kinder, beim Mangel der Dienstboten, jeder Haushaltung erwünscht sind. Aus diesem Grunde bilden sich auch die neuen Weststaaten sehr rasch. Außer Ohio, das immer mehr in Flor kommt, rühmte man besonders das Gedeihen des neuen Staates Talahassan, mitten unter den Wildnissen und Wilden. Neue Städte und Dörfer entstehen fast in allen Theilen der Vereinigten Staaten, wie durch Zauberei, und da hier kein Hof, keine übertriebene Militärmacht, kein kostspieliger Clerus, keine supernumeräre Bureaukratie das Besttheil des Nationaleinkommens verschlingt, so thut man desto mehr für öffentliche Anstalten, die dem Bürger von unmittelbarstem Nutzen sind. Nirgends findet man daher so treffliche Canäle, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Realschulen, Armenhäuser, Gefängnisse ꝛc. In Boston wurde in diesem Jahre unter Anderm eine prachtvolle Brücke vollendet, die 1768 Fuß lang und 14 Fuß breit ist. Weniger erfreulich ist, was man aus den südlichen Staaten vernahm. Die Provinzialregierung von Georgia erließ unterm 22 December ein Gesetz, nach welchem jeder Sclave oder freie Neger zu Peitschenhieben oder zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, wenn er einem andern Sclaven oder auch nur einem

freien Schwarzen lesen und schreiben lehre. So barbarisch geht man dort noch mit den Negern um, und so sehr scheint man die Aufklärung derselben zu fürchten. Ein solches System muß aber früher oder später dennoch zur Empörung führen. — Merkwürdig ist auch, was in kirchlicher Hinsicht 1829 in den Vereinigten Staaten geschah. In Baltimore wurde das erste katholische Concilium in America gehalten. In New-York dagegen nahm der Pietismus einen energischen Aufschwung. Man verlangte daselbst vom Congreß, er solle den Sonntag so streng heiligen, daß künftig selbst die Post am Sonntag ruhen müßte. Auch wurden die Maskenbälle in New-York verboten. Unter einer der bedeutendsten religiösen Secten, der bischöflichen Methodisten, war ein Schisma ausgebrochen, und bereits hatten sich 40,000 Individuen von den übrigen getrennt.

Da in diesem Jahre die Instruction bekannt worden ist, welche der zum allgemeinen americanischen Congreß nach Panama abgeschickte Gesandte der Vereinigten Staaten am 5 Mai 1826 erhalten, und in dieser Instruction die ganze Politik Nordamerica's ziemlich deutlich enthüllt ist, so wird es angemessen seyn, hier die Hauptzüge davon mitzutheilen. Die Regierung erkennt an, daß ein allgemeiner Congreß der sämmtlichen Freistaaten von Süd- und Nordamerica einen neuen Abschnitt in der Geschichte bilde, allein sie ist nicht geneigt, die Einheit so fest zu begründen, daß dadurch der Wille der einzelnen Staaten im mindesten beschränkt werde. „Jeder Gedanke an einen Amphiktyonischen Rath, mit der Macht versehen, Streitigkeiten zwischen den americanischen Staaten zu schlichten, oder in irgend einer Beziehung ihre Schritte zu leiten, bleibt verworfen.“ Der Congreß soll sich darauf be-

schränken, den Handel der betheiligten Staaten durch gemeinsame Maßregeln zu fördern. Auch gegen Außen, namentlich Europa gegenüber, macht sich Nordamerica keineswegs verpflichtet, den südamericanischen Staaten beizustehen, ausgenommen in dem Falle, wenn Spanien von andern europäischen Staaten bei seinem Versuch, seine alten Colonien wieder zu erobern, unterstützt würde; dann würde Nordamerica mit Südamerica zusammenstehen. Ausdrücklich aber verlangen die Vereinigten Staaten, daß ihre südamericanischen Brüder „zur Erlangung des Friedens nicht einen Zoll von ihrer unabhängigen Souveränetät aufopfern," also weder durch ein ausschließliches Handelsprivilegium, noch durch Geld (wie Hayti von Frankreich) von Spanien die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit erkaufen sollen, weil dieß „der Ehre und dem Nationalstolz" zuwider sey. Ferner empfiehlt Nordamerica seinen südlichen Nachbarn, thätig gegen das von der alten Welt ausgegangene barbarische Seerecht mitzuwirken. „Nichts würde den Charakter America's so sehr erheben, als eine Vereinigung seiner Bemühungen, um die rückständigen Rechte der Civilisation auf dem Ocean auf denselben Punkt zu bringen, den sie auf dem festen Lande erreicht haben, und dadurch den Menschen und sein Eigenthum gegen alle Ungerechtigkeit und Gewalt sicher zu stellen. Sie werden daher bei dem Congresse den Antrag vorbringen, den Krieg auf dem Ocean gegen Privateigenthum und Wehrlose (die Caperei) abzuschaffen. Auf dem Lande bleibt friedliches Privateigenthum geschützt. Wer keine Waffe trägt, wird in seinen Berufsgeschäften nicht gestört. Warum sollen nicht dieselben humanen Grundsätze auch auf der See Anwendung finden? Sie werden daher die Annahme des Princips vorschlagen, daß freies Schiff freies Gut

mache.“ Sodann soll der Gesandte vorschlagen: „daß keine americanische Nation an irgend eine andere fremde Macht Vortheile im Handel oder der Schifffahrt bewillige, die nicht ebenfalls auf alle andern americanischen Nationen übergetragen würden.“ Ferner sollen alle americanischen Staaten gemeinschaftlich den Staaten Europa's erklären: „daß fernerhin die Gründung neuer europäischer Colonien im Umfang ihres Gebiets nicht mehr geduldet werde.“ In Betreff Cuba's erklären die Vereinigten Staaten, sie erkennen die Spanier im Besitz dieser Insel an, würden aber nicht zugeben, daß die Spanier sie einer fremden Macht (England) abträten. Dagegen verlangen sie auch, daß Mexico und Columbia nichts gegen Cuba unternehmen sollen. Sie empfehlen endlich den katholischen Südamericanern den Grundsatz der Religionsduldung, machen sich indeß selbst einer großen politischen Unduldsamkeit schuldig, indem sie noch immer darauf beharren, die schwarze Republik Hayti nicht anzuerkennen. Der Grund dieser Härte und republicanischen Inconsequenz liegt in der Besorgniß der südlichen Provinzen Nordamerica's, das Beispiel der Neger auf Hayti werde ihre eigenen Sclaven anstecken; und in der That, wenn man die Sclavenempörung auf Hayti als rechtmäßig anerkennt, so haben auch die Sclaven in Virginien ein Recht, sich zu empören, NB so lange es ihren Herrn gefällt, sie so hart zu halten, wie ehemals die Franzosen. Der Empörung kann auch hier nur die allmähliche Loslassung zuvorkommen.

VII.

Die Niederlande.

Im Jahre 1829 entflammten in den Niederlanden eben so heftige constitutionelle Kämpfe, als in England und Frankreich. In diesem neugebildeten Königreich hatten sich die von frühern Zeiten her sehr heterogenen Elemente noch nicht gemischt. Bekanntlich trennte sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die protestantische Republik Holland von den katholisch und monarchisch gebliebenen südlichen Niederlanden. Die französische Revolution schmolz beide mit Frankreich zusammen, und nach der Restauration blieben sie vereinigt unter dem zur königlichen Würde erhobenen Hause Oranien, das früher nur in Holland die Erbstatthalterwürde bekleidet hatte. Seitdem nun haben sich in den Südprovinzen drei verschiedene Oppositionsparteien gegen die Regierung gebildet, eine belgische, eifersüchtig auf die größeren Vorzüge, welche der König den Holländern angedeihen läßt, eine jesuitische, den Aufklärungsmaßregeln der protestantischen Regierung feind und die Rückkehr der alten Priesterschaft in diesen ehemals so bigotten Ländern bezweckend, und eine ultraliberale, vom benachbarten Frankreich mit Oppositionsideen angesteckt, über manche Unbill mit Recht sich beklagend, aber mit zu viel Leidenschaft-

lichkeit erpicht, die Tribune zu Brüssel oder im Haag so welthistorisch zu machen, als die in Paris und London.

Im Jahre 1828 vereinigten sich die jesuitische und ultraliberale Partei zu einer einzigen in und mit der belgischen, namentlich seitdem der talentvolle Herr van Potter, ein junger Liberaler, öffentlich zur jesuitischen Partei übergetreten war und seinen Anhängern das Beispiel gegeben hatte. Mit Erstaunen sah man die unnatürliche Verbindung zweier so ganz heterogenen Parteien, derselben, die sich in Frankreich auf Leben und Tod bekämpfen. Aber die Politik erklärt und rechtfertigt Alles. Beide Parteien, einander ursprünglich selbst fremd und gehässig, vereinigten sich gegen eine dritte Partei, die ihnen in diesem Augenblick am gefährlichsten war. Man verglich den monströsen Bund der Jesuiten und Jacobiner mit den zwei zusammengewachsenen Siamesen, welche damals zur Schau in Europa herumreisten.

Durch ihren Zusammentritt verstärkt, wurden die Oppositionsmänner kühner, und der Kühnste unter Allen, Potter, zog sich durch seine literarischen Ausfälle einen Proceß zu. Als er aber am 20 December 1828 in Brüssel verhaftet wurde, kam es zu einem Auflauf, und man warf dem Justizminister van Maanen die Fenster ein. Dieser Minister hatte sich vorzüglich den Haß der Opposition zugezogen, weil er mit Strenge die Preßvergehen bestrafte, und weil er die Unvorsichtigkeit begangen hatte, in einem constitutionellen Staate dictatorisch zu erklären, die Minister seyen nicht verantwortlich.

So war im Beginn des Jahres 1829 die Stimmung in den Niederlanden sehr aufgeregt. Die Journale wütheten

trotz

trotz der Preßprocesse fort, der katholische Clerus schürte das Feuer und zahlreiche Bittschriften bestürmten mit ihren Klagen die Kammer, in welcher selbst eine heftige und siegreiche Opposition den Ministern entgegentrat.

Was die Kammer, was die Bittschriften, was die Journale verlangten, bestand in folgenden Punkten. Die Belgier als solche verlangten 1) den freien Gebrauch der französischen Sprache bei allen öffentlichen Verhandlungen. Die Regierung verweigerte ihnen denselben, weil sie mit Recht wünschte, der holländische Dialekt möge der allgemein herrschende bleiben, da die französische Sprache nur die Gemüther der Belgier von Holland abziehen und immer zu Frankreich hinwenden muß. Allein die Belgier berufen sich darauf, daß sie, die niedern Classen in einige Provinzen ausgenommen, seit geraumer Zeit nur französisch sprechen, und daß eine Menge Advocaten und andre Geschäftsmänner nicht mehr im Stande sind, sich holländisch auszudrücken. Man bemerkte, daß zwei Falschmünzer zum Tode verurtheilt worden seyen, ohne die Sprache zu verstehen, in der das Urtheil abgefaßt war. Die Belgier verlangten 2) Gleichstellung mit den Holländern bei Vergebung der Staatsämter, da sie bisher auffallend zurückgesetzt und gleichsam nur wie die Bevölkerung einer eroberten Provinz behandelt worden seyen. Man bemerkte, daß sich unter 32 Gesandten und Consuln 30 Holländer und nur zwei Belgier, unter 40 Beamten beim Ministerium 38 Holländer und wieder nur zwei Belgier befanden, und daß in Holland schon auf 41,000 Bürger ein Abgeordneter käme, in Belgien erst auf 70,000. Die jesuitische Partei verlangte 3) die Vollziehung des Concordats, da die Regierung noch immer mit dem Papst über die Bischofswahlen sich nicht vereinigt hatte, 4) die Frei

heit des öffentlichen Unterrichts, weil die Regierung im Jahre 1825 die kleinen jesuitischen Seminarien unterdrückt hatte, welche die Partei gern wiederherstellen wollte. Die Liberalen endlich verlangten, 5) unbeschränkte Preßfreiheit, 6) Geschwornengerichte, 7) Verantwortlichkeit der Minister. — Alle diese Dinge wurden mit einer Heftigkeit, ja Wuth verlangt, die den König veranlaßt haben soll, das Betragen der Opposition infam zu nennen, die ihrerseits dieses Wort sich zum Ehrentitel machte. Man hat die Meinung ausgesprochen, die Ultrapartei in Frankreich habe bei dieser niederländischen Opposition unter der Decke gespielt und insgeheim gehetzt, um entweder die Jesuiten zu unterstützen oder das constitutionelle System in den Niederlanden zu compromittiren. Wahrscheinlich traut man in diesem Falle, wie in manchem andern, den Jesuiten zu viel zu.

Die zweite Kammer der Generalstaaten erließ am 25 März im Sinn der Opposition eine Adresse an den König, Wilhelm I, in welcher sie ihm die zahlreichen Petitionen der Südprovinzen zur Berücksichtigung empfahl; allein die erste Kammer, weil sie, vom König persönlich gewählt, auch nur von ihm abhängig ist, verwarf die Adresse. Am 13 April verwarf die zweite Kammer selbst den Vorschlag, die Geschwornengerichte einzuführen, weil sich dieses Institut noch nicht mit den localen Sitten und Gewohnheiten in den Niederlanden vertrüge. Am 28 April dagegen errang die Opposition einen Sieg, indem die erste Kammer zu dem vom Justizminister entworfenen neuen Preßgesetz so viele Amendements machte, daß es seine ganze Strenge dadurch verlor. Und noch entschiedener siegte die Opposition, da sie am 14 Mai das zehnjährige Budget verwarf, theils weil der Finanzminister Tets van Goudrian

es zu verwickelt und unklar entworfen hatte, theils weil die ungeheure Schuldenlast der Niederlande vor einer Vermehrung derselben schaudern machte. Es ist wohl ein einziges Beispiel in der Geschichte, daß während einer vierzehnjährigen Friedenszeit die Schulden eines kleinen, sonst aber an Hülfsmitteln nicht armen Staates sich bei aller Höhe der Steuern um 200 Millionen vermehrt haben. Die niederländische Staatsschuld beläuft sich auf nicht weniger als 1,620,000,000 fl. nach der jüngsten Angabe von Malchus.

Nach diesem Siege der Opposition ging die Kammer auseinander und ließ die Parteien in der höchsten Spannung. Dagegen geschah wieder ein Schritt zur Versöhnung, als am 18 Mai der Papst die königliche Wahl der Bischöfe von Lüttich, Gent und Tournay bestätigte. Der König beschloß im Mai und Junius seine Rundreise durch die aufgeregten Provinzen, um persönlich die Stimmung derselben kennen zu lernen, und durch seine Gegenwart die Verwegenheit zu schmeidigen, den Unwillen zu besänftigen. Er wurde überall mit Jubel und großen Feierlichkeiten empfangen, besonders zu Lüttich, dem Herde der Opposition; allein man affectirte, den König um so glänzender zu ehren, je mehr man sein Ministerium angreife, und man unterstand sich sogar, ihn merken zu lassen, daß man diese Unterscheidung mache.

Die neuen Wahlen fielen gleich den vorigen aus. Die Südprovinzen wählten wieder lauter opponirende Deputirte, während die Nordprovinzen dem Ministerium ergeben blieben. Die Opposition erhob die alten Klagen aufs Neue, allein sie befand sich jetzt in einiger Verlegenheit, da der furchtbare Kampf der Liberalen gegen die Jesuiten in Frankreich seit dem 8 August die Verbindung der Liberalen mit den Jesuiten in den Nie-

derlanden immer sonderbarer und lächerlicher machte. Die belgischen Liberalen mußten viel Sophistik aufwenden, um sich des Spottes zu erwehren, und dieß war nicht die kleinste Ursache, wodurch ihre Opposition allmählich geschwächt wurde.

Der König leitete eine größere Energie des Ministeriums vorerst durch Concessionen ein. Um mit Strenge gegen die Uebertreibungen der Opposition verfahren zu können, mußte er erst gegen den Vorwurf sich rechtfertigen, als ob er selbst billigen Forderungen nicht nachgeben wolle. Ein Beschluß am 20 Junius erklärte das Collegium philosophicum zu Löwen für facultativ, ein andrer am 28 August bewilligte den Gebrauch der französischen Sprache bei Heirathsverträgen, Testamenten und verschiednen andern bestimmten Fällen. Da der Beschluß vom 20 Jun. noch nicht alle Gemüther in Absicht auf die Freiheit des Unterrichts zufrieden stellte, so erweiterte ein Beschluß am 4 October diese Freiheit noch mehr.

Unter diesen Auspicien wurde die Kammer am 19 October wieder eröffnet, und zwar, wie es dießmal die Reihe traf, im Haag, nicht in Brüssel, also in dem Lande, wo die königliche, nicht wo die Oppositionspartei vorherrscht, welches die Sache des Ministeriums augenscheinlich begünstigte. Je mehr nun die Opposition durch das Bündniß mit den Jesuiten genirt, durch die Concessionen beschämt, und durch die Erwartung energischer Maßregeln von Seiten des Königs wenigstens zum Theil eingeschüchtert war, desto eifriger suchten die Journale diese Schwäche durch eine wüthende Sprache zu verhüllen. Dadurch gaben sie aber der Regierung nur einen guten Vorwand, sie anzugreifen. Der Angriff auf die Sache selbst schien gerecht, indem es der Angriff auf die zügellose Sprache ihrer Vertheidiger wirklich war. Der König benutzte den Augenblick

und erließ unmittelbar vor den neuen Abstimmungen über das Budget eine energische Botschaft an die Kammer, worin er sich in den kräftigsten Ausdrücken gegen die Preßlicenz erklärte und eine drohende Stellung annahm. Er that dieß unmittelbar selbst, nicht durch seine Minister, indem er dadurch desto mehr Gewicht auf die ihm persönlich widerfahrne Beleidigung durch die Preßfrechheit legte, um diejenigen Mitglieder der Opposition, die nur gegen die Minister, aber nicht gegen den König selbst Muth hatten, einzuschüchtern. Am folgenden Tage erließ auch der Minister van Maanen ein Circularschreiben an alle Gerichts- und Polizeistellen, worin er diesen Behörden den ausdrücklichen Willen Sr. Majestät kund that, künftig mit der größten Strenge gegen die immer kühner werdende und die Ruhe des Staats bedrohende Opposition zu verfahren. Diese Maßregeln hatten zur Folge. daß am 19 December nur das zehnjährige Einnahmebudget verworfen, dagegen aber das zehnjährige Ausgabebudget, so wie das Jahresbudget angenommen wurde, wie trotzig auch vorher einige Journale auf die Verweigerung dieser Budgets gedrungen hatten. Der König blieb bei diesem Siege nicht stehen. Er verfügte unmittelbar nach dem Jahresschluß die Absetzung mehrerer angesehener Staatsdiener, die in der Kammer nicht mit der Regierung gestimmt hatten, und diese Schläge, so wie der später gegen Potter erhobne neue Proceß schwächten die Opposition nicht wenig, so daß sie zu Anfang des Jahres 1830 weit hinter den Gefahren zurückblieb, mit denen sie noch kurz vorher die Regierung zu bedrohen schien.

Im Jahr 1829 wurde der Kronprinz, Wilhelm, Prinz von Oranien, zum Präsidenten des Ministerraths und der zweite Prinz, Friedrich, zum Oberbefehlshaber der Land-

und Seemacht ernannt. Die Prinzessin Mariane, deren Schwester, wurde am 7 November mit dem Prinzen Albrecht, jüngsten Sohn des Königs von Preußen, verlobt, nachdem mehrere andere Prinzen, unter andern Prinz Gustav Wasa, Sohn des vormaligen Königs von Schweden, sich vergeblich um die Hand derselben beworben hatten. Der Prinzessin von Oranien wurden mitten aus ihren Appartements im Schloß bei Nacht ihre Kleinodien, von mehreren Millionen an Werth durch Einbruch geraubt, ohne daß es gelang, der frechen Thäter habhaft zu werden. — Der Franzose Fontan, der frech genug gewesen war, in einem Pariser Winkelblatt den König von Frankreich Mouton zu nennen, hatte sich, um der Strafe zu entgehen, nach den Niederlanden geflüchtet, da er aber keinen Paß hatte, so war die Regierung nicht geneigt, der Opposition, die ihn geduldet wissen wollte, nachzugeben, und man übte sogar eine etwas kleinliche Rache an ihm, indem man ihn zu Fuß und in Fesseln über die Gränze bringen ließ. Der Abbé Zinzerling, den man einer grausamen Mißhandlung seiner Schüler angeklagt hatte, wurde frei gesprochen, zur Genugthuung der Opposition, deren Leidenschaft seinen Proceß mit der Sache des freien Unterrichts verwechselt hatte.

Die Colonien der Niederlande befanden sich in einem nicht sehr glänzenden Zustande. Fortwährend war Hollands Seemacht und Colonialwesen im Sinken. Zuerst durch die Siege Englands, dann durch die unglückliche Vereinigung mit Frankreich während der Herrschaft Napoleons, hatte es den größten Theil seiner Colonien und seiner Schiffe und damit seine Wichtigkeit zur See verloren. Seine Hauptcolonie, die Insel Java, war im Aufstande. Die eingebornen Indianer suchten das Joch der Niederländer abzuschütteln. Der Gouverneur

in Batavia, de Kock, mußte beständig mit den Insurgenten Krieg führen, an deren Spitze der kühne Diepo Negoro stand. Zwar siegten die Niederländer gewöhnlich in den Gefechten, allein die Insurgenten verstärkten sich und griffen immer wieder von Neuem an, gleich den spanischen Guerillas, und man bemerkte, daß sie allmählich die europäische Kriegskunst lernten und daß die Engländer sie heimlich unterstützten. Zu Anfang des Jahres gelang es den Niederländern, den Insurgentenpriester Kai Madjo mit 500 Mann zu fangen, und im Sommer sich den District Bromti zu unterwerfen. Zu Anfang des August wurde die Frau und ein Sohn Diepo Negoro's bei einem Ueberfall seines Lagers gefangen. Am 9 September ergab sich der Häuptling Pakon Mingrat. Diepo Negoro selbst ward am 17 September vom Generallieutenant Sollewyn geschlagen, wobei ein niederländischer Husar mit ihm handgemein wurde, aber dabei das Leben verlor. Hierauf ergaben sich mehrere Häuptlinge, unter andern Pangerang Munko Bremie, der Bruder Diepo Negoro's. Dieser selbst entfloh mit dem Rest seiner Leute in die Gebirge von Lioni. — Generallieutenant van den Bosch, ein sehr fähiger und gemäßigter Mann, wurde zum Gouverneur der ostindischen Colonien ernannt, und man hoffte von ihm die endliche Beilegung des Kampfes. — Auch auf den molukkischen Inseln wurde eine Verschwörung entdeckt und bald unterdrückt. — Die westafrikanischen Colonien der Niederländer wurden durch die Fantes, einen Negerstamm, angegriffen, schlugen jedoch den Feind zurück. — Von Neu-Guinea wurde gemeldet, daß daselbst 1828 eine niederländische Colonie gegründet, und ein großer Theil der Küste im Namen des Königs in Besitz genommen worden sey.

VIII.

Scandinavien.

1.

Schweden.

Unter der Regierung seines Bürgerkönigs, Carl Johann, erfreut sich Schweden einer großen Wohlfahrt. Bernadotte, ein Gascogner von niederer Geburt, konnte nur durch seine Talente und durch das Vertrauen, das man in seine Liberalität setzte, auf den Thron eines fremden Königsreichs gelangen, und nur durch dieselben Mittel sich darauf erhalten. Die ungetheilte Liebe des Volkes beweist, wie sehr er fortfährt, dieselbe zu verdienen. Es herrscht in Schweden ein musterhaftes Einverständniß zwischen der Regierung und den Ständen, und zwar keineswegs von der zweideutigen Art, wie man sich dessen anderwärts zu rühmen pflegt, wo die Ständeversammlungen eben nur die blinden Werkzeuge der Regierung sind. Der schwedische Reichstag ist sehr unabhängig, aber es hat sich daselbst in neuerer Zeit keine eigentliche Opposition bilden können, weil die Regierung jedem billigen Wunsch stets freundlich entgegenkommt und sich selbst hütet, unbillige Forderungen zu machen.

Der Reichstag war seit dem Herbst 1828 in Stockholm versammelt und blieb es das ganze Jahr hindurch. Seine Verhandlungen, obwohl sie durchaus nur locale Interessen betrafen, zogen sich deßhalb so sehr in die Länge, weil er der altschwedischen Verfassung gemäß in vier Versammlungen getheilt ist, nämlich in die der Geistlichkeit, des Adels, der Bürger und der Bauern, die ihre Sitzungen abgesondert halten und sich dann erst auf eine ziemlich zeitraubende Weise die Resultate ihrer Debatten mittheilen. Da nun vollends das Veto eines einzigen Standes hinreicht, um einen Beschluß der drei übrigen ungültig zu machen, so wird vieles ganz umsonst verhandelt. Der Reichstag von 1829 zeichnete sich durch nichts besonders Interessantes aus. Die Stände verwahrten ihre Rechte ohne Hitze und der König gab mehreren ihrer Einwürfe ohne Widerrede nach, bei andern belehrte er sie eines Bessern und erhielt ihre Zustimmung. Alles ging in Liebe und Frieden ab. Der Baron Ankarswärd, der einzige Opponent von Bedeutung, gab am 14 Februar eine Beschwerdeschrift gegen den dirigirenden Minister Grafen Wetterstädt ein, die Stände rechtfertigten aber den Minister. Dagegen nahm der Reichstag am 1 Julius den verfassungsmäßigen großen Lossprechungsbericht (decharge-betänkandet) vor, d. h. er untersuchte das Betragen sämmtlicher Minister seit dem letzten Reichstage und klagte die Schuldigen an. Er fand indeß nur Kleinigkeiten zu tadeln, z. B. die Unterdrückung eines Journals und den Verkauf eines Staatsschiffs. Wegen letzterer Handlung wurde der Staatsrath Graf Cederström abgesetzt. Da sich die Finanzen Schwedens im blühendsten Zustande befanden, so bewilligten die Stände die vom König verlangte Erhöhung des Militäraufwands und noch 800,000 Rthl.

für die Vollendung des großen Göthacanals, der die Ost- und Nordsee verbinden soll und an dem nur noch eine Strecke von 1 1/2 Meilen zu vollenden war. Jedoch wurde diese Summe erst nach langen Debatten, nachdem jeder Einwurf constitutioneller Sparsamkeit beseitigt war, zugestanden. Als ein charakteristischer Zug verdient von diesem Reichstage noch bemerkt zu werden, daß die drei höhern Stände sich zu Gunsten der in Schweden einzuführenden unumschränkten Preßfreiheit ausgesprochen hatten, als der Bauernstand am 27 Februar sie verwarf. Dagegen decretirte der Adelstand am 16 Mai die Oeffentlichkeit seiner Sitzungen. Welches Vertrauen übrigens zwischen dem König und den Ständen herrschte, mag daraus erhellen, daß die Stände es nicht zugaben, als der König sich uneigennützig erklärte, er wolle sich seiner doppelten Stimme und seiner Wortführerschaft beim höchsten Gericht begeben.

Um die Bande, welche die neue königliche Familie an Schweden knüpfen, noch mehr zu befestigen, wurde die Königin, Eugenie Bernhardine Desiderie, geborne Demoiselle Clary, am 21 August zu Stockholm feierlich gekrönt. Die Stände wollten die Kosten der Krönung übernehmen, aber der König gab es nicht zu. Dagegen erklärten sich ihrerseits wieder die Stände mit zartem Tact gegen den undelicaten Vorschlag, den einer aus ihrer Mitte machte, man möchte die Königin bitten, lutherisch zu werden. Der Kronprinz machte sich sehr populär, indem er fleißig den Herbstübungen der Scheerenflotte beiwohnte. — Das letzte Glied der ehemaligen königlichen Familie, das in Schweden zurückgeblieben war, Sophie Albertine, Tante des abgesetzten Königs Gustav's IV (jetziger Obrist Gustavson), starb am 17 März zu

Stockholm. Der Sohn Gustav's IV, Prinz Gustav, der wie die übrigen Glieder seiner Familie die Entsagung seines Vaters nicht anerkannte und sich fortwährend Prinz von Schweden genannt hatte, nahm in diesem Jahre den Titel Prinz von Wasa an. Indeß behielten seine Schwestern den Titel der Prinzessinen von Schweden.

Mit Merico und Columbia wurde in diesem Jahr ein Handelsvertrag geschlossen. In ganz Schweden herrschte übrigens vollkommne Ruhe. Nur aus den Nordprovinzen berichtete man, daß daselbst eine sonderbare religiöse Secte ihr Wesen treibe. Diese Leute, welche sich die Läsare nannten, hielten am 27 December zu Budbye, im District Ober-Luliä, eine Versammlung, wobei sie, völlig entkleidet, obscöne Tänze aufführten. Sie glaubten nämlich, gleich der alten Secte der Adamiten, daß die Kleider ein Zeichen des Sündenfalls seyen, und daß man zum Urstande der Natur zurückkehren müsse. Man schritt von Polizei wegen gegen sie ein.

In Norwegen ereignete sich, zu Christiania, am 17 Mai, als am Jahrestage der norwegischen Verfassung, wieder wie in den frühern Jahren, ein tumultuarischer Auftritt, den fanatische Studenten erregten, und das Militär ohne Blutvergießen stillte. Dieß sind nur unbedeutende Nachwehen der Unzufriedenheit, welche die Vereinigung Norwegens mit Schweden früher erzeugt hatte. Am 6 December starb Graf Platen, der Reichsstatthalter in Norwegen.

2.

Dänemark.

Dieses Reich scheint fortwährend dem alten Sprüchworte nachzuleben, daß diejenigen Staaten und Frauen die besten seyen, von denen man am wenigsten spreche. Außer der am 1 August erfolgten Vermählung der Kronprinzessin Wilhelmine mit ihrem Vetter, dem Prinzen Friedrich von Dänemark, mit dem sie schon längst verlobt war; außer einem Handelsvertrag mit Brasilien und außer der Nachricht, daß durch einen königlichen Befehl die in Deutschland mit Unrecht vernachlässigte Turnkunst in allen öffentlichen und Privaterziehungsanstalten Dänemarks eingeführt sey, ist von der alten cimbrischen Halbinsel im Jahre 1829 nichts Interessantes bekannt worden.

IX.

Italien.

In Italien ereignete sich 1829 außer dem Papstwechsel wenig Bedeutendes.

Man hatte die Hoffnung gehegt, Papst Leo XII werde zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem Carlsbad in Böhmen reisen und zugleich die Jubelfeier des Nepomukfestes in Prag durch seine Gegenwart verherrlichen. Allein er starb schon am 10 Februar, von Jedermann als einer der friedliebendsten und gemäßigtsten Päpste betrauert. Das Conclave trat hierauf zusammen, bestehend aus 58 Cardinäle, die insgesammt nicht weniger als 3894 Jahre zählten. Bei der Wahl des neuen Papstes befolgte man die in neuern Zeiten gewöhnliche Maxime. Da nämlich der Papst seit einigen Jahrhunderten seine große politische Bedeutung verloren hat, und es auch wohl unmöglich ist, daß seine hierarchische Gewalt je wieder auf die weltlichen Mächte so großen Einfluß gewinnen könnte, wie ehemals, so liegt es im Interesse dieser Mächte, auch jedem unnützen und störenden Versuche dazu im Keime vorzubeugen, und man nimmt bei jeder neuen Wahl in Acht, einen Papst von einer religiösen, nicht von politischer Tendenz zu wählen. Das Conclave saß nicht sehr lange. Am

31 März wurde der Cardinal Xaver Castiglione (geboren 1761), unter dem Namen Pius VIII römischer Papst, und als der zweihundert drei und fünfzigste Statthalter Christi, am 5 April in der Peterskirche mit der dreifachen Krone geschmückt.

Unmittelbar nach dem Tode Leo's XII, brachen in Rom kleine Unruhen aus. Man entdeckte eine Carbonariverschwörung und verhaftete die Theilnehmer. Sie wurden am 21 September verurtheilt, jedoch keiner hingerichtet.

Der neue Papst erregte kurz nach seinem Regierungsantritt bei den Gemäßigten einige Besorgnisse, indem er strenger auftrat, als man erwartet hatte. Drei seiner Edicte athmeten einen Geist, wie man ihn seit lange nicht mehr gewohnt war. Das erste zu Forli aus der Canzlei der heiligen Inquisition, am 14 Mai hervorgegangene Edict enthält folgende Stellen: „Wir Bruder Angelo Dominico Ancarani ꝛc. gebieten in der ganzen Kraft unsrer richterlichen Würde ꝛc. Allen und Jedem, der unter unsrer Gerichtsbarkeit lebt ꝛc. uns Alles zu hinterbringen, was sie wissen oder erfahren werden in Betreff eines Jeden von denen, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig oder deren Anhänger oder Gönner sind ꝛc., welche Bücher von ketzerischen Verfassern lesen, besitzen, drucken oder drucken lassen ꝛc. Und wenn der Dämon, um die Erfüllung der so heiligen und frommen Pflicht, durch die man Gottes Ehre und die Lauterkeit und Reinheit seines Glaubens vertheidigt, zu hindern, in den Geist und das Gemüth derer, denen die Pflicht Anklage auferlegt, den Gedanken einzugraben sucht, daß, klagen sie an, sie alsdann Ankläger und Spionen genannt werden könnten, und unwürdig seyen, Zutritt in eine achtbare, ehrwürdige Gesellschaft zu er-

halten, so ermahnen wir alle Getreuen und Rechtgläubigen, diesen Betrug, das Machwerk eines bösartigen, feindseligen Geistes zu verachten."

Am 24 Mai erließ der Papst ein encyklisches Schreiben an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe, worin es heißt: „Wir sprechen zu euch von Uebeln, die euch bekannt sind, die vor aller Welt Augen liegen, die uns gemeinsame Thränen auspressen, und deßwegen auch unsre gemeinsamen Anstrengungen fordern, um sie zu heilen, zu bekämpfen, auszurotten. Wir sprechen zu euch von jenen zahllosen Irrthümern, von jenen lügenhaften und verkehrten Lügen, die, nicht mehr geheim und im Dunkeln, sondern offen und gewaltsam, den katholischen Glauben angreifen. Ihr wißt, wie strafbare Menschen der Religion den Krieg erklärt haben, mit Hülfe einer falschen Philosophie, deren Doctoren sie sich nennen, und mittelst Trugbildern, von weltlichen Gedanken erzeugt. Besonders ist dieser heilige Sitz, dieser Stuhl, auf den Jesus Christus seine Kirche gegründet, die Zielscheibe ihrer Pfeile. Daher werden die Bande der Einigkeit von Tag zu Tag loser, die Autorität der Kirche wird mit Füßen getreten, und die Diener des Heiligthums dem Hasse und der Verachtung Preis gegeben. Das Heilige ist den Gottlosen ein Gespött, und der Gottesdienst des Herrn ein Gräuel geworden; Alles, was Religion heißt, wird als lächerlich, fabelhaft und eitel Aberglauben betrachtet. Mit Thränen sagen wir: „Ja, die Löwen sind los, brüllend gegen Israel. Ja, sie sind vereint gegen den Herrn und seinen Gesalbten. Ja, die Gottlosen schreien laut: Zerstörung, Zerstörung dem wahren Glauben!" Dieß ist der Zweck der finstern Werke der Sophisten dieser Zeit, welche die verschiedenen Glaubensbekenntnisse als

gleichbedeutend betrachten, sagen, daß die Pforte des Heils jeder Religion offen stehe, und die mit dem Makel des Leichtsinnes und der Thorheit brandmarken, welche die Religion, in der sie erzogen sind, verlassen, um sich der andern in die Arme zu werfen, selbst wenn dieß die katholische Religion, wäre. Ist es nicht die schrecklichste Gottlosigkeit, der Wahrheit und dem Irrthum, der Tugend und dem Laster, der Ehre und der Schande gleiches Lob zu ertheilen? Dieses unglückliche Gleichgültigkeitssystem in Religionssachen wird zurückgestoßen selbst von der Vernunft, die uns lehrt, daß von zwei Religionen, die nicht miteinander übereinstimmen, die eine nothwendig falsch seyn muß, wenn die andere wahr ist, und daß keine Gemeinschaft bestehen kann zwischen dem Licht und der Finsterniß. Ehrwürdige Brüder, das Volk muß befestigt werden gegen diese Lehrer des Trugs; es muß erkennen, daß der katholische Glaube der einzig wahre ist. — Ein anderer Gegenstand eurer Wachsamkeit sind jene Gesellschaften, die neue Uebersetzungen der heiligen Schrift in allen Zungen bekannt machen, Uebersetzungen, die gemacht werden in Widerspruch mit den heilsamsten Ordnungen der Kirche, und in denen der Text nach Privatauslegungen künstlich ins Schlechte gekehrt ist. Diese Uebersetzungen werden von allen Seiten mit großen Kosten vertheilt; man bietet sie unentgeldlich den Unwissendsten an, und fügt ihnen oft kleine Schriften bei, um sie da ein tödtliches Gift trinken zu lassen, wo sie aus dem heilsamen Borne der Weisheit zu schöpfen glauben. — Wenn ihr auf diese Weise gewacht habt über die Unantastbarkeit der heiligen Schriften, so ist es ferner eure Pflicht, ehrwürdige Brüder, eure Aufmerksamkeit auf jene geheimen Gesellschaften aufrührerischer Menschen zu richten, der erklärten Feinde

Got-

Gottes und der Könige, deren ganzes Dichten und Trachten ist, die Kirche zu veröden, die Staaten zu verderben, und die Welt in Verwirrung zu setzen, und die, den Zügel des wahren Glaubens lösend, jeder Art von Verbrechen Thür und Thor öffnen. — Wir werden nach allen unsern Kräften dahin wirken, daß die Kirche und die Staaten nicht unter den Anschlägen dieser Secten leiden, und rufen zu diesem großen Werk euren thätigen Beistand an, damit wir, umgürtet mit dem Schwerte des Eifers und einig durch die Bande des Geistes, unsere gemeinsame Sache, oder vielmehr die Sache Gottes, tapfer vertheidigen mögen, und die Bollwerke niederreißen, hinter denen sich die Gottlosigkeit verschanzt und die Verderbniß der Verkehrten. Unter allen diesen Gesellschaften wollen wir euch besonders auf eine aufmerksam machen, die neuerlich gebildet wurde, und deren Zweck ist, die Jugend, die in Collegien und Schulen erzogen wird, zu verderben. Da es wohl bekannt ist, daß die Lehren der Meister allmächtigen Einfluß üben auf das Herz und den Geist ihrer Zöglinge, so wendet man alle Arten von Mühen und Kunstgriffen an, um der Jugend entartete Führer zu geben, die sie durch Lehren, die nicht des Herrn sind, in die Fußstapfen Baals leiten. So geschieht es, daß wir mit Sorgen sehen müssen, wie diese Jugend zu einem solchen Gipfel der Frechheit gelangt ist, daß sie alle Religionsfurcht abgeworfen, jeden moralischen Zügel zerrissen, die heiligen Lehren verschmäht, die Rechte der göttlichen und weltlichen Gewalt mit Füßen getreten hat, und nun sich nicht länger mehr scheut, sich jeder Unordnung, jeder Verwirrung, jedes bösen Anschlags schuldig zu machen, so daß wir mit den Worten des heiligen Leo des Großen sagen mögen: „ihr Gesetz ist die Lüge, ihr Gott ist der Teu-

fel, und ihre Verehrung die Sünde und die Schande.“ — Da jeder Tag auf eine schreckliche Weise die so ansteckenden Bücher sich vermehren sieht, zu deren Gunsten die Lehre der Gottlosen sich wie der Krebs in den ganzen Körper der Kirche einschleicht, so wachet über eure Heerde, und setzet Alles ins Werk, um von ihr ferne zu halten die Pest schlechter Bücher, die von allen Ansteckungen die furchtbarste ist. Führet den Schafen Jesu Christi, die euch anvertraut sind, oft jenes Wort Pius VII, unseres sehr heiligen Vorgängers und Wohlthäters, zu Gemüthe, daß sie nur diejenigen Weiden als zum Heile führend betrachten, auf die sie die Stimme und die Gewalt des heiligen Petrus leitet, daß sie nirgends als hier ihre Nahrung suchen, daß sie Alles für schädlich und verderblich halten, was ihnen diese Stimme als solches bezeichnet, daß sie davon mit Abscheu fliehen, und sich durch keinen Schein verführen, durch keinen Reiz täuschen lassen.“

Sodann erließ der Papst am 15 Junius noch insbesondere ein strenges Edict gegen die geheimen Gesellschaften, worin Jedem, der zu einer solchen Gesellschaft gehöre, mit der Todesstrafe und der Confiscation seines ganzen Vermögens gedroht wurde, und am 18 Junius ein allgemeines Jubiläum.

Mit diesem neuen Eifer, der von Rom ausgehen sollte, schien auch nach dem Tode des sanften und schwachen Jesuitengenerals Fortis, die Wahl eines neuen kräftigen Generals, des Pater Roothan, zusammen zu stimmen. Dieser von Amsterdam gebürtige Priester erhielt die höchste Gewalt im Jesuitenorden am 9 Julius. Zugleich wurde P. Rosaven für Frankreich, und P. Landez für Deutschland zum Provinzial ernannt. Man schrieb aus Rom: Ein kleiner Vorfall, der

sich am 18 Julius hier ereignete, wurde von allen Gläubigen Roms als eine günstige Vorbedeutung für die Gesellschaft Jesu ausgelegt. An jenem Tage brach um drei Uhr Nachmittags ein furchtbarer Sturm über die Stadt aus. Der Blitz schlug auf zwei Punkten in das römische Collegium, in den Garten und in die Kirche. Es war dieß der Vorabend der Gelübdeerneuerung der Scholastiker der Jesuiten. Sie waren achtzig an der Zahl in der Capelle des heiligen Ludwigs von Gonzaga vereinigt, das Gebet verrichtend am Fuße des heiligen Sacraments. Plötzlich fuhr der Blitz in die Capelle, und schlug, ein breiter Feuerstrahl, gerade in Mitten in den zur Erde niedergeworfenen Kreis der Betenden. Nicht einer dieser jungen Männer ward von ihm berührt; aber auch sie zeigten sich dieser Gnade würdig; sie hörten nicht auf zu beten, und blieben, der Vorsehung vertrauend, unbeweglich in der Stellung, in der der Donner sie gefunden hatte. Die ganze Stadt sprach und spricht noch von diesem Vorfalle mit einer Art Bewunderung für die Jesuiten.

Außerdem ereignete sich nichts Merkwürdiges im Kirchenstaat. Im Mai erregten einige Erdstöße im Albanergebirge voreilige Besorgniß. Man fürchtete, der Monte Cavo werde sich entzünden und den See Nemi verschütten, doch ging die Gefahr vorüber. Der berüchtigte Emanuel Godoy, der in Rom privatisirt und dem der König von Spanien seinen bisherigen Titel als Friedensfürst entzogen hatte, erhielt dafür vom Papst den Rang eines römischen Fürsten. Im Winter bildete sich zu Rom ein Kunstverein von Mitgliedern aus allen Nationen, wodurch einem längst gefühlten Bedürfniß entsprochen werden sollte. —

Im Königreich Neapel fiel in diesem Jahre wenig

Merkwürdiges vor, außer der Reise des Königs Franz und der Königin Isabella nach Spanien zur Vermählung ihrer Tochter, Maria Christina, mit Ferdinand VII, König von Spanien, wovon schon oben die Rede war. Der König setzte am 14 September den Prinzen von Calabrien zu seinem alter ego während seiner Abwesenheit ein, und reiste am 30 September mit Gemahlin und Tochter von Neapel ab, stattete in Rom dem heiligen Vater einen Besuch ab und fuhr sodann in Gesellschaft seiner Tochter, der Herzogin von Berry, die ihm von Paris entgegengereist war, durch das südliche Frankreich, und weiter über die Pyrenäen nach Madrid, wo er den Winter über bei seinem königlichen Schwiegersohn verweilte. Bei dieser Gelegenheit gaben die Zeitungen folgende Personalbeschreibung: „Die Königin von Neapel ist von starkem Körperbau; sie hat ein kleines Kind zwischen zwei und drei Jahren, und doch ist der König an 57 Jahre alt. Der spanische Infant, Don Francisco de Paula, hat kein ausgezeichnetes Aussehen, auch seine Gemahlin nicht; beide scheinen sehr ernsthaft. Die königlich spanische Braut, Prinzessin Christina, hat ein jugendliches schönes Aussehen; man sagt, sie mache gute französische Verse, und zwar nicht in dem ernsten, melancholischen Geiste, in welchem die verstorbene Königin, ihre Vorgängerin, spanische Verse machte."

Was sonst über Neapel verlautete, betraf Verschwörungen und Hinrichtungen. Die in die Verschwörung vom Junius 1828 verwickelten Personen wurden, 85 an der Zahl, theils zum Tode, theils zu Kettenstrafen verurtheilt und am 4 April drei derselben, Migliorati, Carola und de Mattia zu Neapel hingerichtet. Im Mai verhaftete man einen gewissen Benzi, der unvorsichtig über die Straße ritt, vom Pferde fiel

und dabei einige Papiere verlor, die den Plan enthielten, den König bei Gelegenheit einer Procession zu ermorden. Am 25 März wurde in Sicilien die berüchtigte Räuberbande des Buzzetto vernichtet. Am 17 Junius wurden die Gebrüder Capozolli und ein gewisser Rossi, die als Räuber und Verschwörer im Junius 1828 die Unruhen zu Salerno veranlaßten, gefangen genommen und am 27sten zu Palinuro erschossen. Am meisten Aufsehen aber erregte Galotti, einer ihrer Mitverschwornen, der sich nach Corsica geflüchtet hatte, daselbst aber auf Ansuchen der neapolitanischen Regierung verhaftet und durch den voreiligen Eifer des Präfecten von Corsica am 30 Mai an Neapel ausgeliefert wurde. Die französische Kammer sprach sich heftig gegen diese Verletzung der Gesetze aus und verlangte die Reclamation des unglücklichen Galotti, allein der Befehl, der ihn retten sollte, traf zu spät ein. Er blieb in den Kerkern Neapels, und man erfuhr nichts Bestimmtes mehr über sein Schicksal. — Noch verdient erwähnt zu werden, daß der König von Neapel durch Ordonnanz vom 7 April verordnete, kein Mitglied der königlichen Familie dürfe fernerhin ohne seine Einwilligung eine Ehe eingehen. —

Aus Piemont verlautete fast gar nichts, außer daß der Thronfolger, Prinz von Savoyen-Carignan, im Frühjahr eine Reise nach der Insel Sardinien unternommen habe, eine Entfernung, die man als eine Art von Ungnade ansehen wollte.

Der Herzog von Modena erließ ein neues, sehr strenges Censuredict, wornach alle Bücher dem geistlichen sowohl als politischen Censurstempel unterworfen wurden. Am 14 November succedirte der Herzog der verstorbenen Frau Erz-

herzogin Maria Beatrix von Este in den Fürstenthümern Massa und Carrara. —

Zu Parma starb am 22 Februar General Graf Neipperg, Ehrencavalier der Frau Erzherzogin Marie Louise. Sie ernannte dagegen am 24 Februar den Freiherrn von Werklein zum Staatssecretär und Haupt der Regierung. Wegen Unpäßlichkeit brachte sie eine Zeit lang in Genf zu. Die Zeitungen rühmten überdieß ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen, besonders gegen die durch den Austritt der Flüsse Ueberschwemmten.

X.

Die Schweiz.

Seit dem Anfang des Jahrhunderts wohnt in den glücklichen Thälern der Alpen ungestörter Friede. Selbst Napoleon, der die größten Reiche niederwarf, hielt es für besser, die Schweizer, die ihm nicht gefährlich werden konnten, in Ruhe zu lassen; und um so sichrer mußten sie nachher unter den schirmenden Fittigen der heiligen Allianz ihr altherkömmliches Recht der Selbstregierung und europäischen Neutralität genießen.

Während dieser Friedensepoche bietet ihre Geschichte freilich wenig Interessantes dar, doch ist es erfreulich zu bemerken, daß sie die allgemeine Ruhe benutzen, um sich in ihrem Staatshaushalt allmählich immer behaglicher einzurichten, alte Uebelstände abzuschaffen, und nützliche Neuerungen einzuführen. In diesem Sinne ist das Jahr 1829 nicht ohne Bedeutung für die Schweizergeschichte gewesen.

Die eidgenössische Tagsatzung, die nicht viel länger als einen Monat, vom 6 Julius bis 17 August, zu Bern versammelt war, erledigte einige Ehrensachen würdevoll und mit altschweizerischem Freisinne. Die erste betraf die von der Tagsatzung ausgeübte strenge Censur und Fremdenpolizei, welche 1823 durch die Gesandten der auswärtigen Mächte

veranlaßt und seitdem jährlich erneuert worden waren. Schon mehrmals hatten sich Stimmen erhoben, welche bemerkten, daß die Gefahr, womit die Preßfreiheit in der Schweiz und die wenigen dahin geflüchteten Liberalen die auswärtigen Staaten bedrohen sollten, gleich anfangs nur illusorisch gewesen, daß jetzt vollends nicht die mindeste Spur einer solchen Gefahr auch nicht mehr in der Einbildung vorhanden, und daß es ein Nationalschimpf sey, länger solchen politischen Aengsten bei sich Raum zu geben. Diese Stimmen wurden endlich von allen Seiten laut und drangen durch, so daß die Tagsatzung erklärte, es sey kein Grund mehr vorhanden, jene strengen Gesetze zu erneuern. — Eben so würdig benahm sich die Tagsatzung in Betreff der in Frankreich dienenden Schweizertruppen. Dieselben hatten von Bern am 5 März ein neues zeitgemäßes Militärstrafgesetzbuch erhalten, in welchem namentlich die Stockschläge, die zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts und der Schweizerfreiheit bisher noch statt gefunden hatten, abgeschafft worden waren. Allein die Obersten der Schweizerregimenter hatten sich geweigert, die neuen Gesetze anzuerkennen, weil sie sich bei den Stockschlägen besser zu befinden glaubten. Sie stützten sich hiebei auf das französische Ministerium, welches gleichfalls gegen das neue Gesetzbuch protestirte, weil es die Schweiz abgefaßt hatte, ohne Frankreich dabei zu Rathe zu ziehen. Die Tagsatzung aber, in Erwägung, daß den Obersten unbedingter Gehorsam gezieme, und daß die Gesetze, denen die Schweizertruppen in Frankreich unterworfen seyen, nach altem Vertrage lediglich von den Cantonen zu bestimmen sind, welche die Truppen stellen, wies die Protestation Frankreichs und der Obersten zurück und bestätigte das neue Gesetzbuch.

Weniger energisch zeigte sich die Tagsatzung, wo es die inneren Angelegenheiten der Cantone galt. Es handelte sich vorzüglich um die Auslegung des 11 Artikels der Bundesacte, den freien Verkehr im Innern betreffend. Die nicht bestimmt genug abgefaßten Ausdrücke dieses Artikels ließen der Sophistik Raum, ihn so auszulegen, als ob er gerade das zuließe, was er verbot, und so war schon mehr als ein Decennium verflossen, ohne daß sich die Schweiz eines innern freien Verkehrs erfreute, indem der Ergoismus der einzelnen Cantone jene traurige Ländersperre beibehielt, die auch so lange die Plage Deutschlands war. Insbesondere kam bei der dießjährigen Tagsatzung der Canton Waadt klagbar gegen Bern ein, weil dieser Staat einen übertriebenen Zoll auf die waadtländischen Weine geschlagen habe und jährlich über 200,000 Franken davon zöge. Obgleich dieß nun dem klaren Sinne des 11 Artikels zuwider war, so wagte die Tagsatzung doch nicht, das Richteramt zu übernehmen, sondern drückte bloß den Wunsch einer freundlichen Vermittlung aus, der sich zu fügen aber Bern wenig geneigt war.

Wie von der Tagsatzung im Allgemeinen, so geschah auch von den Cantonen im Einzelnen manches Gute. Namentlich zeigte sich eine lebhafte Sorgfalt für Revision der noch mangelhaften Verfassungen. So wurden in Zürich, Luzern, Glarus, Außerrhoden, Unterwalden nid dem Wald einzelne Theile der Verfassung und meistentheils in demokratischem Sinne revidirt, und im Waadtlande eine allgemeine Revision eingeleitet. In St. Gallen und Graubündten erhob man Klage gegen das allzu Kostspielige und bloß auf den äußern Schein Berechnete des Militärwesens, so daß es scheint, auch diesem schon oft gerügten Mangel werde einmal abgeholfen

werden. In Zürich wurde die Censur aufgehoben und dagegen ein neues Preßgesetz gegeben. In Appenzell Innerrhoden brachte man der Humanität des Zeitalters ein würdiges Opfer, indem man die Ehre des 1784 grausam und ungerecht hingerichteten Suter wiederherstellte und seine Ueberreste in geweihter Erde begrub. — Dagegen mußte es billiges Erstaunen erregen, als man in den Zeitungen las, der Kanton Schwyz habe den siebenzig Familien sogenannter neuer Landleute, die aber schon seit Jahrhunderten im Lande leben, aufs Neue die bürgerliche Gleichstellung mit den alten Landleuten versagt, und in Glarus sey von der Landesgemeinde die Stelle eines Landwaibels für 481, die eines Landschreibers für 500 Louisd'or öffentlich an den Meistbietenden überlassen worden. Von Freiburg erfuhr man, daß daselbst die Jesuiten zusehends überhand nahmen, indem die Zahl derselben à robe courte schon 220, und die der Jesuitenschüler in den verschiedenen Anstalten zu St. Michael 57, im Pensionat zu Freiburg 380, im Gymnasium und Athenäum 660, im Majorat zu Stäfis 47 betrage. Missionäre aus Freiburg feierten zu Küßnacht am Vierwaldstädtersee eine heilige Komödie, so auch die Ligorianer in Sareln, wobei eine sehr materielle Vorstellung der Hölle vorkam. Als einen Sieg der päpstlichen Partei sah man es ferner an, daß sich der Canton Aargau nach einem langen und heftigen Widerstreben bequemte, sich dem neuen Bisthum Basel einverleiben zu lassen, 5 Julius. Im Waadtland fuhr man fort, die armen Momiers zu verfolgen.

Von einigen ausgezeichneten Männern der Schweiz erfuhr man Folgendes. Am 9 Julius starb der letzte Fürstabt von St. Gallen, Pancratius Forster, in hohem Alter zu Kloster Muri. Der durch seine Restauration der Staatswissenschaft

berühmt gewordene, von Bern vertriebene Herr von Haller erhielt vom Canton Solothurn das Bürgerrecht. Der bekannte Heinrich Zschokke wurde wegen eines Journalartikels belangt und nahm, weil er sich für gekränkt hielt, die Entlassung von seinen zahlreichen Aemtern im Canton Aargau. Professor Monnard in Lausanne, ebenfalls ein ausgezeichneter Schriftsteller, wurde wegen einer von ihm besorgten Druckschrift suspendirt. Dagegen erhielt Professor Dr. Wette von Basel das Bürgerrecht, und der ehrwürdige um die Kunst hochverdiente Hans Heinrich Fueßli nahm unter würdigen Feierlichkeiten an seinem fünfundachtzig jährigen Geburtstag seine Entlassung aus dem Dienste des Staats.

Auf erfreuliche Weise schritt das System der Privatvereine fort. Der Verein der Naturforscher hielt am 21 — 23 Julius seine Sitzung auf dem Hospiz des großen Bernhard. Außer den ältern nützlichen Gesellschaften bemerkte man besonders die Thätigkeit derer für Musik und Weinbau. So wurden auch die großen Straßenbauten mächtig gefördert. Basel führte eine neue bequeme Straße über den wichtigen Jurapaß des Hauensteins; die St. Gotthardstraße rückte fort, und die prachtvollen Brücken auf derselben, in Göschenen und Hospital, so wie der Umbau der berühmten Teufelsbrücke wurden vollendet; Graubündten aber bereitete eine Correction des Rheins vor. Auf diese Weise wird das große Beispiel, das Napoleon an der Simplonstraße aufgestellt, aufs thätigste befolgt, und bald werden die Alpen in allen Richtungen von den schönsten Handelsstraßen durchschnitten seyn.

XI.

Deutschland.

1.

Allgemeine Angelegenheiten.

Ehe wir die einzelnen größten, großen, mittelmäßigen, kleinen und kleinsten Staaten betrachten, die zum deutschen Bunde gehören, wenden wir den Blick auf die Angelegenheiten, die sie gemeinsam betreffen. Die wichtigsten dieser Angelegenheiten waren im Jahre 1829 die Zollvereine. Bekanntlich hat der 19te Artikel der deutschen Bundesacte schon vor 15 Jahren einen freien Verkehr im innern Deutschland versprochen, allein die Erfüllung dieses Versprechens hat sich in die Länge gezogen. Es blieb dem Gutachten einzelner Staaten überlassen, ob und was sie für die Handelsfreiheit thun wollten. So gerecht die Klagen sind, die sich von allen Seiten gegen das Prohibitivsystem erhoben haben, so muß doch auf der andern Seite eingestanden werden, daß nach Aufhebung der unter Napoleon verfügten Continentalsperre einerseits das Einströmen englischer Fabricate und anderseits die während jener Sperre so hoch gesteigerte einheimische Industrie das Prohibitivsystem eine Zeit lang entschuldbar, ja vielleicht nothwendig machte, als ein Staat

gezwungen war, gegen den andern Repressalien zu gebrauchen. Immerhin war es höchst wünschenswerth, daß diesem unnatürlichen Zustande ein Ende gemacht würde.

Deutschland theilte sich zu Anfang des Jahres 1829 in vier größere Handelsgebiete und noch mehrere kleine: 1) Oesterreich, in sich allein abgeschlossen; 2) der Zollverein von Preußen, Darmstadt, Anhalt und Sondershausen; 3) der Zollverein von Bayern, Würtemberg und Hohenzollern; 4) der mitteldeutsche Handelsverein, bestehend aus Hannover, Braunschweig, Kassel, Oldenburg ꝛc. Allein standen noch Baden, Mecklenburg, Lippe, Waldeck, Lübeck, Bremen. So war Deutschland immer noch innerhalb seines weiten Gebiets mannichfach verbarricadirt und der gesunde Blutlauf durch Unterbindung seiner Pulsadern gehemmt. Insbesonder befand sich zwischen Nord- und Süddeutschland eine große Scheidewand. Diese stürzte endlich zusammen, als der preußisch-darmstädtische und der bayerisch-würtembergische Zollverein sich am 27 Mai zu Berlin in Einen Verein verschmolzen. Deutschland kann den Fürsten und Staatsmännern, welche diesen heilsamen und folgenreichen Bund stifteten, nicht genug dankbar seyn. Die erste Idee desselben, so wie die Lösung der schwierigen Aufgabe, die mannichfachen Interessen der verschiedenen theilnehmenden Staaten bei dieser Angelegenheit auszugleichen, ging von dem von beiden Königen von Bayern und Würtemberg bevollmächtigten, schon längst um Deutschland hochverdienten Freiherrn von Cotta, und von dem nun verewigten königl. preuß. Finanzminister von Motz aus. Die nähere Ausführung aber verdankt man der Thätigkeit und Umsicht der zu diesem Zweck in Berlin versammelt gewesenen Commission, nämlich den Herren von Maaßen (jetzt Finanz-

miniſter), von Schönberg und von Eichhorn einer-, und den Herren Graf von Kurburg, Freiherrn von Cotta und von Blomberg andrerſeits. „Dieſer Vertrag, deſſen Beſtimmungen ſich nicht mit einem ängſtlichen Abmarkten der Gränzen engherzig zugemeſſener Conceſſionen befaſſen, wird in der Geſchichte der Handelsverträge Epoche machen, und gleich dem bayeriſch-würtembergiſchen Zollvereine — dem erſten Vereine in Deutſchland, welcher zu Gunſten eines freien Verkehrs und zur Freude verbrüderter Völker ſo ſchön und wohlthätig wirkend ins Leben getreten iſt, — ein unvergängliches Denkmal der Weisheit großherziger Monarchen bleiben, welche das Ziel und die Belohnung ihres Strebens darin finden, die innere Kraft ihrer Staaten zu entfalten und den inländiſchen Erzeugniſſen — ſchützend und ermunternd — einen weiten, gemeinſamen Markt aufzuſchließen, dagegen mit Ernſt den Entſittlichungsverſuchen des Schmugglergewerbes zu ſteuern und der Induſtrie des Auslandes gegenüber eine Achtung gebietende Stellung zu behaupten. Gleich an der Stirne des Vertrags ſteht die Befreiung der inländiſchen Erzeugniſſe von den auf dem Eingang ruhenden Abgaben: dieſe Freiheit ſoll ſich auf die Erzeugniſſe der Natur, des Gewerbfleißes und der Kunſt erſtrecken, und für dieſe mit Ausnahme einzelner Kategorien am 1 Januar 1830 beginnen. Der Beſchränkungen dieſes Princips ſind nur wenige, ein Theil derſelben geht aus dem beſondern Steuerſyſtem der contrahirenden Staaten von ſelbſt hervor, und ſetzt im Grunde nur ein Surrogat für die auf den bezeichneten Gegenſtänden ruhenden Conſumtionsſteuern; der andere Theil iſt bloß tranſitoriſcher Natur, und bereitet mit vieler Vorſicht und richtiger Auswahl im Intereſſe der Staatswirthſchaft und zum Schutze beſtehender Etabliſſements die Uebergänge zur

vollen Ausdehnung des Hauptprincips vor. Wohl berechnet sind Verfügungen zur Erleichterung des Durchgangs und des Ausgangs und schöne Hoffnungen für die wechselseitigen Begünstigungen des gewerblichen Verkehrs gegeben. Die Dispositionen zur Regulirung der Chaussee-Abgaben, Damm-, Brücken-, Fährgelder ꝛc., wegen Assimilirung der Eingangszölle ꝛc., ferner wegen Reduction des Maßes und Gewichts, und wegen Herbeiführung eines gleichen Münz-, Maß-, und Gewichtssystems, verkünden dem deutschen Handel eine neue Epoche; die so wichtigen Wasserzölle oder Weggeldgebühren auf Flüssen, die Canal-, Schleusen-, Brücken-, Fähr-, Hafen-, Wag-, Krahnen-, und Niederlagegebühren sind in gleichem Geiste zum Vortheile des gegenseitigen Verkehrs berücksichtigt; die Benützung der preußischen Seehäfen ist mit größter Liberalität den bayerischen und würtembergischen Unterthanen gegen gleiche Abgabenentrichtung wie den preußischen Staatsangehörigen gesichert; auch der Schutz und die Unterstützung von Seite der in fremden See- und andern Handelsplätzen aufgestellten Consuln wechselseitig den Unterthanen verbürgt; dem bayerischen Rheinkreise aber, dessen Markt bisher auf sich selbst beschränkt war, und welcher gleichsam im Reichthum seiner Erzeugnisse ersticken mußte, die gleiche Theilnahme von dem Zeitpunkte an, wo daselbst die Zollordnung in Anwendung kommt, zum Voraus vergewissert, und nunmehr demselben für seine Producte ein Markt eröffnet, dessen Terrain von 15 bis 16 Millionen Menschen bewohnt ist."

Am 27 Mai wurde auch zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel der Verkehr erleichtert. Der mitteldeutsche Verein, der zu Cassel einen Congreß hielt, kam am

11 October überein, seinen Fortbestand bis zum Jahre 1834 auszudehnen.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands, die freie Rheinschifffahrt bis ins Meer, konnte noch immer nicht zur Erledigung kommen, obgleich mit großen Kosten immerfort darüber debattirt und internunciirt wurde. Die am 5 Jun. in Mainz niedergesetzte Rheinschifffahrtscommission verfaßte am 19 August einen Entwurf, der aber bloßer Entwurf blieb. Die deutschen Uferstaaten waren, vom gleichen Bedürfniß geleitet, auch in ihren Forderungen einig; England, das seine Schiffe unmittelbar nach Köln senden möchte, unterstützte sie; von Frankreich war ebenfalls eine günstige Entscheidung zu erwarten; nur die Niederlande, dasselbe Gouvernement, das seine Erhebung den Anstrengungen der Alliirten im Jahre 1814 verdankt, weigerte sich hartnäckig, dem damaligen Vertrage und Versprechen gemäß, die Durchfahrt aus dem Rhein ins Meer frei zu geben. Das englische Schiff Cornelia, das nach Köln fuhr, mußte, aller Protestationen ungeachtet, den Niederländern einen hohen Zoll zahlen, und wurde auf der Rückreise sogar angehalten und zur Strafe gezogen, weil es des niedern Wasserstandes wegen nicht durch die Waal, wie ihm geboten war, sondern durch den Leck fuhr.

Die rheinisch-westindische Compagnie hielt am 12 Novembember ihre gewöhnliche Jahressitzung zu Elberfeld. Es ging aus dieser Sitzung hervor, daß ihre Geschäfte in Mexico einen ziemlich guten Fortgang haben.

Das große Project, den Rhein und die Donau durch einen Canal zu verbinden, sollte einer Pariser Actiengesellschaft zur Ausführung übertragen werden. Dieselbe

selbe beabsichtigte, von der in den Rhein fallenden Kinzig aus durch den Schwarzwald, mit Benutzung mehrerer Bäche, den Canal bis in die Donau bei Tuttlingen zu führen. Früher schon wollte man in Bayern einen ähnlichen Plan ausführen, nämlich die Donau mit dem Main vermittelst der kleinen Flüsse Rednitz und Altmühl zu verbinden.

So viel über Handelsangelegenheiten. In politischer Hinsicht fiel im Jahr 1829 nichts vor, was das deutsche Vaterland insgesammt betroffen hätte. Der Bundestag in Frankfurt beschäftigte sich nur mit Beilegung der braunschweigischen Streitsache, auf die wir nachher zurückkommen werden. Außerdem erließ er am 12 März einen Beschluß, kraft dessen den ehemaligen reichsgräflichen Häusern der Titel Erlaucht zuerkannt wurde, — Das Gouvernement der Bundesfestung Mainz erhielt der Herzog Ferdinand von Würtemberg, in östreichischem Dienst.

Die tiefe politische Ruhe, welche Deutschland genoß, war besonders den Wissenschaften und der Literatur günstig. Die Leipziger Meßkataloge wiesen nahe an 6000 Werke nach, die im Jahre 1829 in deutschem Verlage erschienen sind. Unter den Universitäten glänzten vorzüglich Berlin und München. Die deutschen Naturforscher hielten dießmal ihre jährliche Versammlung zu Heidelberg, am 28 September. Es waren 288 Mitglieder aus der Nähe und Ferne versammelt. Am 10 August feierte man zu Köthen das fünfzigjährige Jubiläum des Stifters der Homöopathie, Dr. Hahnemann, wobei sich 72 deutsche und 52 ausländische Aerzte einfanden. So hatte man auch durch fromme Stiftungen das Andenken Lessings und Mendelssohns geehrt, indem man in Camenz und in Berlin den hundertjährigen Geburtstag derselben feierte. Auch

für Schiller wurde in Stuttgart die Errichtung eines Denkmals vorbereitet, dessen Modell zu fertigen der große Thorwaldsen in Rom sich erbot. Dagegen hatten wir den Tod mehrerer ausgezeichneten Männer zu beklagen, Friedrich von Schlegel, Adam Müller, Müllner, Hassel, Karsten, Haug, Westenrieder, Reisig, Dobrowsky, Buttmann, Tischbein, Büsching und Frau Theresie von Huber. Als eine erfreuliche Erscheinung muß die Ueberhandnahme der Singvereine und öffentlichen Musikfeste betrachtet werden.

Auch in diesem Jahre zeigten sich wieder Spuren von Uebervölkerung und Verarmung im deutschen Bauernstande. Es fanden sehr viele Auswanderungen statt. Aus Würtemberg allein wanderten über tausend Menschen nach Nordamerica.

2.

Oesterreich.

Das schöne Kaiserreich an den Ufern der Donau befand sich mit der ganzen Welt im Frieden, außer mit dem Raubstaat von Marocco. Die Seeräuber dieses Barbareskenstaates hatten dem bestehenden Friedens- und Handelstractat zuwider ein österreichisches Handelsschiff gekapert. Sofort wurde Capitän Bandeira mit einem kleinen Geschwader an die Küste Africa's abgesandt, um die Herausgabe des Geraubten zu betreiben. Es gelang seinen energischen Vorstellungen, im Frühjahr die österreichischen Gefangenen in Tanger zu erlösen. Allein zur Herausgabe des Schiffs und der Waaren wollte sich der Sultan von Marocco nicht verstehen. Bandeira brauchte nun Gewalt und griff am 3 Junius den

Hafenplatz Larasch an, zerstörte zwei Forts und verbrannte zwei feindliche Kriegsbriggs. Dieß machte aber den Sultan nur noch halsstarriger, und Oesterreich fuhr fort, die maroccanischen Häfen zu blokiren. — Von einer ähnlichen Expedition des Grafen Dandolo nach Griechenland, ebenfalls wegen Reclamation geraubter Schiffe, ist oben unter dem Artikel Griechenland schon die Rede gewesen.

Während Oesterreich, diese kleinen Seeräuberangelegenheiten abgerechnet, nach Außen vollkommnen Frieden hatte und namentlich in der russisch-türkischen Sache eine imposante Neutralität behauptete, wandte es seine ganze Kraft auf Verbesserungen im Innern. Der Tilgungsfonds erhielt eine zweckmäßigere Bestimmung, indem er allein für die ältere und neuere Schuld und nicht mehr für Nebenzwecke verwendet wurde. Die Finanzen hatten sich bereits so gut gestellt, daß in den letzten eilf Friedensjahren 55 Millionen Gulden an der ältern Schuld getilgt und 54 Millionen auf den ursprünglichen Zins reducirt worden waren. Die Nationalbank setzte den Disconto von 5 auf 4 pCt. herab, Mit dem 1 November hörte die lästige, von tüchtigen Staatsökonomen schon längst verworfene Personal- und Classensteuer auf, und an die Stelle vieler einzelner trat eine allgemeine Verzehrungssteuer. Ein neuer Handelsvertrag mit Nordamerica sicherte dem österreichischen Handel in Westindien große Vortheile. Am 1 October wurde Venedig zum Freihafen erklärt, wodurch der italienische Handel einen neuen Schwung erhielt. Statt der bisherigen Civilaufsicht an den Gränzen wurde eine militärische Gränzwacht errichtet. Am 18 Mai wurden die seit Jahrhunderten zum Bedarf der Reichenhaller Saline bestimmten Saalforsten an Bayern überlassen, jedoch unter österreichi-

scher Hoheit. Am 17 August feierte man die Vollendung der großen Morastentsumpfung bei Laibach. Die große Militärstraße am Ufer des Comersees schritt fort, und zwischen der Donau und dem Gmundersee wurde eine neue Eisenbahn angelegt. Auch verlautete, die Ungarn hätten der Regierung dringend ans Herz gelegt, nach Beendigung des Türkenkriegs den Handel auf der Donau bis ans schwarze Meer frei zu machen. Die Verhältnisse und Aussichten Ungarns wurden in diesem Jahre durch ein treffliches Werk von Csaplovics dargelegt. Man ersieht daraus, was aus Ungarn werden könnte, wenn seine Isolirung allmählich ermäßigt würde.

Am 8 Junius wurde in Prag das hundertjährige Jubiläum der Heiligsprechung Nepomuks mit großer Pracht gefeiert. Unmittelbar darauf aber, am 10 Junius, richtete eine Ueberschwemmung der Elbe große Verheerungen an. Auch brach im Spätjahr in Böhmen die Rinderpest aus. Am 8 October wurde die Stadt Triest durch Sturmfluthen überschwemmt, die zu gleicher Zeit auch Livorno und Genua trafen.

Am 29 December starb die Erzherzogin Henriette Alexandrine Friedrike Wilhelmine, geborne Prinzessin von Nassau-Weilburg, Gemahlin des Erzherzogs Carl, 32 Jahre alt. Gerüchte, welche ausstreuten, die katholische Geistlichkeit habe der Leiche dieser protestantischen Prinzessin die gebührende Ehre versagt, wurden von österreichischen Blättern widerlegt. Ein andres Gerücht, den jungen Franz Napoleon, Herzog von Reichstadt betreffend, geben wir hier unverbürgt. Der Dichter Mery, der in Gemeinschaft mit Barthelemy das bekannte Gedicht „Napoleon in Aegypten" geschrieben, wollte dasselbe dem Sohn Napoleons zueignen und reiste deßhalb

nach Wien. Allein er wurde, wie er selbst erzählt, nicht vor den Herzog von Reichstadt gelassen, noch durfte er ihm jenes Gedicht überreichen. Der Gouverneur des jungen Prinzen, Fürst Dietrichstein, bemerkte gegen Mery, der Prinz höre, sehe und lese nichts, als was er hören, sehen und lesen solle, und würde, wenn ihm zufällig ein anderer Zettel, Buch u. s. w. zuerst in die Hände falle, dieselben seinem Gouverneur überreichen und nicht lesen, ehe man ihn versichert hätte, er könne es ohne Gefahr thun. Der Prinz sey glücklich, aber ohne Ehrgeiz. Er werde sich Frankreich nie nähern, und dieses werde ihm nie in den Sinn kommen. Jenes Werk könne in seinem Kopf nur einen zwecklosen Enthusiasmus oder Ehrgeiz erwecken, und darum passe es nicht für ihn. Er wisse von der Geschichte, was er davon wissen soll, d. h. Data und Namen.

3.

Preußen.

Dieser Staat genoß dieselbe Vortheile des Friedens, wie Oesterreich, und seine Finanzen hatten sich auf einen noch glänzenderen Fuß gestellt. Der Etat derselben wurde von dem trefflichen Finanzminister von Motz am 2 März öffentlich bekannt gemacht und der Nation wie ein Budget vorgelegt. Ueberdieß that der Oberfinanzrath Ferber in einem äußerst interessanten Werke: „Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zustandes der preußischen Monarchie," den zunehmenden Wohlstand Preußens auf überzeugende Weise dar. Eine große, nie genug zu schätzende Wohlthat erzeigte Preußen dem deutschen Handel durch den Zollvertrag mit Bayern und Würtemberg, von dem oben schon die Rede war. Außer-

dem schloß Preußen Verträge mit Sachsen-Meinungen und Gotha, welche darum wichtig sind, weil durch diese Länder die Handelsstraßen zwischen Bayern und Preußen gehen. Am 14 März wurden die Ratificationen des zwischen Preußen und Nordamerica abgeschlossenen Handelsvertrags in Washington ausgewechselt. Auch erkannte Preußen in diesem Jahre die südamericanischen Freistaaten an, welchem Beispiel bald darauf auch Rußland folgte. Der erste preußische Ostindienfahrer, Oswald, kehrte glücklich aus China zurück. Am 17 Mai landete das erste preußische Dampfschiff von Hamburg in Magdeburg. Am 19 September wurde der Tarif für die Rheinzölle zweckmäßig verändert. Eine Verbindung der Weser mit dem Rhein beabsichtigt. Am 23 October kam endlich auch eine Uebereinkunft mit Frankreich zu Stande, wegen einiger im Pariser Frieden vergessenen Gränzdörfer.

Was die ständischen Verhältnisse in Preußen betrifft, so ist davon wenig zu sagen. Die Regierung, an uneingeschränkte Selbstthätigkeit gewöhnt, kommt den Bedürfnissen der Nation im Ganzen immer wohlwollend entgegen, und so scheint nach den längst verheißenen Reichsständen nicht einmal eine Sehnsucht vorhanden zu seyn. Die Provinzialstände erregen wenig Aufmerksamkeit. Man wurde die der Provinz Brandenburg, die sich in diesem Jahr in Berlin versammelten, kaum gewahr. — Dagegen gingen von der Regierung selbst viele Verbesserungen aus. Ein neuer Criminalcoder ward entworfen. Die schon an sich vortreffliche preußische Städteordnung sollte eine noch weitere Ausdehnung erhalten, um dem ursprünglichen Plane des Ministers Stein näher zu kommen. Die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse hatte raschen Fortgang, und die Amtsblätter berichteten

immer häufiger, daß die Bauerschaften ihre den Gutsherren aus den Feudalzeiten noch schuldigen Verpflichtungen abgelöst hätten. Im Brandenburgischen traten zwei und zwanzig Rittergutsbesitzer ihre Patrimonialgerichtsbarkeit freiwillig an den Staat ab. Merkwürdig ist ferner, daß in diesem Jahre Preußen zum erstenmal dem Grundsatze huldigte, den schon mehrere kleinen deutsche Staaten angenommen, im Civilfach ohne ausdrückliche königliche Willenserklärung keinen Ausländer mehr anzustellen. Das Motiv zu diesem Beschluß scheint in dem übermäßigen Zudrange der Landeskinder zu den Universitätsstudien und Staatsstellen zu liegen.

In kirchlicher Hinsicht genoß Preußen im Jahr 1829 vollkommne Ruhe. Der Agendenstreit schien völlig beigelegt. Die Liturgie wurde endlich auch von Schleiermacher und den letzten Berliner Geistlichen, die sich derselben entgegengesetzt, angenommen. Auch wurde in Berlin ein neues Gesangbuch publicirt, ohne daß der Streit darüber heftig geworden wäre. Auch in Schlesien herrschte Ruhe, und die dortige katholische Geistlichkeit schien einstweilen von ihrem verhängnißvollen Reformationsversuch abzustehen.

Im Anfang des Aprils wurde das Königreich Preußen und später Schlesien von heftigen Ueberschwemmungen heimgesucht. Die Weichsel trat am 5 April bei Thorn und am 8 bei Danzig über die Ufer, durchbrach alle Dämme und setzte das Land in einem Umkreise von 36 Meilen unter Wasser. Ueber 50 Dörfer standen wochenlang in den erst allmählich trocknenden Sümpfen, welche die Fluth zurückließ. Eben so überschwemmte der Memelfluß die Niederung bei Tilsit. Der König sandte sogleich 100,000 Thaler aus seiner Privatcasse an die Verunglückten ab, dann noch 1 Million und nochmals

300,000 Thaler, für eine Rheinreise bestimmt, die nun unterblieb. Auch wurden den überschwemmten Provinzen dieses Jahr die kostspieligen Herbstmanöuvres erlassen. In den Rheinlanden wurde, des schlechten Weinjahres wegen, die Weinsteuer auf die Hälfte herabgesetzt.

Berlin erfreute sich, im Sommer dieses Jahres, glänzender Feste, als der Kaiser und die Kaiserin von Rußland daselbst zum Besuch eintrafen. Davon haben wir schon in dem Capitel über Rußland gesprochen. Zwei Prinzen des preußischen Hauses schlossen in diesem Jahre eheliche Verbindungen. Prinz Albrecht verlobte sich mit der niederländischen Prinzessin Mariane, und Prinz Wilhelm vermählte sich mit der weimarischen Prinzessin Auguste.

4.

Die kleinen deutschen Staaten.

Bayern erfreute sich unter der Regierung seines gefeierten Königs Ludwig fortwährend nützlicher Reformen. Der in diesem Jahre abgeschlossene Zollvertrag mit Preußen riß eine große Handelsschranke nieder, und hatte die nicht genug zu schätzende symbolische Bedeutung einer auch geistigen Wiedernäherbringung der Süd- und Norddeutschen. Von diesem wichtigen Act des 27 Mai ist oben schon gehandelt. — Auch die Uebertragung der adeligen Gerichtsbarkeit an die königliche (2 Oct.) und die Eröffnung der Landräthe in allen bayerischen Kreisen (7 Dec.) müssen als wesentliche Verbesserungen betrachtet werden. Dagegen drohte der am 21 April publicirte neue Schulplan, Bayern statt mit ächter Civilisation nur mit falscher Gelehrsamkeit zu beschenken.

LUDWIG

König von Bayern.

indem er auf eine unverantwortliche Weise den der Mehrzahl der Jugend unentbehrlichen Realunterricht beschränkte, um nur die Philologie zu begünstigen. — Die Universität München stand in schönem Flor, und in noch höherm Maße die Kunstakademie, da des Königs entschiedene Vorliebe für die bildenden Künste, die große Anhäufung von Kunstschätzen und der geniale Geist des Directors von Cornelius, München zum Centralpunkt der Kunst dießseits der Alpen gemacht haben. — Zur Belohnung vielfältigen Verdienstes wurde der ehrwürdige Sailer am 28 October, zum Bischof von Regensburg ernannt. — Der Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg machte in seiner ultrarationalistischen Zeitschrift Sophronizon einen heftigen Angriff auf den, nach seiner Meinung in Bayern herrschenden Jesuitismus, der sich indeß nirgends als in dem sehr unmächtigen Oppositionsjournale, Eos, verlautbar machte. — An der sächsischen Gränze trieben bei dem Fortbestand eines strengen Zollsystems die Schleichhändler großen Unfug, und am 15 December kam es zwischen etlichen 100 Mann derselben und den Gendarmen zu einem förmlichen Gefecht. — In der Nacht vom 28 auf 29 April entwurzelte ein furchtbarer Sturm im Spessart 30,000 Stämme Hochwald.

König Ludwig unternahm in diesem Jahr eine längere Reise nach Italien, und während seiner Abwesenheit erschienen im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern, Gedichte, die durch Adel der Gesinnung, warme Vaterlandsliebe, heilige Begeisterung für Menschenwohl den unsterblichen Gesängen unsers großen Schiller würdig an die Seite treten, und welche die Nachwelt als ein heiliges Vermächtniß bewahren wird.

Auch Würtemberg öffnete durch seine Zollverbindung mit Bayern und Preußen seinem Verkehr eine heitre Aussicht. Der wohlwollende König Wilhelm verkündete am 15 November, daß er künftig an jedem Freitag jedem seiner Unterthanen, der etwas von ihm zu bitten habe, freien Zutritt zu seiner Person gestatte. Im Uebrigen fiel im Würtembergischen in diesem Jahre nichts von Bedeutung vor. Nur ein literarisches Werk, die Seherin von Prevorst, von Dr. Justinus Kerner, machte großes Aufsehen, indem es die Visionen einer Somnambulen im Städtchen Weinsperg bekannt machte, und den Glauben an Geister predigte.

Im Königreich Sachsen herrschte unter dem greisen König Anton die diesem Lande seit lange eigenthümliche Ruhe. Doch deckte diese Ruhe eine heimliche Unzufriedenheit. Im Herbst kam eine sehr freisinnige Adresse des sächsischen Volkes an seinen König (angeblich von dem verstorbenen Tschirner verfaßt) in Umlauf, worin namentlich über die Heimlichkeit und über die altmodischen unzeitgemäßen Formen des Landtags und über die schroffe Trennung der privilegirten Classen von den Bürgern geklagt wurde. — Von Leipzig, dem großen Mittelpunkt des deutschen Binnenhandels, hörte man im Ganzen nur gute Nachrichten. Eine für den Handel wichtige Unternehmung, der große Brückenbau bei Wurzen, wurde in diesem Jahre vollendet. — Am 4 Julius erließ die Regierung ein weises Edict gegen den übermäßigen Andrang junger Leute zum Studiren. Es ist dieß ein nicht genug zu beklagendes Uebel unserer Zeit, hervorgegangen aus dem falschen Begriff von Niedrigkeit, den man in Deutschland noch immer mit dem Gewerbstande verbindet. Der Honoratior schämt sich, seine Söhne ein Handwerk lernen zu lassen, sie

Prinzessin von Württemberg

müssen studiren, um sich Rang und Ansehen zu erwerben, und so entstehen jene Schaaren von Studirenden und Candidaten, die der Staat, auch wenn er noch so viel unnütze und supernumeräre Stellen schafft, zuletzt nicht mehr alle versorgen kann.

Vom Königreich Hannover erfuhr man sehr wenig. Die Kammer wurde daselbst am 13 März vertagt. Man beabsichtigte auch hier, nach dem Vorgange vieler andern Staaten, den Zinsfuß der Staatsschuld herabzusetzen, eine glückliche Folge des langen Friedens und der Anhäufung von Geld bei den Capitalisten. — Der Verweser des Königreichs, Herzog von Cambridge, legte am 22 April den Grundstein zum Waterloodenkmal.

Auch vom Großherzogthum Baden verlautete in den Zeitungen nichts von Belang. Man bedauerte, daß dieser Staat noch nicht dem Zollvereine der benachbarten Staaten beigetreten war. Das Alter und die Kränklichkeit des regierenden Großherzogs Ludwig ließ dessen Ende in nicht zu ferner Zeit erwarten, und dieß brachte den Erbfolgestreit in Anregung der, wie man fürchtete, sich zwischen der succedirenden gräflich Hochbergischen Linie (Halbgeschwister des Großherzogs) und der Krone Bayern, wenigstens in Betreff der ehemaligen pfalzbayerischen Lande, erheben werde. Es erschienen bereits Schriften für und wider, und der Oberrechnungsrath Vohwinkel in Carlsruhe kam wegen Veruntreuung der Urkunden, die sich auf diese Sache bezogen, ins Zuchthaus.

In Kurhessen fiel nichts Merkwürdiges vor, außer dem Congreß des mitteldeutschen Handelsvereins in Cassel. — Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt zeigte sich dagegen eine verhältnißmäßig sehr lebhafte constitutionelle Thätigkeit. Das bedeutendste Mitglied der Opposition in der

Kammer, Commerzienrath Hoffmann, der ungesetzlicher Einmischung in die Wahlen angeklagt war, wurde am 9 September frei gesprochen. Die Kammer selbst trat am 3 November wieder zusammen, um im bevorstehenden Jahre sehr interessante Gegenstände zu erörtern. — Der Großherzog Ludwig, der Nestor deutscher Fürsten (76 Jahr alt), feierte am 19 Junius bereits die silberne Hochzeit seines Sohnes, des Erbprinzen Ludwig (52 Jahr alt), und verlor am 24 October seine Gemahlin, die Großherzogin Louise Caroline Henriette, nachdem er mit ihr in glücklicher Ehe 53 Jahr lang gelebt hatte. — Am 28 November wurde Bischof Burg in das neue Bisthum Mainz feierlich eingesetzt. — In Hessen-Homburg starb am 2 April der Landgraf Friedrich, dem sein Bruder Ludwig succedirte.

Der Herzog Peter von Oldenburg starb am 20 Mai in Wiesbaden. Ihm succedirte sein Sohn August, der am 28 Mai den herzoglichen Titel mit dem großherzoglichen vertauschte.

Im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin wurde am 10 November nach altem Herkommen der Landtag auf dem Judenberge unter freiem Himmel eröffnet, und am 8 December geschlossen. Man eiferte daselbst gegen den im Mecklenburgischen so sehr eingerissenen Advocatenunfug.

Im Großherzogthum Weimar wurde der Landtag am 22 Februar eröffnet, und am 29 Mai beendigt. Der Herzog von Meinungen erließ am 25 August ein neues Grundgesetz für die landschaftliche Verfassung. Der Herzog von Coburg-Gotha ordnete am 1 Februar eine neue Landesverwaltung an, schloß am 25 August den Coburgischen Landtag

und eröffnete am 6 December die erste Ständeversammlung in Gotha seit der Vereinigung Gotha's mit Coburg.

Im Herzogthum Nassau wurde der Landtag am 16 März begonnen, am 14 April geschlossen. Am 23 April vermählte sich der Herzog Wilhelm mit der Prinzessin Pauline von Würtemberg, Tochter des Prinzen Paul, Bruder des Königs.

Unter den kleinen deutschen Staaten erregte das meiste Aufsehen das Herzogthum Braunschweig wegen seiner Streitsache mit Hannover. Während der Minderjährigkeit des Herzogs Carl hatte der König von England in seiner Eigenschaft als König von Hannover und als nächster Verwandter des Herzogs die vormundschaftliche Regierung geführt, mit der das Land um so mehr zufrieden war, als ihm auch, dem dreizehnten Artikel der Bundesacte zufolge, eine neue landständische Verfassung verliehen wurde. Kaum aber war der junge Herzog im Jahr 1823 zur Regierung gekommen, als er die Acte der vormundschaftlichen Regierung umstieß, mehrere ausgezeichnete Staatsdiener vertrieb, die Landstände verwarf und auf mehrfache Weise, namentlich aber durch ein Edict vom 10 Mai 1827 den König von England beleidigte. Dieser unangenehme Streit hatte sich schon ziemlich in die Länge gezogen, indem man immer auf ein freundliches Nachgeben des Herzogs hoffte; da indeß diese Hoffnung täuschte, so wurde von Seite Hannovers am 9 April 1829 endlich eine förmliche Klagschrift gegen den Herzog von Braunschweig beim Bundestage eingereicht. Bald darauf traten auch die vom Herzog nicht anerkannten braunschweigischen Stände (63 Deputirte) zusammen und erließen eine Adresse an den Herzog, worin sie die Rechtmäßigkeit ihres Bestandes erklärten, am 21 Mai. Der Herzog er-

klärte dagegen, er erkenne nur die alte Landschaftsordnung von 1770 an, nicht aber die neue, von der vormundschaftlichen Regierung gegebene Verfassung. Die Stände schickten nun die Herren von Cramm und von Calm nach Frankfurt ab, wo sie am 2 Junius gleichfalls eine Beschwerdeschrift gegen den Herzog beim Bundestage einreichten.

Der Bundestag beschloß nun am 20 August: 1) der Herzog solle das Edict vom 10 Mai 1827, als beleidigend für England, zurücknehmen und sich beim König von England entschuldigen; 2) in keinem Bundesstaate solle der Druck von Controversschriften in dieser Sache geduldet werden; 3) aber wurde die Klage der braunschweigischen Stände abgewiesen. Der Herzog seinerseits weigerte sich, diesem Bundestagsbeschluß Folge zu leisten, und die Sache blieb am Schlusse des Jahres noch unentschieden. Herr von Cramm wurde als Kammerherr ohne Abschied entlassen und ihm der Hof verboten, auch jedem Staatsdiener untersagt, mit ihm zu verkehren.

In den freien Städten ereignete sich nichts Wichtiges. Nur in Hamburg fiel ein Streit zwischen dem Senat und der Bürgerschaft vor. Die letztre verlangte die Abschaffung der hohen Zölle und setzte dieselbe in einer Versammlung am 23 Julius gegen den Vorschlag der Beibehaltung von Seiten des Senats durch.

B.

Kleine Chronik.

Naturmerkwürdigkeiten.

Die wichtigste unter allen war das oben bereits geschilderte Erdbeben in Murcia. Außerdem bemerkte man Erdbeben am 21 Februar auf der Insel Island, am 8 März zu Irkutzk in Sibirien, am 13 April an der Küste von Macedonien, am 5 Mai bei Salonichi und Adrianopel, am 1 und 27 Julius in Ungarn, am 18 August in Coppenhagen, am 6 September in Cremona, am 26 October in Chili (wobei die Stadt Valparaiso zerstört wurde) und am 26 November in der ganzen Wallachei, Moldau, Siebenbürgen und Gallizien.

Von vulcanischen Ausbrüchen erfuhr man, daß im Januar der Vesuv in großer Bewegung gewesen und Rauch und Steine ausgeworfen, und daß sich in Schottland bei Grantown eine vulcanische Oeffnung gebildet habe, aus welcher Wasser und Steine ausgeworfen worden seyen.

Ein Bergsturz ereignete sich am 15 October in den Alpen. Der Berg Blonay begann zu rutschen und senkte sich sanft ins Thal, indem viele Bäume, eine Sennhütte und 80 Kühe, die sich auf der Oberfläche desselben befanden, mit fortbewegt wurden, ohne Schaden zu leiden.

Große Ueberschwemmungen verheerten das Thal

der Weichsel, des Niemen und der Elbe im Frühjahre, und am 8 October eine Sturmfluth die Stadt Triest.

Ein schrecklicher Sturm wüthete auf der Insel Martinique. „Eine Menge zum Absegeln bereiter Schiffe lag auf der Rhede von Saint-Pierre, Hauptstadt der Insel, vor Anker. Der Watt zeichnete sich unter denselben durch seine Größe aus. Er trug 1300 Tonnen, und bereits waren an seinen Bord 2000 Fässer Zucker gebracht worden. Der Orcan brach mit solcher Heftigkeit und so unversehens aus, daß die meisten Schiffe, in einem kleinen Raume beisammen, nicht Zeit hatten, sich von einander zu entfernen, um das Zusammenstoßen zu vermeiden. Der Sturm bedurfte nur wenige Augenblicke, um diejenigen zu verschlingen, welche durch das Zusammenstoßen in Trümmer gingen. Der Watt, welcher an starken Ankern und mit guten Tauen vor Anker lag, widerstand lange dem Ungestüm des Sturmes und der Gewalt der schrecklichen Wogen, die ihn zuweilen vom Vorder- bis zum Hintertheile bedeckten, um hernach mit entsetzlichem Geräusche an dem Ufer sich zu brechen, das bereits mit den Trümmern von mehr als 50 Schiffen bedeckt war. Allein zuletzt siegte der Sturm über alle Rettungsmittel, die der Capitän und das Schiffsvolk angewendet hatten, um ihrem Untergange zu entgehen. Eines der Kabeltaue brach; man hieb den Mast ab. Das zweite Kabeltau erlitt bald das Schicksal des erstern: von da an blieb nichts mehr übrig, als sich in einen unvermeidlichen Tod zu ergeben. Die andern Anker, nicht mehr durch den Hauptanker unterstützt, brachen gleichfalls; das Schiff, in diesem Augenblicke durch eine ungeheure Woge fast verschlungen, ward mit so entsetzlicher Gewalt an die Küste geschleudert, daß es plötzlich zertrümmert wurde, und man

eine Minute nachher seine Trümmer nicht mehr von jenen der andern Schiffe unterscheiden konnte, die vor ihm in Stücken gingen. Das Schiffsvolk, welches, einige Augenblicke vor dem Schiffbruche, sich auf einem Schiffstheil gesammelt hatte, in der Hoffnung, mit diesem von dem Schiffe schon getrennten Theile an das Land geworfen zu werden, wurde von Niemand mehr gesehen: Alles war mit Blitzesschnelligkeit und einem donnerähnlichen Krachen verschwunden."

Ein anderer Sturm entwurzelte in der Nacht vom 28/29 April 30,000 Bäume im Spessart. Eine Windhose zerstörte am 26 September im russischen Gouvernement Minsk mehrere Häuser. Nicht minder wüthete eine Wasserhose am 30 Junius bei Pultusk in Polen. Sie war von Hagel begleitet, dessen Körner so groß wie Hühnereier.

Als seltenes meteorologisches Phänomen bemerkte man: „Am Zobtenberge in Schlesien hat in der Nacht vom 28 Julius ein heftiges Unwetter bei einer erstickenden Hitze gewüthet. Der ganze Zobtenberg warf dabei einen Phosphorschein von sich, welcher in der Entfernung noch erhellte. Dieses Lichtausströmen dauerte eine Stunde. Während dieses Phänomens fühlten sich fast alle Menschen in den nahen Ortschaften unwohl und beklommen: namentlich aber spürten schwachnervige Personen eine sehr unangenehme Wirkung auf den Magen, indem sie starken Reiz zum Erbrechen fühlten. Nach 10 Uhr hob ein starker Blitz, welcher aus dem Berge nach den Wolken zu fahren schien, das ganze Phänomen auf, und nun begann bei der größten Windstille ein fast halbstündiges ununterbrochenes Blitzen ohne Donner über dem Zobtenscheitel. Nachdem gegen 11 Uhr ein starker Donner gehört worden, ergoß sich starker, fast wolkenbruchähnlicher Regen, so daß

binnen wenigen Minuten die auf den Seiten des Berges herabrieselnden Bäche um 2 — 3 Ellen schwollen."

In Fürstenwalde im Brandenburgischen sah man am 8 December sieben Nebensonnen mit Regenbogenfarben, und in Berlin am 23 December einen Regenbogen um die Sonne, ebenfalls mit Nebensonnen.

Auch in der Witterung zeigten sich einige seltene Abweichungen. Auf der Insel Island war der Winter von 1828/29 auffallend gelinde gewesen, worauf Erdbeben folgten. Im Thüringer Walde herrschte dagegen noch im Mai eine so strenge Kälte, daß man Schlitten fuhr. Im Junius trat gleichfalls auf dem Cap der guten Hoffnung ein ganz ungewöhnlicher Frost ein. Der Winter von 1829/30 wurde einer der kältesten, die man kennt, besonders nach dem Neujahre.

Im organischen Gebiet bemerkte man nicht minder einige merkwürdige Naturseltenheiten. In Paris wurden zwei mit den Leibern zusammengewachsene Mädchen aus Corsica, Ritta und Christina, und in London zwei nur am Nabel zusammengewachsene Knaben aus der ostindischen Provinz Siam vorgezeigt. Die erstern starben zu Paris am 21 November. Die letztern zeichneten sich besonders durch ihr Alter und ihre Größe aus, indem sie bereits 18 Jahre alt und fünf Fuß hoch waren. In Warschau fand sich eine Frau, die das Herz auf der rechten Seite hatte. — Im Meere zwischen England und Holland in der Nähe von Harwich entdeckte man in einer Masse eisenhaltigen Kalksteins eine ungeheure versteinerte Schildkröte, und im Thale des Missisippi in America die Knochen von einem unglaublich großen Thiere der Urwelt. Es befand sich darunter ein Unterkinnbacken von 20 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 1200 Pfund Gewicht.

Großes Aufsehen erregte die Entdeckung der Arracacha, einer Pflanze, deren Knollenwurzeln die Kartoffeln an Güte und Masse noch übertreffen sollen, und deren allgemeine Einführung in Europa man beabsichtigt. — Ein anderes tropisches, aber nicht verpflanzbares Knollengewächs, ward in Neuholland entdeckt, und wegen seiner Nahrhaftigkeit native bread (Landesbrod) genannt.

Reisen.

Es sind im Jahre 1829 wieder eine Menge wissenschaftliche und Entdeckungsreisen nach allen Weltgegenden gemacht worden. Die wichtigste ist die Reise des berühmten Alexander von Humboldt nach Sibirien. Er unternahm dieselbe aus Auftrag und auf Kosten des russischen Kaisers in Begleitung der Professoren Ehrenberg und Rose von Berlin aus. Am 20 Mai verließ er Petersburg, untersuchte das Uralgebirge und wandte sich dann durch Sibirien und die Kirgisensteppe, woselbst er kaum einer Pest entging, bis an die chinesische Gränze und von da über Astrachan zurück nach Petersburg, wo er am 13 November wieder anlangte, nachdem er in nicht ganz 6 Monaten 2142 deutsche Meilen zurückgelegt hatte. Von welcher Wichtigkeit diese Reise für die Gewinnung des Goldes und der Diamanten am Ural war, ist oben in dem Capitel über Rußland schon gezeigt worden. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht war diese Reise sehr fruchtbar. — Eine zweite Reise in Sibirien machte Professor Hansteen von Christiania in Norwegen. Es glückte ihm, den magnetischen Pol zu finden. — Der russische Akademiker

Kupfer bestieg in Begleitung der Physiker Lenz und Meyer und unter dem Schutze des russischen, im Caucasus stationirten Generals Emanuel den berühmten Elbrus, den höchsten Berg im caucasischen Gebirge, den er 16—17000 Fuß hoch fand, dessen höchsten Gipfel er aber nicht zu erreichen vermochte. — Am 21 October bestieg der russische Professor Parrot den höchsten Punkt des Ararat, 15000 Fuß hoch. — Von noch größerem Interesse ist die Reise des englischen Capitäns Herbert, der in diesem Jahre über den 17,780 Fuß hohen Paß von Oota Dhoora im Himalayagebirge bis zur Stadt Gerthok in der chinesischen Tartarei vordang, der erste Europäer, der so weit gekommen ist. — Dagegen hat die Wissenschaft den Verlust des trefflichen Professors Schulz von Gießen zu bedauern, der, auf Kosten des Königs von Frankreich Asien bereisend, in Kurdistan von den Einwohnern ermordet wurde.

Dr. Maklot von Frankfurt a. M. bereiste die niederländischen Colonien in Ostindien, und Oswald, der erste preußische Ostindienfahrer, kam glücklich nach China. In Japan gelang es dem Dr. Sibold mit dem größten Theile seiner Sammlungen aus der Gefangenschaft loszukommen. — Der englische Capitän Coffin entdeckte vier neue Inseln im stillen Ocean, Island, Coffins-Island und zwei Ganges-Islands. Der englische Capitän Dillon erhielt vom König von Frankreich die Belohnung, die derselbe dem ausgesetzt hatte, der ihm Reliquien von dem unglücklichen französischen Seefahrer Laperouse bringen würde. Zwei russische Schiffe, welche die Welt umsegelt hatten, brachten nach Havre, wo sie anlegten, Weidenzweige und Erde vom Grabe Napoleons auf St. Helena mit. — Der englische Capitän Roß wurde

nach dem Nordpol und der nordamericanische Capitän Palmer nach dem Südpol auf Entdeckungen ausgeschickt — Die englische Gesellschaft für Erforschung des innern Africa's sandte dahin zwei neue Expeditionen ab, unter Capitän West, und unter dem wackern Richard Landers, Clappertons treuem Gefährten. Eine französische Gesellschaft unter Champollion und eine toscanische unter Rosellini bereiste Aegypten und Nubien, und Dr. Pariset Syrien, woselbst er Untersuchungen über die Pest anstellte. Eine französische Gesellschaft unter Bory de S. Vincent untersuchte Morea. — Der österreichische Naturforscher Natterer bereiste Brasilien, und Herzog Friedrich Paul von Würtemberg reiste, ebenfalls naturwissenschaftliche Zwecke verfolgend, über Spanien nach America.

Kunst und Alterthümer.

Die Russen erbeuteten auf ihren Feldzügen gegen die Türken unter Anderm auch mehrere interessante Alterthümer. Graf Paskewitsch fand in Akhalzik eine Bibliothek von 300 gedruckten Werken und Handschriften, in Baiazed neun Handschriften, in Erzerum 34 Handschriften und viele kostbare alterthümliche Waffen. Auch in Adrianopel fand man Bibliotheken. Aus dem Tribut, den Persien an Rußland zahlte, sammelte man eine prächtige persische Münzsammlung. In Varna und auf andern Punkten am schwarzen Meere fand man mehrere Alterthümer. — Ferner wurde Herr Strojeff von der Akademie zu Petersburg ausgesandt, alle russischen Klöster und Städte zu bereisen, und

die in sämmtlichen Bibliotheken und Archiven vorhandenen Alterthümer zu bezeichnen. In Sebastopol, der alten Stadt Chersones, wo Fürst Wladimir den ersten christlichen Unterricht erhalten hatte, sollte ein Denkmal errichtet werden. In der Eremitage zu Petersburg wurde die kolossale Büste Alexanders I, von Orlowsky, einem Schüler Thorwaldsens, in Rom verfertigt, aufgestellt, und eine noch kolossalere Statue desselben Kaisers sollte gefertigt werden. Der Bau der prächtigen Isaakkirche in Petersburg war der Vollendung nahe.

In Griechenland entdeckte die französische Commission einen verschütteten Tempel zu Olympia. Die griechische Regierung sowohl als der Pascha von Aegypten beschlossen, die Denkmäler ihrer Länder unter ihren Schutz zu nehmen und vor fernerer Verschleuderung zu hüten.

Bei Canino in Italien machte man reichliche Ausgrabungen von hetrurischen Gefäßen, Figuren und Bildnereien. Auch der Papst veranlaßte neue Ausgrabungen in und um Rom. Von Herculanum erfuhr man: „Die Nachgrabungen, welche hier fortwährend betrieben werden, liefern mit jedem Tage wichtigere Resultate, und geben noch glänzenderen Hoffnungen Raum. Man ist zu Herculanum mit der Ausgrabung einer prächtigen Wohnung beschäftigt, deren Garten mit einem Säulengang umgeben ist, und der größte seyn soll, welcher bisher entdeckt wurde. Unter mehreren andern Darstellungen mythologischer Gegenstände zeichnen sich darin aus: Perseus, der mit Minervens Hülfe die Medusa tödtet; Mercur, welcher beschäftigt ist, den Argus einzuschläfern, um ihm die schöne Jo zu entführen; Jason, der Drache und die drei Hesperiden. Das Merkwürdigste sind einige silberne, auf Täfelchen von Bronze angebrachte Basreliefs, welche Apollo und Diana dar-

stellen. Eine Menge Mobilien und Geräthschaften von ausgesuchtem Geschmack erhöhen noch das Interesse dieser schönen und reichen Wohnung." — In der Peterskirche sollte dem Papst Pius VII ein Denkmal von Thorwaldsen errichtet werden. In Neapel wurde an der schönen Vincentkirche gebaut, in Mailand an dem prächtigen Friedensbogen.

In München ward das von Thorwaldsens Meisterhand geschaffene Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg enthüllt, deßgleichen die Frescomalereien in den Arkaden und die Büste des Königs Max von Rauch. Bei Lienz im Pusterthale und zwischen Görtschach und Nußdorf wurden zahlreiche römische Alterthümer ausgegraben, da hier die alte Stadt Loncium gestanden. In Hannover wurde der Grundstein zu dem 156 Fuß hohen Waterloodenkmal gelegt, in Fulda beabsichtigte man ein Denkmal für den heil. Bonifacius, in Posen für die Glaubenshelden Boleslaus und Miceslaus, in Rouen für Corneille. In Sasbach wurde das Denkmal Turennes eingeweiht, in Baltimore in America eine kolossale Statue Washingtons aufgestellt, in Stockholm die von Byström in Rom verfertigten Statuen Carls X, XI und XII. In den Niederlanden fand man noch ungedruckte Briefe Wilhelms von Oranien. In London langte die Bibliothek Tippo Saibs an. Der prächtige altgothische Münster in York wurde von einem Schwärmer in Brand gesteckt, dagegen an den Domen in Köln und Erfurt ausgebessert.

Miscellen.

Nach Malchus ist das Verhältniß der Staatsschulden zu dem jährlichen Steuerbeitrag eines Individuums im Staate folgendes:

	Staatsschuld.	Jährliche Abgabe eines Individuums.
England	8,940,974,000 fl.	24 fl. 36 kr. 30 — 16 —
Frankreich	2,116,820,000 —	13 — 25 —
Niederlande	1,620,000,000 —	11 — 20 —
Oesterreich	851,878,952 —	5 — 53 —
Spanien	763,209,968 —	4 — 40 —
Rußland	387,691,073 —	2 — 50 —
Preußen	324,027,161 —	6 — 5 —
Neapel	206,078,680 —	4 — 26 —
Kirchenstaat	187,000,000 —	2 — 13 —
Bayern	123,377,673 —	4 — 52 —
Polen	62,600,000 —	2 — 58 —
Portugal	61,620,000 —	6 — 18 —
Toscana	52,000,000 —	4 — 27 —
Sardinien	50,000,000 —	5 — 46 —
Dänemark	40,689,337 —	5 — 14 —
Sachsen	36,000,000 —	5 — 50 —
Würtemberg . . .	27,328,694 —	4 — $4^{19}/_{26}$
Hannover	26,000,000 —	4 — 20 —
Baden	18,233,038 —	5 — 31 —
Norwegen	2,750,000 —	3 — 19 —
Schweden		8 — 9 —

Unter den deutschen Staaten hat das Großherzogthum Hessen die meisten Schulden, und muß das Individuum auch daselbst am meisten zahlen, während Schaumburg-Lippe keine Schulden hat, und dort das Individuum am wenigsten zahlt.

	Staatsschuld.	Jährliche Abgabe eines Individuums.
Großherzogthum Hessen	12,926,552 fl.	6 fl. 12 kr.
Kurhessen	2,400,000 —	6 — —
Braunschweig . . .	7,500,000 —	5 — —
Mecklenburg Schwerin .	9,500,000 —	1 — 37 —
Schaumburg Lippe .		1 — 2 —

Nach Balbi ist das Verhältniß der Menschen, die sich mit Industrie und Handel beschäftigen, zu denen, die sich mit Ackerbau beschäftigen, in England wie 45:34; in Frankreich wie 56:44; in Preußen wie 18:66 (?); in Oesterreich wie 9:62; in Rußland wie 6:79.

In Großbritannien wohnen über 50, in Frankreich etwa 33, in Preußen etwas über 27, in Oesterreich nicht ganz 23 und in Rußland nur 12 pCt. der Einwohner in den Städten. In England ist die Bevölkerung von Glasgow binnen 30—40 Jahren von 60—70,000 Einwohnern auf 170,000, in Liverpool von 50—60,000 auf 160,000, und in gleichem Verhältniß sind die Bevölkerungen von London, Edinburgh, Manchester, Birmingham ꝛc. gestiegen. Paris hat von 1817—1827 um mehr als 176,000 Einwohner zugenommen. Berlin hatte 1822 nur 209,039 Einwohner und 1828 hatte es deren 236,850. Preußen überhaupt hat sich binnen 8 Jahren um 1,460,800 Seelen vermehrt.

Nach Balbi ergeben sich folgende Verhältnisse:

1) Verhältniß der Repräsentation zur Bevölkerung:

	Deputirte.		auf Einwohner.
Frankreich hat	430	1	74,418
Nordamerik. Freistaat . .	187	1	60,129
Niederlande	110	1	55,845
Großbritannien	658	1	35,455
Norwegen	75	1	14,000

2) Verhältniß der Bevölkerung zum Unterricht und zur periodischen Presse:

	zählt Schüler	auf Einwohner.	Journal	auf Einwohner.
Frankreich	1	17,6	1	74,418
England	1	15,3	1	46,800
Preußen	1	7	1	43,090
Niederlande	1	9,7	1	40,953
Vereinigte Staaten von Nordamerica . . .	1	11	1	11,600
Oesterreich	1	15	1	376,471

3) Vergleichung der drei Haupthandelsstaaten:

	zählt Fahrzeuge.	Tonnen.
Die französische Handelsmarine	14,530	700,000
Die nordamerik. — —	—	1,425,000
Die brittische — —	18,631	2,141,000

	Die Einfahrt Fr.	Die Ausfahrt Fr.
In Frankreich beträgt	554,710,000	610,068,000
In den Vereinigten Staaten:	464,758,000	462,696,000
In Großbritannien:	1,056,522,000	1,411,768,000

4) Vergleichung der weltlichen Verhältnisse der Geistlichkeit:

	Franken.
In Frankreich kommen auf den katholischen Geistlichen .	757
Im europäischen Rußland auf den griechischen . . .	241
In Preußen auf den katholischen und protestanischen .	1,460
In Oesterreich und Böhmen auf den kathol. und prot. .	1,263
In Ungarn auf den kathol. und prot.	1,482
In Spanien — — — — —	1,430
In Portugal — — — — —	2,926
In England — — anglicanischen	10,155
— — — — dissidentischen	1,560
In Schottland auf den presbyterischen	5,500
— — — — dissidentischen	2,057
In Irland — — anglicanischen	19,090
— — — — dissidentischen	2,090

Nach neuerer genauer Berechnung zählt Frankreich über 200 Meilen an vollendeten und 250 bis 300 Meilen an angefangenen Canälen, 38 Meilen an vollendeten oder in Arbeit befindlichen Eisenbahnen, 8,000 Meilen Staats-, 7,000 Meilen Departementalstraßen. England, dessen Oberfläche nur 2 Fünftheile von der Frankreichs beträgt, hat 9,800 Meilen Straßen mit Barrièren, viele schiffbar gemachte Flüsse, 12 bis

1500 innere Canäle, und über 100 Meilen Eisenbahnen, ungerechnet die leichtern Transportmittel mittelst der Küstenfahrt.

Ein Pariser Blatt enthält folgende Statistik der französischen Presse.

Es bestehen in Paris 152 Journale für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Religion, und 17 politische, zusammen 169 Zeitblätter, 151 davon gehören der liberalen Partei, die übrigen 18 sind ihre Oppositionsblätter und auf der Seite Villèle, Polignac u. s. w. Die 151 liberalen Blätter haben zusammen 197,000 Abonnenten, ungefähr 1,500,000 Leser, und bezahlen dem Fiscus für Stempel u. s. w. 1,155,200 Francs. Die 18 andern haben 21,000 Abonnenten, ungefähr 192,000 Leser, und bezahlen an den Fiscus 457,000 Fr. jährlich.

Hier folgen nun die Namen der vorzüglichsten Redacteurs der 10 in Paris gedruckten politischen Tageblätter.

„Le Moniteur," officielles Journal, zählt 2500 bis 3000 Abonnenten, und zwar vorzüglich unter denen, die in öffentlichen Aemtern stehen. Director ist M...., Redactoren sind: Massabian, Peuchet, Amar, Aubert de Vitry.

„Le Constitutionnel." Die Zahl seiner Abonnenten beträgt 18—20,000. Redactoren: Etienne, Jay, Evariste-Dumoulin, Thiers, Léon, Thiéssé, Année, Gilbert Désvosins, der Graf von Laborde, Thierry, Rolle.

„Le Journal des débats" hat 13—14,000 Abonnenten. Redactoren: Bertin Devaux, Duviquet, Feletz, Lesourd, Guizot, Salvandy, Saint-Marc, Girardin, Becquet. Wird vom Vicomte Chateaubriand unterstützt.

„La Quoditienne" mit 5000 Abonnenten. Redactoren:

Laurentie, Michaud, Soulier, Mennechet, Merle, Larose, Audibert, Bazin und C. Nodier.

„Le Courrier français“ mit 4,500 Abonnenten. Redactoren: Chatelain, Keratry, Jouy, Avenel, de la Pelouse, Al. Jussieu, Moreau, Guyet, de Pradt und Benjamin Constant.

„Journal du commerce“ hat 3500 Abonnenten. Redactoren: Bert, Larreguy, Rouen, Desloges, Just. Genhoul, Lecbert, Guillemont und Thomas.

„La Gazette de France,“ mit 7000 Abonnenten. Redacteurs: de Genoude, Colnet, Sevelingues, Boisbertrand, Benaben, de Rougemont, Renné Perrin; die Grafen Peyronnet und Corbière haben vielen Einfluß darauf.

„Messager des Chambres“ mit 2500 Abonnenten. Redacteurs: A. Romieu, J. Janin, Brucker, Veron, Royer.

„Nouvel Journal de Paris“ mit 1000—1500 Abonnenten, redigirt von Leon Pillet, de Montglave und E. Salverte.

„Tribunes de Département.“ Redacteurs: Dannon und die meisten Mitarbeiter der Revue encyclopédique.

In den 85 Departements erscheinen 75 Journale, von denen sich 66 zur Partei der Liberalen bekennen. Eines von den neun andern wird vom Erzbischof von Toulouse geschrieben und bezahlt, und heißt „Mémorial de Toulouse.“ Vier andre erhalten sich durch geheime Zuschüsse.

Der französische Graf von Mallormie, der als Postbeamter in Paris längere Zeit Briefe unterschlagen hatte, ist am 21 September vor dem Justizpalast öffentlich an den Pranger ausgestellt, und dann zu siebenjähriger Haft ins Gefängniß abgeführt worden. Der Graf weinte fortwährend.

Der größte unter den Sterblichen befindet sich gegenwärtig zu Pitna in der schwedischen Provinz Westerbotte. Derselbe ist ein junger Mensch von 19 Jahren und der Sohn eines Schiffszimmermanns. Seine Höhe beträgt schon jetzt 9 Schuh 5 Zoll 5 Linien, und nach seinem Knochenbau zu urtheilen, scheint er das Ziel seines Wachsthums noch nicht erreicht zu haben. Als ein Knabe von 8 Jahren hatte sein Körper schon eine Höhe von 5 Fuß 4 Zoll, der Riese wird eine Reise durch Europa unternehmen, um von der Neugierde der Menschen Nutzen zu ziehen.

Nach einer Nummer der in Stockholm erscheinenden Börstidinngen ist die jetzige Favorit-Sultanin des Serails ein schwedisches Frauenzimmer, Namens Rydwall, deren Eltern in Wermeland leben, und die, vor mehreren Jahren von einem Barbaresken-Kaper von Algier aufgebracht, von dort als Sclavin nach Constantinopel geführt und in den Harem verkauft worden ist.

Das Assisengericht des Gers-Departements zu Auch hat am 11 Julius ein vierundzwanzigjähriges Mädchen, Namens Francisca Trenque, als Eltern- und Geschwister-Mörderin, zum Tode verurtheilt. Dieses Ungeheuer hatte ihren leiblichen Vater und ihre leibliche Mutter, ihre beiden Brüder und ihre beiden Schwestern vergiftet, um sich in den alsbaldigen und alleinigen Besitz des elterlichen Vermögens zu setzen. Alle diese sechs Personen sind zum Theil unter langen, namenlosen Leiden langsam gestorben.

Ein gewisser Samuel Patch hat es gewagt, einen Sprung in den Wasserfall des Niagara zu thun. Es war dabei die Ein-

Einrichtung getroffen, daß Patch von einer Leiter, die am Rande des unterhalb der Ziegeninsel befindlichen Abgrundes, gerade in der Mitte zwischen dem brittischen und americanischen Fall (es spaltet ein vorstehender Fels den Stromfall in zwei Hälften) aufgestellt war, hinabspringen sollte. Samuel trat weiß gekleidet aus einer Felsspalte heraus, und stieg rasch die Leiter hinauf, unter einem Gejauchze, das wohl an jedem andern Orte, als am donnernden Niagarafall, hörbar gewesen wäre. Endlich saß er oben und erschien wie eine Seemöve im trüben Nebel. Jetzt erhob er sich, verbeugte sich vor dem Publicum und that den fürchterlichen Sprung. Im Bassin angelangt, verschwand er im Nu im kochenden Strudel. Das unten bereit stehende Boot umschiffte den Strudel nach allen Seiten, um den Wagehals bei dem Schopf zu fassen, sobald er wieder hervorkäme; während man unten noch nach ihm suchte, kletterte Samuel, triefend naß, schon den Felsen hinan. Aber das Gelingen seines ersten Sprungs in den Niagara machte ihn tollkühn, und bewog ihn, sein Wagestück zu wiederholen. Er sprang wie das erstemal, und durchflog ungefähr die zwei Drittheile der Linie ohne Unfall; hierauf aber breiteten die Arme sich aus, die Beine wichen aus einander, und in dieser Haltung stieß er auf das Wasser, und wurde von ihm verschlungen, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen.

Der merkwürdige Fündling, Caspar Hauser in Nürnberg, an dessen Geburt sich ein undurchdringliches Geheimniß knüpft, wurde am 17 October 1829 durch einen unbekannten Mörder in seiner Wohnung angefallen und schwer verwundet. Wahrscheinlich sollte sein Tod verhindern, daß die Umstände seiner Geburt nicht endlich entdeckt würden.

Regenten-Tafel

oder

Verzeichniß der Souveräne und republicanischen Regierungs-Chefs im Jahr 1829.

I.

Souveräne.

1.

Kaiser.

Brasilien: Don Pedro.
China: Tao-Kuang.
Oesterreich: Franz I.
Persien: Feth-Ali, Schah.
Rußland: Nikolaus I.
Türkei: Mahmud II, Sultan.

2.

Geistlicher Fürst.

Kirchenstaat: Papst Leo XII, † 10 Februar.
Papst Pius VIII, gewählt am 31 März.

3.

Könige.

Bayern: Ludwig I.
Dänemark: Friedrich VI.
England: Georg IV.

Frankreich: Carl X.
Niederlande: Wilhelm I.
Portugal: Maria da Gloria, an ihrer Statt als Usurpator Don Miguel.
Preußen: Friedrich Wilhelm III.
Sachsen: Anton.
Sardinien: Carl.
Schweden: Carl Johann.
Sicilien: Franz.
Spanien: Ferdinand VII.
Würtemberg: Wilhelm.

4.

Kurfürſt.

Heſſen-Caſſel: Wilhelm II.

5.

Großherzoge.

Baden: Ludwig.
Heſſen-Darmſtadt: Ludwig.
Mecklenburg-Schwerin: Franz.
Mecklenburg-Strelitz: Georg.
Oldenburg: Auguſt, nahm nach dem Tode ſeines Vaters, des Herzogs Peter († 20 Mai) den Titel eines Großherzogs an (28 Mai).
Sachſen-Weimar-Eiſenach: Carl Friedrich.
Toscana: Leopold II.

6.

Herzoge.

Anhalt-Deſſau: Leopold.
Anhalt-Bernburg: Alexius.

Anhalt-Köthen: Ferdinand.
Braunschweig: Carl.
Lucca: Carl.
Modena: Franz IV.
Nassau: Wilhelm.
Parma: Maria Louise.
Sachsen-Meinungen: Bernhard.
Sachsen-Altenburg: Friedrich.
Sachsen-Coburg: Ernst.

7.

Fürsten.

Hohenzollern-Hechingen: Friedrich.
Hohenzollern-Sigmaringen: Anton Aloys.
Lichtenstein: Johann.
Lippe-Detmold: Leopold.
Lippe-Schaumburg: Georg Wilhelm.
Monaco: Honoratus.
Reuß-Greiz: Heinrich 19.
Reuß-Schleiz: Heinrich 62.
Reuß-Ebersdorf: Heinrich 72.
Schwarzburg-Rudolstadt: Friedrich Günther.
Schwarzburg-Sondershausen: Günther Friedrich Carl.
Waldeck: Georg.

8.

Landgraf.

Hessen-Homburg: Friedrich † 2 April. Ihm folgte sein Bruder Ludwig.

II.

1) Regierende Präſidenten von Republiken:

Bolivia: Santa-Cruz.
Buenos-Ayres: Lavalle.
Viamont.
Roſas.
Chili: Pinto.
Columbia: Bolivar.
Guatemala: Barandia.
Hayti: Boyer.
Merico: Guerrero.
Buſtamente.
Montevideo: Rondeau.
Nordamerica: Adams, bis zum } 11 Februar.
Jackſon, ſeit dem }
Peru: Lamar.
Lafuente.
Gamarra.

2) Proviſoriſcher Chef.

Griechenland: Capodiſtrias.

Nekrolog
des Jahres 1829.

Gestorben.

Januar.

2 v. Arndt, russischer Hofrath, einst sehr geschätzt von Katharina II, zu Heidelberg.

6 Joseph Dobrowsky, Abbé, berühmt durch Forschungen über slavische Sprache und Alterthümer, zu Brünn auf der Reise.

12 Friedrich von Schlegel, k. k. Legationsrath, bekannt als einer der größten und einflußreichsten Schriftsteller Deutschlands, in der letzten Zeit durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche vielfältig angefeindet, doch wegen seiner frühern großen Verdienste um Poesie, Philosophie, Alterthümer und Kritik, und als Mitgründer der nach ihm und seinem Bruder A. W. v. Schlegel benannten Schlegel'schen Geschmacksschule ein glänzendes Andenken hinterlassend, — zu Dresden auf der Reise.

17 Adam von Müller, k. k. Hofrath, ebenfalls berühmter philosophischer Schriftsteller. Er starb am Schlage, so tief erschütterte ihn der Tod seines Freundes Friedrich von Schlegel, dessen Tendenz er theilte, zu Wien.

17 Carl Reisig, Professor in Halle, ausgezeichneter Philolog, zu Venedig auf der Reise.

18 Georg Hassel, berühmter Geograph und Statistiker, zu Weimar.

21 Graf von Zeppelin, würtembergischer Gesandter in Wien.

Januar.

25 Pacho, Verfaſſer der Reiſe nach Marmarika und Cyrenaika, entleibte ſich ſelbſt im Wahnſinn zu Paris.

27 Ludwig Fortis, General der Jeſuiten, 81 Jahre alt, in Rom.

— Chappe, Erfinder der Telegraphen, zu Paris.

— Shield, Componiſt, in London.

— Lecarpentier, Conventsmitglied, war als Königsmörder verbannt worden, ohne Erlaubniß zurückgekehrt und daher ins Gefängniß geworfen worden, worin er ſtarb, zu Paris.

30 General Barras, der in der franzöſiſchen Revolution eine der erſten Rollen geſpielt, vorzüglich berühmt durch die Belagerung von Toulon, durch die Begünſtigung Bonaparte's, den 9 Thermidor, 13 Vendemiair und 18 Fructidor. Seine gewiß höchſt intereſſanten Papiere wurden leider von der franzöſiſchen Regierung in Beſchlag genommen und der Oeffentlichkeit entzogen.

— Johann Chriſtoph Friedrich Haug, beliebter Epigrammatiſt, zu Stuttgart.

? Tierney, berühmter engliſcher Parlamentsredner.

Februar.

1 Hezel, Profeſſor, ausgezeichneter Orientaliſt in Dorpat.

2 Lefevre Geneau, älteſtes Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts, ausgezeichneter Phyſiker.

5 Gail, Wiederherſteller der griechiſchen Literatur in Frankreich, Ueberſetzer des Thucydides und Xenophon, zu Paris.

9 Johann Carl, Fürſt von Hohenzollern-Hechingen, Obriſt, in München.

Februar.

10 Papst Leo XII, ehemals Cardinal Annibale della Genga, geboren 1760, zum Papst erwählt 1823.

14 Carl von Grolman, Minister des Innern und der Justiz, in Darmstadt.

17 Mangourit, ehemaliger Agent der französischen Republik, zu Paris.

19 Christiane Louise, Markgräfin von Baden, Wittwe des Markgrafen Friedrich, geborne Prinzessin von Nassau, zu Carlsruhe.

22 General Graf Neipperg, Ehrencavalier der Frau Erzherzogin Marie Louise, zu Parma.

28 Geheime Hofrath Karsten, landwirthschaftlicher Schriftsteller, in Rostock.

März.

15 Lorenz von Westenrieder, Geheimer Rath, historischer Schriftsteller, 81 Jahre alt, in München.

17. Sophie Albertine, Prinzessin von Schweden, Stieftochter Friedrichs des Großen, Tante des vormaligen Königs von Schweden, jetzigen Obrist Gustavson, zu Stockholm.

19 Alexander Lameth, Gefährte Lafajette's im nordamericanischen Befreiungskriege, ausgezeichnetes Mitglied der ersten constituirenden Versammlung in Frankreich.

31 Ramel, Conventsmitglied und Finanzminister unter dem Directorium, zu Brüssel.

? Graf Bielinsky, ehemaliger Präsident der insurrectionellen Regierung in Kalisch.

April.

April.

2 Friedrich Joseph Ludwig, regierender Landgraf von Hessen-Homburg, 60 Jahre alt, zu Homburg.

6 Fuchs, russischer Staatsrath, Gefährte und Geschichtschreiber Suwaroffs.

14 Professor Fischer, durch Reisebeschreibungen bekannt, in Mainz.

16 Kern, ausgezeichneter Wundarzt, in Wien.

24 General Graf Chanikoff, russischer Gesandter in Dresden, großer Kunstfreund.

26 Albertine Wilhelmine Amalie, Herzogin von Würtemberg, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, 60 Jahre alt, in Wetzlar.

? Bischof Stagnelius, ausgezeichneter Gelehrter, in Stockholm.

? Obrist St. Aulaire, Mitkämpfer im nordamericanischen Freiheitskriege und Geschichtschreiber desselben.

? Gioja, ehemals Chef des statistischen Bureau's der cisalpinischen Republik.

Mai.

4 Professor Büsching in Breslau, berühmt durch seine Forschungen über deutsche Alterthümer.

13 F. W. Meyern, Verfasser des bekannten politischen Romans Dya-Na-Sore, in Frankfurt a. M.

17 Josephine Amalie Beatrix, Königin von Spanien, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, 26 Jahre alt, zu Aranjuez.

21 Peter, regierender Herzog von Oldenburg, 71 Jahre alt.

23 Schweppe, ausgezeichneter Jurist, in Lübeck.

Mai.

28 Humphrey Davy, berühmter Chemiker, zu Genf auf der Reise.

31 Ludwig Aloysius, Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, Marschall und Pair von Frankreich, 64 Jahre alt.

? Wagenbauer, Landschaftsmaler in München.

Junius.

11. Adolph Müllner, berühmter dramatischer und kritischer Schriftsteller, durch seine egoistische Tendenz, Grobheit und Ungerechtigkeit in der letzten Zeit fast allgemein verhaßt, zu Weißenfels.

15 Therese v. Huber, berühmte Schriftstellerin, Tochter des großen Philologen Heyne, Wittwe des edeln Georg Forster und des ausgezeichneten politischen Schriftstellers Huber, 65 Jahre alt, in Augsburg.

21 Buttmann, ausgezeichneter Philolog, besonders berühmt durch seine griechische Grammatik, 65 Jahre alt, in Berlin.

26 H. W. Tischbein, bekannter Maler, in Eutin.

? Monge, Obristlieutenant, der von der Insel Elba aus befehligt wurde, die Erzherzogin Marie Louise zu entführen. Er starb blind und im größten Elend zu Paris.

? Umbreit, Componist, zu Rehnstädt im Gothaischen.

Julius.

7 General Bischof, Befehlshaber der niederländischen Truppen in Batavia.

9 Pancratius Forster, letzter Fürstabt von St. Gallen, hochbetagt im Kloster Mury.

26 Alexander Krüloff, russischer Dichter.

August.

3 v. Perla, Polizeidirector in Wien, durch einen freiwilligen Sturz aus dem Fenster.

4 General Burzoff, am 31 Julius im Treffen bei Chart tödtlich verwundet, zu Beiburt. Er war der tapferste Gefährte des Feldmarschalls Paskewitsch.

12 Major v. Ciriacy, militärischer Schriftsteller, in Berlin.

14 v. Schäfer, ausgezeichneter Arzt und Schriftsteller, in Regensburg.

17 Maria Benedicta, Infantin von Portugal, Tante Don Miguels, in Lissabon.

18 Graf von Gyllenborg, schwedischer Justizminister, in Stockholm.

25 Duval, französischer Consul in Algier, derselbe, der vom Dey von Algier eine Ohrfeige mit dem Fächer erhalten, wodurch der Krieg zwischen Frankreich und dem Dey veranlaßt wurde.

30 Kanzler und Conferenzminister von Werthern, in Dresden.

? Sapinaud, Pair von Frankreich, ehemaliger Chef in der Vendée.

? Fauche Borel, berühmt durch seine Memoiren. Er stürzte sich aus seinem Fenster, zu Neufchatel.

September.

6 Graf Daru, Pair von Frankreich, Generalintendant der französischen Armee in dem preußischen Kriege von 1807.

12 Tombazi, berühmter Admiral der Griechen, zu Hydra, 43 Jahre alt.

September.

15 General v. Gersdorf, militärischer Schriftsteller, in Sachsen.

16 Generallieutenant Fürst Madatow, in Schumla.

29 Etienne Dumont, ein ausgezeichneter Genfer Staatsmann, zu Mailand auf der Reise.

October.

10 Graf Blücher, ältester Sohn des seligen Feldmarschalls.

15 James Hamilton, Verfasser des verbesserten Systems des Sprachunterrichts, in Dublin.

19 Graf von Harrach, ausgezeichnet als Arzt und Menschenfreund.

21 Constantia Spencer Smith, durch ihre Lebensschicksale und als Schriftstellerin berühmt, in Wien.

23 Generallieutenant von Zeltuschin, Divanspräsident in der Moldau und Wallachei.

24 Louise Caroline Henriette, Gemahlin des regierenden Großherzogs von Hessen, 69 Jahre alt und 53 Jahre lang vermählt, zu Auerbach.

? v. Bahrdt, Erfinder der Gesundheitsmagnete, in München.

? Montucci, Orientalist, zu Siena.

? Oldmann, ausgezeichneter Theolog, zu Upsala.

? Dawe, Maler, in London.

November.

9 Staatsrath Hirzel, entleibte sich auf einem Berge in der Nähe von Zürich.

— Staatssecretär v. Leopold, in Stockholm.

12 Director Süskind, ausgezeichneter Theolog, in Stuttgart.

13 Ghika, König der Kaffern, am Cap.

November.

11 Erzherzogin Maria Beatrix von Este, Herzogin von Massa und Carrara, Wittwe des Erzherzogs Ferdinand, in Wien.

16 Prinz Friedrich Paul Alexander von Oldenburg, 19 Jahre alt.

17 Malling, dänischer Staatsminister und Historiograph, in Coppenhagen.

28 Washingtons Wittwe.

? Vauquelin, Chemiker.

? Regnault, Maler.

December.

2 Geheime Rath von Stürmer, in Wien.

4 Bermudez, Kunstgelehrter, in Madrid.

6 Graf von Platen, Reichsstatthalter in Norwegen, in Christiania.

15 Marchesi, berühmter Sänger, in Mailand.

21 Professor Jacobs, ausgezeichneter Philolog, in Halle.

22 General Caro, zu Alcala de Henares.

29 Hofrath Pfister, bekannter Criminalist, in Mannheim.

— Erzherzogin Henriette Alexandrine Friderike Wilhelmine, geborne Prinzessin von Nassau-Weilburg, Gemahlin des Erzherzogs Carl, in Wien.

? Cardinal Herzog von Lafar, zu Paris.

? Dombray, Canzler und Präsident der Pairskammer.

? Mangili, Naturforscher, in Pavia.

Chronologische Tabelle

über

alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1829.

Januar.

1 Jaubert, franz. Commissär, kommt in Constantinopel an.
3 Eröffnung des mexicanischen Congresses.
6 Saldanha mit den portugiesischen Flüchtlingen verläßt Plymouth.
8 Persien wird von den Russen geräumt.
— Capitän Maitland hebt die Blocade von Candia auf.
9 Aufruhr des Gen. Moreira in Lissabon.
12 Der österreichische Contre-Admiral Dandolo befreit die österreichischen Schiffe in Aegina.
13 Die Türken überfallen ein russisches Commando bei Koslidscha.
— Das erste Drittel der französischen Expeditionsarmee aus Morea langt in Toulon an.
15 Stratford-Canning, englischer Botschafter in Constantinopel, langt in Neapel an.
16 Guilleminot, französischer Botschafter in Constantinopel, langt in Neapel an.
— Der englische Commodore Walpole hindert den General Saldanha mit seinen Portugiesen auf der Insel Terceira zu landen.
— Zu Gibraltar wird die Quarantaine wegen des gelben Fiebers aufgehoben.

Januar.

17 Ribeaupierre, russischer Botschafter in Constantinopel, langt in Neapel an.
— Jackson wird Präsident der Vereinigten Staaten.
19 Lord Anglesea, Vicekönig von Irland, wird zurückberufen.
20 Große Versammlung der Katholikenfreunde zu Dublin.
— Polignac reist von London nach Paris.
— Bolivar ertheilt den Insurgenten von Popayan eine Amnestie.
22 Die freien Tabassaraner unterwerfen sich Rußland.
23 Recognoscirung des Generals Roth in der Gegend von Bazardschick.
24 Die türkische Festung Kalé von den Russen mit Sturm genommen.
25 Changkiuhr, Chef der Insurgenten in China, wird hingerichtet.
— Portalis und Bourdeau werden zu provisorischen Ministern ernannt, jener der auswärtigen Angelegenheiten, dieser der Justiz.
27 Eröffnung der französischen Kammern.
— Matuschewitsch, außerordentlicher Gesandter Rußlands, kommt nach London.
28 Ein Theil der französischen Expeditionsarmee aus Morea landet in Marseille.
29 Don Miguel kommt nach Lissabon.
30 General Saldanha kommt mit den geflüchteten Portugiesen nach Brest.
— Die Mörder einer französischen Schiffsmannschaft in China werden hingerichtet.
31 Reschid-Mehemed-Pascha wird Großvezier.

Februar.

1 Die Engländer nehmen ein spanisches Sclavenschiff weg.
— Zu Havre landen 140 geflüchtete Portugiesen.
— Neue Landesverwaltung in Coburg.
2 Der Münster in York verbrannt.
3 Herzog von Northumberland wird Vicekönig von Irland.
4 Miaulis vertreibt die Türken aus dem ambrazischen Meerbusen.
— Augustin Capodistrias wird Stellvertreter seines Bruders auf dem griechischen Festlande.
5 Eröffnung des englischen Parlaments.
— Rede Polignac's in der Pairskammer.
7 Obrist Suarez schlägt die Anhänger Dorego's bei Palmitas.
8 General Zeltuschin wird provisorischer Gouverneur der Moldau und Wallachei.
9 Das Departemental- und Municipalgesetz wird der französischen Kammer vorgelegt.
10 Papst Leo X stirbt.
— O'Connel kommt nach London.
— Wasso siegt bei Martino über Omer Vrione.
— Salverte's Antrag auf eine Anklage des Ministeriums Villele wird von der französischen Kammer verworfen.
11 Langeron erobert die türkische Festung Turno.
— Die Wahl Jackson's proclamirt.
12 Der russische Gesandte Gribojedoff wird in Teheran ermordet.
— Die Russen nehmen eine ägyptische Corvette in den Gewässern von Candia.
— Der katholische Verein in Dublin löst sich freiwillig auf.

Februar.

14 Sieg der Truppen von Guatemala über die von S. Salvador.
— Der Sultan macht eine Fahrt auf dem Meer di Marmora.
— Baron Ankarswärd reicht eine Beschwerdeschrift gegen den Minister Wetterstedt ein.
17 Peel's Bill zur Unterdrückung der Associationen, wird vom Parlament angenommen.
20 Der Congreß zu Santa-Fe erklärt sich gegen Lavalle.
21 Graf Diebitsch wird Oberbefehlshaber der russischen Truppen am Balkan.
— Cadix zum Freihafen erklärt.
— Erdbeben auf Island.
22 General Maison wird Marschall.
— Eröffnung des Weimarischen Landtags.
24 Stepanoff verbrennt die türkische Flotte vor Nikopolis.
— Lavalle läßt die Anhänger Dorrego's verhaften.
— Mord des franz. Fähnrichs Mesnard zu Mahon.
— Freiherr von Werklein wird Staatssecretär in Parma.
26 Hinrichtungen in der Citadelle zu Barcelona.
— Niederlage der Peruaner bei Tarqui.
27 Waffenstillstand von Giron, zwischen Peru und Columbia.
— Don Miguel proclamirt die Blocade Terceira's.
— Der schwedische Bauernstand verwirft die Preßfreiheit.
28 Die Russen eroberten Sizepolis.
— Parlamentswahl zu Oxford.
— Decret gegen das Concubinat der spanischen Geistlichkeit.

März.

2 Der Finanzminister von Motz publicirt den Finanzetat Preußens.

März.

2 Capodistrias macht eine Rundreise durch Griechenland.
3 Hattischerif des Sultans wegen der neuen Tracht.
— Die Russen verbrennen das türkische Lager am Kamtschik.
4 Die Türken stürmen Akhalzik.
— Jackson tritt die Regierung an.
5 Peel bringt die Emancipationsbill vor das Parlament.
— Obando unterwirft sich Bolivar.
— Neues Militärgesetzbuch für die Schweizertruppen in Frankreich.
6 Hinrichtung Moreira's und seiner Gefährten.
7 Die Freiheit der Provinz Pernambuco suspendirt.
10 Lavalle rückt gegen Santa-Fe ins Feld.
12 Burzoff schlägt die Türken an der Kura.
— Der Bundestag ertheilt den ehemals reichsgräflichen Häusern den Titel Erlaucht.
13 Die Farbigen auf der Insel Trinidad werden den Weißen bürgerlich gleichgestellt.
— Vertagung des hannöverischen Landtags.
14 Ratification des Handelsvertrags zwischen Preußen und Nordamerica.
15 Gefecht zwischen den Linientruppen und den königl. Freiwilligen in Madrid.
16 Die Türken verlassen Akhalzik.
— Die Blocade der Dardanellen wird bis auf die Meerbusen von Contessa und Saros ausgedehnt.
16 Die Katholiken in Dublin beschließen, sich der Emancipation zu fügen, wenn sie auch nur wenig bewilligen sollte.
— Eröffnung des Nassauischen Landtags.
17 Die Griechen erobern Vonitza.

März.

19 Wellington vom Pöbel in London insultirt.
20 Die französische Kammer beschließt, das Departementalgesetz zuerst zu erörtern.
— Mericanisches Decret wegen Vertreibung der Spanier.
21 Erdbeben in Murcia.
— Duell zwischen Wellington und Winchelsea.
22 Unterzeichnung des Londoner Protokolls, Griechenland betr.
25 Die Generalstaaten empfehlen dem König die belgischen Petitionen zur Berücksichtigung.
— Vernichtung der Räuberbande des Buzzetto in Sicilien.
26 Ball in Paris zum Besten der mit Saldanha geflüchteten Portugiesen.
27 Die Griechen erobern Lepanto.
28 General Rauch von den Indianern ermordet.
31 Cardinal Castiglione wird Papst unter dem Namen Pius VIII.
— Die Emancipationsbill wird vom Unterhause angenommen.
— Der Großvezier kommt nach Schumla.

April.

2 Eröffnung der außerordentlich versammelten Kammern Brasiliens.
— Tod des regierenden Landgrafen von Homburg.
4 Hinrichtungen in Neapel.
5 Papst Pius VIII, gekrönt.
— Das große Bairamsfest in Constantinopel.
6 Die Farbigen auf St. Lucie werden den Weißen bürgerlich gleichgestellt.
— Das brasilische Ministerium erklärt den Kammern, nichts gegen Portugal unternehmen zu wollen.

April.

7 Hausgesetz des Königs von Neapel, wornach kein Glied seiner Familie künftig ohne seine Einwilligung heirathen darf.
8 Guerrero wird Präsident von Mexico.
— Plötzliche Zurücknahme des französischen Departemental- und Municipalgesetzes.
— Ueberschwemmung bei Danzig.
9 Hannover reicht eine Beschwerdeschrift gegen Braunschweig beim Bundestag ein.
— Morazan nimmt S. Salvador ein.
10 Das Oberhaus nimmt die Emancipationsbill an.
— Hayti erhält eine Frist von vierzig Jahren, um die Entschädigungssummen an Frankreich zu zahlen.
11 Der Ausschuß der braunschweigischen Stände ruft die Glieder auf den 21 Mai zusammen.
13 Der König von England bestätigt die Emancipationsbill.
— Die Generalstaaten verwerfen die Einführung der Geschwornengerichte.
14 Diebitsch verläßt Jassy, um ins Feld zu rücken.
— Schluß des Nassauischen Landtags.
18 Wiederholtes Erdbeben in Murcia.
21 Diebitsch kommt in Gallacz an.
— Publication des bayerischen Schulplans.
22 Der Herzog von Cambridge legt den Grundstein zum Waterloodenkmal in Hanover.
23 Die Emancipationsbill erhält Gesetzeskraft.
— Herzog Wilhelm von Nassau vermählt sich mit der Prinzessin Pauline von Würtemberg.
— Montevideo wird von den Truppen von Brasilien und Buenos-Ayres vollständig geräumt.

April.

23 Die spanische Frauen bitten Guerrero vergeblich um Milderung des Verbannungsdecrets.
26 Lavalle wird von Lopez und Rosas geschlagen.
27 Unruhen der Fabrikarbeiter in Hurdsfield.
— Herstellung der Ruhe in Pernambuco.
28 Die Generalstaaten amendiren das strenge Preßgesetz.
— Unruhen zu Rochdale.
28 Ein Sturm entwurzelt 30,000 Bäume im Spessart.

May.

3 Schluß der außerordentlichen Kammern Brasiliens.
5 Unruhen der Fabrikarbeiter in London.
6 Diebitsch geht über die Donau bei Hirsova.
7 Hinrichtungen in Oporto.
— Kaiser Nikolaus reist von Petersburg nach Warschau zur Krönung ab.
8 Fabrikunruhen zu Stokport.
12 Der Sultan verlegt sein Hauptquartier von Ramis-Tschiftlik nach Tarapia.
13 Burzoff schlägt die Türken bei Tsurtskab.
14 Die Generalstaaten verwerfen das zehnjährige Budget.
— Portalis und Bourdeau werden definitiv zu Ministern ernannt.
— Inquisitionsedict aus Forli.
15 Ankunft des Kaisers und der Kaiserin von Rußland in Warschau.
— Wiederholte Erdstöße in Murcia.
16 Admiral Greigh verbrennt eine türkische Fregatte.
— Der schwedische Adelstand decretirt die Oeffentlichkeit seiner Sitzungen.

Mai.

17 Diebitsch beginnt die Belagerung von Silistria.
— Der Großvezier greift den General Roth bei Pravady an.
— Die Griechen erobern Missolunghi.
— Tod der Königin von Spanien.
— Unruhen zu Christiania.
18 Der brittische Generalconsul Dawkins fordert Capodistrias auf, die Feindseligkeiten gegen die Türken einzustellen.
— O' Connel wird aus dem Parlament zurückgewiesen.
— Der Papst bestätigt die niederländischen Bischöfe.
— Die peruanische Fregatte Prueba fliegt im Hafen von Guayaquil auf.
19 Chosrew-Mirza kommt in Tiflis an.
20 Maison und Fabvier verlassen Modon.
— Schluß der Generalstaaten.
— Humboldt reist von Petersburg ab.
21 Tod des regierenden Herzogs Peter von Oldenburg.
— Versammlung der braunschweigischen Stände.
25 Capodistrias weist die Forderungen der Engländer ab.
24 Krönung des Kaisers und der Kaiserin in Warschau.
— Encyklisches Schreiben des Papstes.
— Die französische Flotte legt auf die Schiffe von Buenos-Ayres Beschlag.
— Das französische Blocadegeschwader zerstört zwei algierische Feluken.
25 Die Indianer verlassen Buenos-Ayres.
26 Tapfere Vertheidigung der russischen Brigg Merkur.
27 Zollvertrag zwischen Preußen, Bayern, Würtemberg und Darmstadt.
— Ausfall der Türken aus Silistria.

Mai.

27 Gefangene werden in Lissabon auf offener Straße ermordet.
28 Paskewitsch reist von Tiflis zur Armee ab.
— Herzog August von Oldenburg nimmt den großherzoglichen Titel an.
29 Schluß des weimarischen Landtags.
30 Galotti in Corsica ausgeliefert.

Junius.

1 Eröffnung des Congresses des mitteldeutschen Handelsvereines in Cassel.
2 Die braunschweigischen Stände reichen beim Bundestag eine Beschwerdeschrift gegen den Herzog ein.
— Ausfall der Türken aus Silistria.
5 General Milans bei Perpignan verhaftet.
— Die Oesterreicher zerstören zwei maroccanische Corvetten bei Larrasch.
— O' Connel kommt nach Irland zurück.
4 Wiederholte Erdstöße in Murcia.
5 Diebitsch bricht von Silistria gegen den Großvezier auf.
— Lafuente stürzt die Regierung Lamar's in Peru.
— Eröffnung der Rheinschifffahrtscommission in Mainz.
6 Ankunft des Kaisers und der Kaiserin von Rußland in Berlin.
7 Der preußische Gesandte, Herr von Royer, kommt nach Constantinopel.
8 Contreadmiral Rosamel unterhandelt eine Waffenruhe auf der Insel Candia.
— Nepomukfest in Prag.
9 General Geismar erobert Rachova.
— Scharmützel bei Theben.

Junius.

10 Besuch des Sultans bei Frau von Hübsch.
— Ueberschwemmung der Elbe in Böhmen.
11 Schlacht bei Kulewtscha.
— Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Auguste von Weimar.
— Ueberschwemmung in Schlesien.
12 Abreise des Kaisers Nikolaus von Berlin.
13 Burzoff hält die Türken im Engpaß von Pozhof auf.
14 Omer Vrione bei Anaforiti geschlagen.
— Schluß des mexicanischen Congresses.
15 Eine französische Expedition geht von der Insel Bourbon nach Madagascar ab.
— Päpstliches Edict gegen geheime Gesellschaften.
16 Die portugiesische Expedition gegen Terceira verläßt Lissabon.
17 Die Brüder Capozolli werden gefangen.
— Zwei französische Boote gerathen an der Küste von Algier auf den Strand.
— Vives fordert die Mexicaner zur Unterwerfung unter Spanien auf.
18 Gordon und Guilleminot kommen nach Constantinopel.
— Heftiger Ausfall aus Silistria.
— Der Papst verkündet ein Jubiläum.
19 Der Erbprinz Ludwig von Darmstadt feiert seine silberne Hochzeit.
20 Das Collegium philosophicum zu Löwen facultativ erklärt.
21 Maison kommt nach Toulon zurück.
22 Villaflor kommt nach Terceira.

Junius.

22 Quiroga und Bustos von Paz geschlagen.
— Entdeckung des ersten russischen Diamanten.
23 Note Frankreichs gegen das Verfahren Englands in der griechischen Angelegenheit.
24 Prorogation des brittischen Parlaments bis zum 20 August.
25 Rückkehr des Kaiser Nikolaus nach Petersburg.
26 Paskewitsch geht über das hohe Saganlougebirge.
— Die griechischen Candioten überfallen die türkischen Einwohner von Retymo.
27 Die Brüder Capozolli erschossen.
30 Silistria capitulirt.
— Rückkehr des Lord Strangford aus Brasilien.

Julius.

1 Großer Sieg des Grafen Paskewitsch im Saganlougebirge.
— Der schwedische Reichstag nimmt den Lossprechungsbericht vor.
2 Der Pascha von Van greift Bajazet an.
4 Kleines Gefecht bei Theben.
— Sächsisches Edict gegen den Zudrang zum Studiren.
5 Die Festung Hassan-Kalé, der Schlüssel von Erzerum, von den Türken verlassen.
— Der Canton Aargau vereinigt sich mit dem Bisthum Basel.
6 Barradas segelt mit der spanischen Expedition von Cuba aus gegen Mexico.
— Eröffnung der Tagsatzung in Bern.
7 Paskewitsch erobert Erzerum.
9 Pater Roothan wird Jesuitengeneral.

Julius.

10 Santa Anna kommt nach Veracruz, die Vertheidigung Mexico's gegen die Spanier zu leiten.
11 Ein Sturm zerstreut die spanische Flotte.
12 Unruhen in Irland bei der Jahresfeier der Schlacht bei Antrim.
13 Diebitsch bricht gegen den Balkan auf.
14 Der Reis Effendi erklärt, die Pforte werde nie den Vertrag vom 6 Julius 1827 annehmen.
18 Der Sieg bei Kiuprikioi eröffnet den Russen den Weg über den Balkan.
19 Uebergang der Russen über den Kamtschik.
— Burzoff zieht in Beiburt ein.
— Die portugiesische Flotte landet auf S. Michael.
22 Graf Diebitsch auf der Höhe des Balkan.
23 Eröffnung des Nationalcongresses in Argos.
— Die Hamburger Bürger zwingen den Senat, die hohen Zölle herabzusetzen.
25 Die Russen erobern Aidos.
— Die Russen überfallen das türkische Lager an der Osma.
27 Barradas landet bei Tampico.
— Waffenstillstand von Biujo zwischen Peru und Columbia.
28 Polignac kommt nach Paris.
— Die Russen besetzen Karnabat.
— Merkwürdiges Lichtphänomen am Zobtenberge.
29 Graf Barbacena wirbt in München um die Hand der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg für den Kaiser von Brasilien.
30 O' Connel wird zum zweitenmal ins Parlament gewählt.
— Hinrichtungen in Barcelona.

Julius.

31 Schluß der französischen Kammern.
— Burzoffs Tod bei Chart.
— Gefecht bei Zambol auf der Straße nach Adrianopel.
— Aufstand in Aleppo.

August.

1 Die Spanier fallen in einen Hinterhalt der Mexicaner bei Tampico.
— Vermählung der Kronprinzessin Wilhelmine von Dänemark mit ihrem Vetter, Prinz Friedrich.
2 Vermählung der Kaiserin von Brasilien durch Procuration.
— Die Russen erobern Vassiliko.
3 Der Dey von Algier läßt auf ein französisches Parlamentärschiff feuern.
4 General Müffling kommt nach Constantinopel.
— Die Kaiserin von Brasilien verläßt München.
5 Ali Bey schlägt die Rebellen von Aleppo.
— Die Russen erobern Agathopolis.
6 Krassowsky schlägt den Großvezier bei Matschin und Truly.
— General Church dankt ab.
7 Der Prinz der Afghanen kommt nach Petersburg.
8 Sturz des Ministerium Martignac durch das Ministerium Polignac.
— Paskewitsch schlägt die Lasen bei Chart.
9 Der Sultan verlegt sein Hauptquartier wieder nach Ramis-Tschiftlick.
10 Jubelfeier des Stifters der Homöopathie, Dr. Hahnemann, in Köthen.

August.

11 Tapfere Vertheidigung der Insel Terceira gegen die portugiesische Flotte.
12 Schlacht bei Sliwno.
14 Einfall der Türken in die Wallachei.
17 Eröffnung des Congresses von Hayti.
— Schluß der Tagsatzung in Bern.
— Vollendung der großen Morastentsumpfung bei Laibach.
18 Schluß des Nationalcongresses in Argos.
— General Hesse schlägt die Türken im Sandschak Kabulet.
— Gefecht der Linientruppen und königlichen Freiwilligen in Segovia.
19 Große Hinrichtungen in Constantinopel.
— Die Russen erobern Iniada.
— Entwurf der Rheinschifffahrtscommission.
20 Eroberung von Adrianopel.
— Erklärung des Bundestages in der braunschweig. Sache.
— Heftiger Ausfall der Türken aus Giurgewo.
21 Krönung der Königin von Schweden.
22 Schlacht bei Tampico.
— Chosrew-Mirza's Audienz beim Kaiser von Rußland.
23 Neue Landschaftsordnung in Meinungen.
24 Die Russen erobern Gjumisch-Chane auf dem Wege nach Trapezunt.
25 Die Kaiserin von Brasilien reist von Ostende ab.
— Coburgischer Landtagsabschied.
26 Viamont wird Präsident von Buenos-Ayres.
— Die Russen erobern Enos.
27 Die Königin Maria da Gloria verläßt England und begibt sich zu Plymouth auf das Schiff, daß ihre Stief-

August.

mutter, die Kaiserin von Brasilien, nach Rio Janeiro bringen soll.

27 Der Nationalcongreß von Mexico ertheilt Guerrero die Dictatur während des Krieges.

28 Den Belgiern wird in Notariatsgeschäften der Gebrauch der französischen Sprache gestattet.

29 Die Russen erobern Midia.

— Die Dehli-Baschis vereinigen sich mit den Russen in Erzerum.

September.

1 Eröffnung der Friedensverhandlungen zu Adrianopel.

3 Schluß der brasilischen Kammern.

5 General Müffling verläßt Constantinopel.

9 Der javanesische Häuptling Pakon Mingrat ergibt sich an die Niederländer.

— Commerzienrath Hoffmann in Darmstadt wird freigesprochen.

11 Santa Anna stürmt Tampico. Barradas capitulirt.

12 Aufruhr des General Cordova in Antioquia.

14 Frieden von Adrianopel.

— Sieg der Griechen bei Petra.

— Der Prinz von Calabrien wird zum Alter ego des Königs von Neapel, während dessen Abwesenheit, ernannt.

15 Abschaffung der Sclaverei in Mexico.

17 Sieg der Niederländer über Diepo Negoro.

18 Die Franzosen erobern Teintingue auf Madagaskar.

19 Preußen verändert den Tarif der Rheinzölle.

21 Barradas verläßt Tampico.

— Verurtheilung der Carbonari in Rom.

September.

22 Definitiver Frieden zwischen Peru und Columbia.
25 Capitulation der Türken, wonach sie Livadien räumen.
26 Große Windhose im Gouvernement Minsk.
27 Verhaftung des Marquis von Queluz.
— Der Sultan ratificirt den Frieden von Adrianopel.
28 Versammlung der Naturforscher in Heidelberg.
30 Abreise des Königs und der Königin von Neapel nach Madrid, zur Vermählung ihrer Tochter.

October.

1 Venedig wird zu einem Freihafen erklärt.
2 Don Miguels Gesandter wird von Jackson empfangen.
3 Handelsvertrag Mexico's mit Dänemark und Hannover.
4 Beschluß des niederländischen Ministeriums, wodurch die Freiheit des Unterrichts erweitert wird.
7 Das französische Ministerium erklärt die Räumung Morea's.
7 Suleiman Pascha schlägt die Griechen auf Candia.
8 Sturmfluthen überschwemmen Triest.
9 Paskewitsch schlägt den Pascha von Trapezunt bei Beiburt.
10 Die Franzosen erobern Tamatava auf Madagaskar.
11 Einstellung der Feindseligkeiten am Kaukasus.
— Der mitteldeutsche Handelsverein erklärt seinen Fortbestand bis 1834.
15 Beglaubigung des spanischen Gesandten bei Don Miguel.
— Senkung des Berges Blonay.
16 Geismar schlägt den Pascha von Scutari bei Arnaut-Keliſſi.
— Ankunft der Kaiserin von Brasilien und der Königin Maria da Gloria in Rio de Janeiro.

October.

17 Niederlage und Tod Cordova's bei Santriario.
18 Buenos-Ayres und Santa-Fe verbinden sich gegen die Indianer.
19 Eröffnung der Generalstaaten.
21 Parrot ersteigt den höchsten Gipfel des Ararat.
25 Zeltuschin stirbt. Ihm folgt General Kisselew als Gouverneur der Moldau und Wallachei.
— Uebereinkunft Frankreichs und Preußens, einige Gränzdörfer betreffend.
26 Erdbeben in Chili. Valparaiso zerstört.
28 Der Kaiser von Rußland ratificirt den Frieden von Adrianopel.
— Sailer wird Bischof von Regensburg.
30 Barrazzo Pereira, Gesandter der Königin Maria, wird in New-York arretirt.
— Chosrew-Mirza verläßt Petersburg.

November.

1 Die Personal- und Classensteuer in Oesterreich wird aufgehoben.
3 Eröffnung der Kammer in Darmstadt.
4 Gordon gibt den türkischen Großen auf der Fregatte Blonde einen glänzenden Ball.
7 Verlobung des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prinzessin Mariane von den Niederlanden.
10 Eröffnung des mecklenburg-schwerinischen Landtags.
12 Versammlung der rheinisch-westindischen Compagnie zu Elberfeld.
— Austritt Labourdonnaye's aus dem Ministerium.

November.

13 Humboldt kommt von seiner asiatischen Reise nach Petersburg zurück.
14 Matuschewitsch reist von London ab.
— Der Herzog von Modena succedirt, durch den Tod der Frau Erzherzogin von Este, in Massa und Carrara.
15 Der König von Würtemberg gestattet dem Volk an jedem Freitag freien Zutritt zu seiner Person.
— Der Marquis von Queluz wird verbannt.
16 O' Connels heftige Rede zu Dublin, die Aufhebung der Unionsacte betreffend.
18 Der Blitz schlägt zu Navarin in einen Pulverthurm.
20 Giurgewo wird den Russen übergeben.
23 Guilleminot gibt den türkischen Großen einen Ball in Constantinopel.
26 Venezuela erklärt seine Unabhängigkeit.
— Erdbeben in der Moldau, Wallachei, Siebenbürgen, Gallicien und Odessa.
28 Burg wird als Bischof von Mainz eingesetzt.

December.

1 Rosas wird Präsident von Buenos-Ayres.
6 Der erste gothaische Landtag wird eröffnet.
7 Die bayerischen Landräthe treten in Wirksamkeit.
— Unglücksfall der kaiserlichen Familie in Rio-Janeiro durch einen Sturz aus dem Wagen.
8 Eröffnung des nordamericanischen Congresses.
— Schluß des mecklenburg-schwerinischen Landtags.
9 Capodistrias macht eine Rundreise durch Griechenland.
10 Vermählung des Königs von Spanien mit der Prinzessin Christine von Neapel.

December.

11 Einzug der Königin in Madrid.
— Eröffnung eines außerordentlichen Congresses in Mexico wegen Bustamente's Empörung.
13 Gerard übernimmt an Dentzels Stelle die Leitung der griechischen Truppen.
15 Matuschewitsch kommt nach Petersburg.
— Die fünf servischen Districte werden Servien wieder einverleibt.
— Gefecht der Schleichhändler an der bayerisch-sächsischen Gränze.
18 Niederlage der Zeybeks bei Baindir.
— Der Kaiser von Rußland erläßt denen, die durch den Krieg gelitten, die rückständigen Abgaben.
19 Die Generalstaaten nehmen das zehnjährige Ausgabenbudget und das Jahresbudget an.
— 2500 Franzosen aus Morea landen in Toulon.
22 Empörung in Mexico. Guerrero wird gestürzt.
26 Die portugiesischen Flüchtlinge kommen aus Frankreich auf Terceira an.
27 Schwärmerische Versammlung der Läsare in Schweden.
28 Bittschrift der Einwohner von New-York zu Gunsten der Indianer.

Entschuldigung.

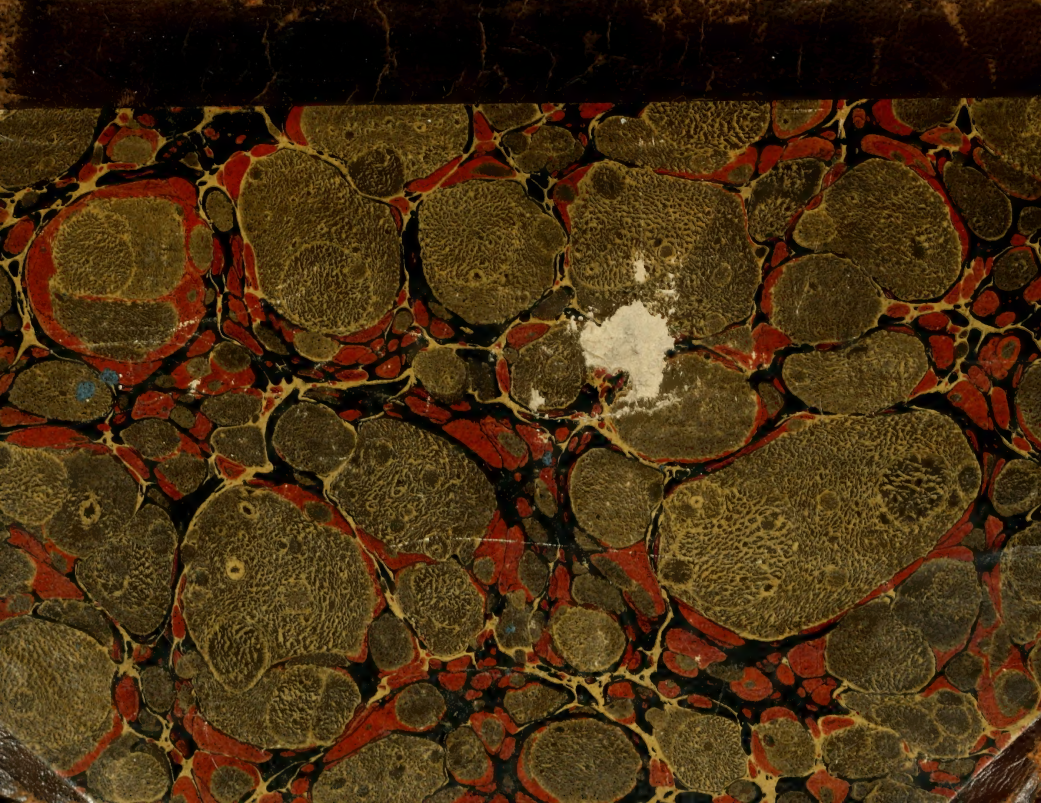
Statt der versprochenen 25 Portraits konnten nur 24 aufgenommen werden, weil das Bildniß Bolivars zufällig mißrathen ist, und in der Kürze der Zeit nicht schnell genug hergestellt werden konnte. Doch wird dasselbe unfehlbar im zweiten Jahrgange nachfolgen.

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	6	von unten	lies: übergeordnet statt untergeordnet.
—	75	—	9	— —	— vergeblich st. angeblich.
—	80	—	8	— —	— Kanone st. Kanonen.
—	109	—	4	— —	— Mächten st. Mächte.
—	129	—	13	— —	— Hydra st. Hydria.
—	142	—	9	— —	— den 5ten st. der 5te.
—	143	—	12	von oben	— Februar st. April.
—	149	—	7	von unten	— ein Potosi st. eine P.
—	150	—	7	von oben	— Polier st. Palier.
—	157	—	7	von unten	— sollte st. sollten.
—	159	—	12	— —	— beide Häuser st. beiden Häusern.
—	160	—	15	von oben	— doch st. noch.
—	189	—	2	— —	— erste st. ersten.
—	209	—	3	von unten	— de st. des.
—	272	—	5	von oben	— von st. an.

D
2
T27
1829

Taschenbuch der neuesten Geschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY